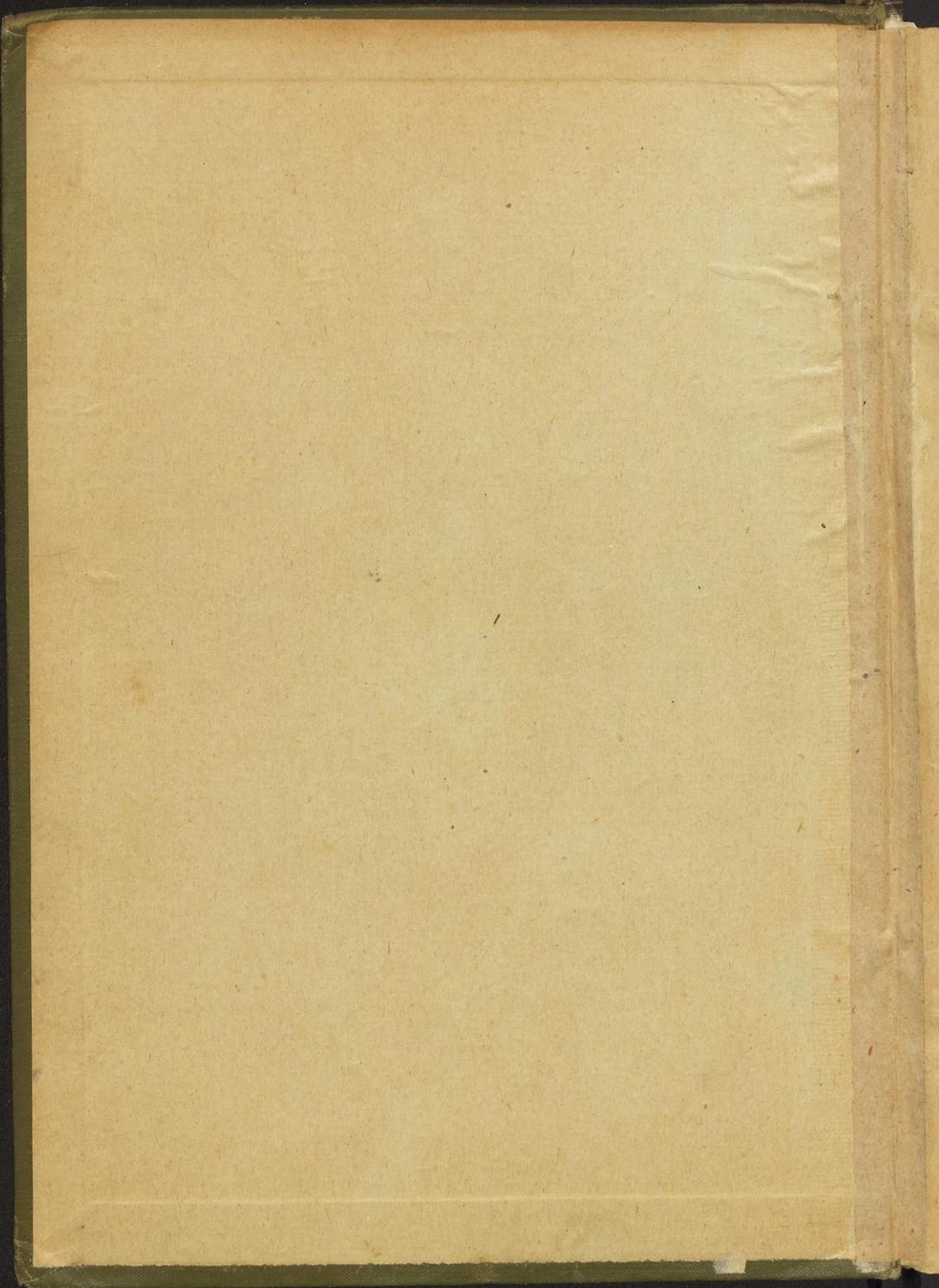


Narodna in univerzitetna knjižnica
v Ljubljani

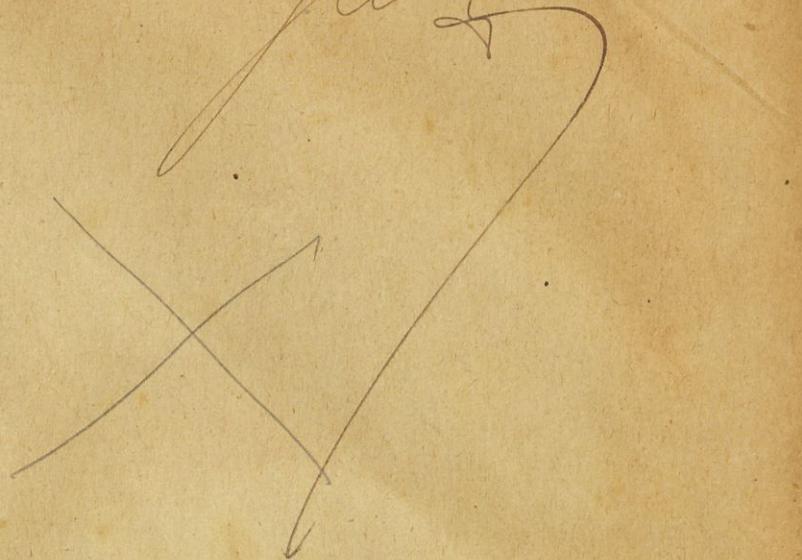
133748

Der
zehnte
Bruder

Reise-Roman
von J. Okič



Pres









A handwritten signature in cursive script, enclosed within a thin-lined oval. The signature reads "P. D. K." The oval is centered on the page below the portrait.

Der Zehnte Bruder.



Reise-Roman

von

J. Okič.

I. Band.



Wörishofen 1901.

Im Selbstverlag.

Sämmtliche Rechte einschliesslich Uebersetzungsrecht vorbehalten.

133748

Druck:
Meisenbach Riffarth & Co.,
München.

133748



F20 119 11955

Vorwort.

„Wer in der Welt herumkommt, kann was erzählen“, sagt ein altes Sprichwort. Das Wandern war auch meine Lust. Schon als Gymnasialschüler bereiste ich in der Ferienzeit nach und nach den grössten Theil unserer Monarchie. Später zog es mich unwiderstehlich nach dem Ausland: ich wollte sehen, was die Menschenkinder in weiter Ferne thun und treiben; wie sie leben und glauben. Am meisten aber zog es mich nach der Balkanhalbinsel, in das schleierumhüllte Osmanische Reich. Endlich ging mein langgehegter, sehnlichster Wunsch in Erfüllung. In diesem und dem nachfolgenden Band gebe ich meine Erfahrungen und Erlebnisse auf der Balkanhalbinsel wieder. Wer die reine Wahrheit herauslesen will, braucht nur die romanhafte Einkleidung abzustreifen.

In den Ländern, welche in diesem Bande beschrieben sind, ist unterdessen schon vieles anders, besser geworden, aber der Kern ist noch immer derselbe geblieben. Es werden noch viele Jahrzehnte in dem Meere der Zeit versinken, bis eine sogenannte Umwälzung vor sich gehen wird. Die Balkanvölker schreiten ungleich langsamer vor als die West-Europäer. Je mehr man sich Konstantinopel nähert, desto dunkler wird es, gleichzeitig aber auch interessanter. Ueber die Balkanhalbinsel und deren Völker wurde schon sehr viel geschrieben, aber nur ein geringer Prozentsatz entspricht der Wahrheit. Man darf durch ein Land, einen Staat nicht mit dem Schnellzug fahren, um am darauffolgenden Tage eine Beschreibung von Land und Leuten liefern zu können, sondern man muss mit und in den Völkern gelebt haben, um sie zu verstehen und kennen zu lernen.

Der zweite Band wird ungleich interessanter und anziehender sein als dieser, weil die Einleitung entfällt und weil die Schilderungen zum grössten Theil noch heute ganz und gar der Wahrheit entsprechen. Schon die beiden ersten Kapitel: „Unter bulgarischen Banditen“ und „Die geraubte Tochter des Sali-Pascha“ bieten eine Fülle des unterhaltenden und zugleich belehrenden Stoffes. Die Banditen und die entführte Miss Stone bilden gerade jetzt genügenden Gesprächsstoff, also ist es dort noch gerade so, wie es vor zwanzig Jahren war. Wenn ich der schönen Leserin und dem verehrlichen Leser mit meiner Arbeit einige angenehme Stunden bereitet habe, bin ich zufrieden; auf Erwerb von Ducaten und megjedijéh darf ich wohl kaum hoffen, aber vielleicht bleiben doch noch einige beschluks oder kesidas für meine Mühe übrig.

Viele Leser werden staunen, dass ich die den fremden Sprachen entnommenen, im Deutschen nicht eingebürgerten Hauptwörter mit dem kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben habe. Ich erachte es für das Passendste, die Schreibweise so zu belassen, wie sie in den Ursprachen, denen diese Worte entnommen sind, üblich ist.

Wörishofen, 15. Dezember 1901.

J. Okić.

Ljudska knjižnica

Narodne čitalnice

■ v KAMNIKU ■



Erstes Capitel.

Bei uns daheim.

Zehn der Söhne hab' ich grossgezogen,
Der Söhne zehn mit eig'ner Milch;
Neun davon der Kaiser hat genommen,
Der zehnte aber musste in die Welt.

(Südslav. Volkslied.)

Mein Heimathdorf ist nicht gross; es zählt nur neunzehn Bauernhöfe, zwei Wirthshäuser und drei Käuschlerhütten mit ungefähr 180 Einwohnern. Der geehrte Leser wird sich vielleicht an den beiden Wirthshäusern stossen und mit Recht behaupten, dass dieselben zu der geringen Einwohnerzahl der Ortschaft in keinem Verhältnisse stehen. Die Wirthshäuser sind auch nicht wegen des Dorfes da; dieselben dienen vielmehr den Strassenfuhrleuten, Marktkrämern und anderm durchreisenden Volk als Rast- und Labestätte. Sie stehen auch nicht in dem Dorfe selbst, sondern am südlichen Ende desselben, zu beiden Seiten der Reichsstrasse einander schräg gegenüber. Von den Dörflein nehmen beide Wirthen nicht zehn Gulden im Jahre ein. Nur ein Ortsinsasse gehört zu den täglichen Besuchern derselben, der Schloss-Tin (Tin = Martin) nämlich; allein er lebt erst seit einigen Jahren unter uns, deshalb betrachtet man ihn im Allgemeinen als nicht zu der erbgesessenen Dorffamilie gehörig. Die Bauern unseres Dorfes besitzen durchwegs eigene Weingärten, halten den würzigen Traubensaft in ihren Weingartkellern und pilgern im Bedarfsfalle mit mehr oder minder grossbäuchigen Čuturas*) „auf die Höhe“, um den von Aussen meist mit Schimmel bedeckten Weinfässern zur Ader zu lassen.

Meine Landsleute sind practische Menschen. Sie könnten ihre Weinvorräthe auch zu Hause halten, an Unterbringungsraum fehlt es sicherlich nicht, allein in diesem Falle würden dieselben zu schnell den Weg zum Magen finden. Die Traube reift nur einmal im Jahre und das Jahr ist lang. Man muss daher zuschauen, wie man mit dem Jahresertrage des Weingartens bis zur nächsten Weinlese auskommt. „Aus den Augen, aus dem Sinn“, sagt ein altes Sprichwort. Ist kein Wein im Hause, so geht man, besonders im Winter, wo die Arbeit ruht und der Körper keiner besonderen Stärkung bedarf, zum Wasserkübel und befriedigt das Verlangen der Natur.

*) Čutura (spr. tschutura) ist ein medaillonartiges Holzgeschirr, welches bei den Süd- und Orientslaven zur Aufbewahrung von Getränken allgemein in Verwendung steht und am Umhängeriemen oder auch am Gürtel getragen wird.

So war es bei uns daheim noch in den fünfziger Jahren; heute ist es leider nicht mehr. Gegenwärtig findet man eine Woche nach der Weinlese in allen Kellern der ausgedehnten Weinbergkette keine fünf Liter Wein, weil die Thürschlösser nicht mehr sperren. Auch in dem Dorfe selbst ist Vieles ganz anders geworden. Die Familienväter von dem alten Schlage haben sich zur Ruhe gelegt, ihre Nachfolger aber sind aus den Stäufen ihrer Vorfahren getreten, haben den Weg in die Wirthshäuser gefunden und mehrere derselben bereits Haus und Hof durch die Gurgel gejagt. Auf der einst so sehr belebten Reichsstrasse könnte man ungestört Getreide dreschen, denn die wenige Kilometer von unserem Dorfe entfernte Eisenbahnstrasse hat den Verkehr von derselben abgelenkt und an sich gezogen. —

Damals wucherte auch die Vereinsmeierei auf dem Lande noch nicht so, als heute. Auch die Zeitungen waren meist unbekannte Dinge. Wozu auch eine Zeitung halten, wenn man in derselben nicht zu lesen versteht? In unsere aus siebzehn Ortschaften und einem Städtchen zusammengesetzte Pfarre kam wöchentlich nur eine Nummer der „Danica“*), auf welche der Kaplan abonnirt war. Der Pfarrer, ein alter kränklicher Herr, kümmerte sich um die Vorkommnisse in der Aussenwelt gar nicht. Wir hatten wohl auch einen Schullehrer und eine Schule, allein letztere war so schwach besucht, dass der Lehrer, theils von der Wucht der Jahre gebeugt, theils von dem Collecturtropfen**) „angekränkelt“, an dem Schultische lehnend, regelmässig sein Nachmittagsschlafchen machen konnte, ohne dass er von seiner Pflicht etwas vergeben oder versäumt hätte.

„Ich kann den Kindern das Wissen nicht mittelst eines Trichters eingiessen“, pflegte Herr Fink zu sagen. „Wenn einer aber etwas lernen will, so bin ich immer da, um es ihm zu zeigen; ein Dickschädel aber wird es nie zu etwas bringen, selbst wenn ich meine Lunge an ihm ausschreien sollte.“

Und so war es auch.

Es scheint, dass alle meine Nachbarn Dickschädel waren, denn von denselben konnte kein einziger das a von dem i unterscheiden. Eine Ausnahme davon machte unser Haus, denn meine Mutter verstand prächtig zu lesen, in unserer Sprache selbstverständlich. Von der Schreibkunst hatte sie zwar keine Ahnung, aber das war auch nicht nothwendig. Mein Vater dagegen beherrschte das Feld der Zahlen in ihren Grundelementen, die Zusammensetzung derselben dagegen war ihm fremd. Er kannte auch das lateinische a. Aus welchen Quellen er sein für die damalige Zeit bei uns umfassendes Wissen geschöpft, konnte ich niemals mit Bestimmtheit erfahren.

Was war daher natürlicher, als dass sich der Keim des Genies meiner gelehrten Eltern auf mich fortpflanzte und, obwohl nicht am Besten gepflegt, vortrefflich zur Entwicklung gelangte? In drei Jahren rückte ich bis zum Obermusterschüler hinauf, also zu der höchsten Ehrenstelle, die ein Landeschullehrer der damaligen Zeit zu vergeben hatte. Als solcher hatte ich nicht nur über die Ruhe der „dreiklassigen Herde“, wie Herr Fink seine Zöglinge beiderlei Geschlechter zusammengenommen betitelte, zu wachen, sondern ich war auch, ich möchte sagen, die Seele des Unterrichts. Auch der Kaplan, welcher der Schuljugend den Religionsunterricht ertheilte, mochte mich sehr gut leiden.

*) Deutsch Morgenstern, eine bekannte slovenische Zeitschrift katholischer Richtung.

**) Collectur = Wein für geleistete Messnerdienste.

Eines Herbstnachmittags beschied mich letzterer zu sich und händigte mir einige Nummern der „Danica“ ein mit den Worten:

„Nimm diese Blätter mit nach Hause und lies Deinen Nachbarn daraus vor. Es ist gut, dass die Leute wissen, was in der Welt vorgeht. Auch Dir wird es nicht schaden. Die Blätter bringe mir gelegentlich zurück, damit ich dieselben anderweitig ausleihen kann.“

Hei diese Freude! Meine Schulgenossen konnten mir auf dem Heimwege kaum folgen. Und erst zu Hause! Ich fiel mit der Thür in die Wohnstube.

„Vater, Mutter, die Zeitungen, die Zeitungen!“ rief ich, das gedruckte Papier in der Luft schwingend.

Mit hastigen Worten erzählte ich, auf welche Weise ich in den Besitz derselben gekommen und vergass dabei auf Hunger und Müdigkeit. Als ich meiner Mutter in das Gesicht sah, bemerkte ich, dass ihre Augen thränenfeucht waren.

Die Kunde, dass ich Zeitungen heimgebracht, verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch das Dorf. Noch an demselben Abend versammelte sich ein grosser Theil der Männer unserer Ortschaft in dem Hause meines Vaters, um zu hören, was in der Welt vorgeht. Die Mehrzahl derselben hatte eine Zeitung noch gar nie in ihrem Leben gesehen, geschweige denn daraus lesen gehört. Ich begann zu lesen und stiess bald auf die Nachklänge des Krimkrieges, und gerade das war es, was meine Heimathsgenossen besonders interessirte. Der Vorlesung folgte die Diskussion über das Gehörte. Die Nachbarn verliessen in vorgerückter Abendstunde befriedigt unser Haus.

Mein Gelehrtenruf war gemacht. „Janko, was steht in der Zeitung?“ war die stets sich wiederholende Frage, die an mich gerichtet wurde, wo ich mich zeigte. „Wird bald wieder ein Krieg ausbrechen?“

Keine Regel ohne Ausnahme. Unter den Ortsinsassen befand sich einer, dem meine neue Stelle in die Augen stach, weil ich dadurch sein Ansehen schmälerte und als Neuigkeitenverbreiter auf eine gefährliche Weise seine Wege kreuzte. Dieser Mann war der Schloss-Tin. Er hiess eigentlich Martin Topola, allein wir nannten ihn nie anders als Schloss-Tin. Sein Beiname rührte von seinem mehr als vierzigjährigen Aufenthalte in dem nahen Herrenschlosse Krokargrad her, wo er anfangs als Hirt und Ochsenknecht diente, im Laufe der Zeit sich aber bis zum Gutsaufseher emporarbeitete und auf dem Schlosse, ich möchte sagen, die massgebende Persönlichkeit war. Zu derselben Zeit gab es noch keine gelehrte Verwalter, chemieschwangere Oeconomieleiter und aufgeblasene Güterinspectoren. Die Wirtschaftsaufseher jener Periode waren im praktischen Leben ergraute Männer, die mit Lust und Liebe an der Arbeit hingen und vor Allem das Wohl ihrer Brodherren im Auge behielten. Dass dabei auch ihre eigenen Taschen nicht leer ausgingen, ist leicht begreiflich.

Nach der Aufhebung der Frohnde konnte sich der alte Baron von Vinagora nicht mehr zurechtfinden, deshalb legte er sich eines Tages nieder und schlummerte nach kurzem Leiden ins Jenseits hinüber. Auch Martin verwünschte alle Neuerungen, schimpfte aus allen Tonarten darauf los und besuchte abwechselnd die beiden Strassenwirthshäuser, um, wie er sagte, den Zorn hinabzuschwemmen. Die verwittwete Schlossinhaberin, die

das Landleben niemals so recht liebgewinnen konnte, fand einen Käufer, setzte ihrem treuen Diener eine Leibrente aus und verliess unsere Gegend. Wohin sie sich gewandt hatte, wusste man nicht recht; einige behaupteten, sie wäre zu ihrem in Wien wohnenden Bruder gezogen.

Martin Topola aber blieb unter uns, kaufte eine an der Reichsstrasse gelegene Wiese, verwandelte dieselbe in einen ansprechenden Obst- und Blumengarten, baute in dessen Mitte ein nettes Häuschen und lebte wohlgemuth in demselben. Er war ein geborener Neuigkeitskrämer. Solange sein Brodherr lebte, hatte es diesbezüglich keine Noth, denn er behandelte seinen Diener wie seinen Freund und Vertrauten und theilte ihm alle wichtigeren Ereignisse mit. Nach dessen Tode versiegte aber diese bis dahin unerschöpfliche Quelle, deshalb musste sich Martin, der von seinen Gewohnheiten nicht mehr lassen konnte, um neue Fundgruben umsehen. Diese konnte er aber nur in den beiden Strassenwirthshäusern finden. Die Fuhrleute wussten so manches zu erzählen, noch mehr aber die Wanderburschen. Der Schloss-Tin kam bei den letzteren mit Vergnügen auch für die Zeche auf, nur um von denselben Neuigkeiten zu erfahren, die er sodann nach Belieben einkleidete, verdaute und gelegentlich weiter verbreitete. Dass er dabei auch nicht auf sein eigenes Ich vergass, bewies sein täglich röther werdendes Gesicht, dessen Bergspitze bereits merklich in das Blaue hinüberspielte. Dieser Weg zu den Tagesereignissen blieb dem guten Alten auch nach meiner Vorrückung zum Vorleser offen, allein dabei hatte es dennoch einen Haken.

„Was Du uns erzählst, kann wahr oder auch nicht wahr sein“, entgegnete ihm eines Tages unser rechtsseitiger Nachbar Melnik, als der Schloss-Tin besonders dick aufgetragen hatte. Die Wanderburschen sind geriebene Kerle, die Dich blau anlaufen lassen können, ohne dass u es auch nur ahnst, was aber in der Zeitung steht, ist heilig wahr, sonst würde man es nicht drucken.“

Der gute Naturmensch kannte das Sprichwort: „Erlogen wie gedruckt“ nicht. Der Schloss-Tin schwieg bei dieser Einwendung betroffen. Nach einer Weile kraute er sich hinter dem rechten Ohr und meinte:

„Ich kann Euch nur das sagen, was ich von Anderen höre und stehe für die Richtigkeit des Erzählten nicht ein.“

Gegen diese Behauptung liess sich freilich nichts einwenden, allein in den Neuigkeitenkultus des guten Tin wurde dessen ungeachtet eine kaum wieder auszubessernde Bresche geschlossen. —

Dem langen und strengen Winter folgte der Alles wieder belebende Lenz. Die Arbeit auf Feld und Flur nahm wieder ihren Anfang und setzte meiner Vorleserthätigkeit ein Ende. Eines Tages schickte mich die Mutter nach der nahe gelegenen Mühle. Ich musste an den Strassenwirthshäusern vorbei. Der Schloss-Tin sass, wie gewöhnlich, im Schatten der dichtbelaubten Linde vor der unteren Schenke und hatte sein obligates Seidelfläschchen vor sich stehen. Er war ein sogenannter Seidelstecher, d. h. er liess sich nie mehr als einen Seidel vorsetzen, allein dies wiederholte sich täglich wenigstens ein dutzendmal.

„Wohin des Weges, Janko?“ fragte er mich, meinen Gruss erwiedernd.

„Ich gehe zur Mühle“, erwiederte ich.

„Magst ein Glas Wein trinken?“

„Ich danke Euch, Onkel Tin,“ erwiederte ich und wollte meinen Weg fortsetzen.

„Mache doch nicht so eilig, als ob es in der Mühle brennen möchte.“ Ich lenkte ein und näherte mich schüchtern seinem Tische.

„Was giebt es Neues in der Welt?“ fragte mich der Schloss-Tin, während er mir das Weinglas entgegenhielt.

„Nichts von Bedeutung“, erwiederte ich und that ihm Bescheid.

„Janko, Du könntest mir eine Gefälligkeit erweisen.“

„Mit Vergnügen, Onkel Tin, wenn es nur in meiner Macht steht. Womit kann ich Euch dienen?“

„Jetzt kommen die Bauern ohnehin nicht zu Euch, um die Neuigkeiten zu hören, ich allein aber getraue mich nicht, im Hause Deines Vaters lästig zu erscheinen. Möchtest Du nicht zuweilen zu mir kommen und mir etwas vorlesen? Ich kann ohne Neuigkeiten nicht leben. Du brauchst aber nicht zu glauben, dass ich diese Gefälligkeit umsonst verlange; ich will Deine Mühe entschädigen. Hier hast Du gleich eine Anzahlung.“

Bei den letzten Worten griff er in die Tasche, holte eine Münze hervor und händigte mir dieselbe ein.

Ein Silbergroschen! Eine so grosse Summe nannte ich bis dahin noch gar nie mein Eigen. Für einen Silbergroschen wäre ich fünf Stunden weit und zurückgelaufen. Meine Mutter gab mir wohl hie und da einen Kreuzer, aber zu einem Silbergroschen verstieg sie sich nie.

Ich presste das seltene Geldstück fest in der Hand, steckte zur grössten Sicherheit die Faust in die Tasche, bedankte mich mit dem Versprechen, noch an demselben Tage bei meinem Wohlthäter zu erscheinen und trabte fort.

Der Silbergroschen des Schloss-Tin war ein fester Kitt, der mich und meinen Gönner zu inniger Freundschaft verband. Ich wurde Martins eifriger Vorleser, er dagegen ein noch eifrigerer Verbreiter der ihm von mir mitgetheilten Neuigkeiten. Ja, er ging noch weiter. Hörte er in einer der beiden Schenken etwas Interessantes, was jedoch selbst nach seinem Dafürhalten der Wahrheit und Wirklichkeit nicht vollends entsprach, so modelte er das Gehörte nach seinem Geschmack um und gab es den Bauern auf dem Wege, auf dem Felde oder wo er einen derselben antraf, als eine der „Danica“ entnommene Nachricht. Dadurch erreichte er seine Absicht. Man glaubte es ihm und mehr verlangte er nicht.

* * *

Es war am Martiniabend des Jahres 186*. Der Martinitag ist bei uns ein Volksfeiertag. Am Martiniabend verändert sich nähmlich der Weinmost in Wein, deshalb trinkt man an jenem Abend mehr als gewöhnlich, theils um von dem Weinmoste Abschied zu nehmen, theils um bei anbrechender Nacht den Wein zu begrüssen. Wir hatten ein gutes Weinjahr. Auf Wunsch meines Vaters hatte ich für denselben Abend den Beginn meiner Vorlesungen für die anrückende Winterperiode festgesetzt, er selbst aber war gleich nach dem Mittagstische „auf die Höhe“ hinaufgefahren, und hatte ein vollgefülltes Eimerfässchen*) heimgebracht, um meine Nachbarn zu be-

*) Unterkrainer Eimer = 20 Maass.

wirthen. Während der Abwesenheit meines Vaters setzte ich die Familienhäupter von der Wiederaufnahme meiner Vorlesungen in Kenntniß, hätte mich aber beinahe selbst Lügen gestraft. Die guten Leute warteten mir überall mit Weinmost auf und als ich wankenden Schrittes unsere Wohnstube betrat, sah ich im wilden Reigen Alles doppelt um mich tanzen. Ein starker schwarzer Kaffee, — meine Mutter hielt die Kaffeebohnen als Heilmittel im Hause — und ein kurzer Schlaf brachten mich bald wieder in die halbwegs normale Lage. Die Nachbarinnen beeilten sich mit der Zubereitung des Nachtessens, um die Männer an der Theilnahme an der Vorlesung nicht zu hindern.

Mit dem Fortschreiten des Abenddunkels begann sich auch unsere Wohnstube zu füllen. In einer halben Stunde waren alle Bänke und Betten mit Zuhörern besetzt, selbst der grosse, oben abgeflachte Kachelofen musste sich die nicht unbeträchtliche Last von mehreren menschlichen Körpern gefallen lassen. Mein Vater thronte, wie gewöhnlich, in dem ausgerundeten, sogenannten Ofenwinkel. Die Mutter stellte einige Weinkrüge auf den Tisch. Die jungfräuliche Thräne der Rebe brachte das Gespräch bald in den besten Fluss, was mir in meiner mäusejämmerlichen Lage nur angenehm war.

„Wo nur der Schloss-Tin so lange weilt?“ sagte Vodopivec-Franzl, der den alten Herrschaftsaufseher bei jeder Gelegenheit zu necken suchte.

„Sei ohne Sorgen um, ihn er wird gewiss nicht ausbleiben,“ erwiederte Rusak, der älteste Bauer im Dorfe. „Er würde eher eine Sonntagspredigt auslassen, als eine Vorlesung versäumen.“

Gleich darauf ging das Zaunthor auf. In dem Hofe hörte man Schritte.

„Da ist er schon!“ meinte ein Dritter. „Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt.“

In dem nächsten Augenblicke ging die Stubenthür auf und in der selben erschien der Schloss-Tin von dem Knechte und von der Magd des unteren Wirthshauses gefolgt.

„Guten Abend, meine liebwerthen Nachbarn!“ sagte der Gutsaufseher, dessen Gesicht das intensive Roth des ältesten Truthahnkopfes zu schanden gestellt hätte. „So zahlreich habe ich Euch noch nie beisammen gesehen! Das freut mich mehr, als ich Euch sagen kann. — Kinder stellet Euere Sachen auf den Tisch und dann geht in Gottes Namen wieder nach Hause.“

Die Dienstboten entledigten sich ihrer Bürde, die Nachbarn aber rückten zusammen, um dem neuen Gaste bei dem Tische Platz zu machen.

„Aber, Bruder Martin, warum machst Du dir Unkosten?“ sagte mein Vater, als er die Herrlichkeiten auf dem Tische bemerkte. „Ich habe doch auch Wein zu Hause.“

„Gott segne Dir ihn, Bruder Miha!“ erwiederte Martin. „Ich weiss es aus Erfahrung, denn Du hast mir Deinen guten Tropfen schon oft vorgesetzt, ohne mir Gelegenheit zum Abkehren zu bieten. Mutter Agnes, schaffe ein paar grosse Teller herbei.“

Meine Mutter stand auf um das verlangte herbeizuholen, Tin aber machte sich unterdessen an das Entleeren des von der Wirthsmagd auf den

Tisch gestellten vrbas.*). Derselbe enthielt eine gebratene Gans, ein prächtiges Milchferkel und einige Weissbrotwecken.

„Aber, Freund Martin, das war wohl nicht notwendig,“ meinte meine Mutter, während sie die Holzteller auf den Tisch stellte.

„Ich weiss wohl ganz gut, dass niemand von Euch hungrig ist, aber ich that es dennoch, denn ... Rathet einmal, warum? He, he?“

Alle schwiegen.

„Nun ganz einfach deshalb, weil heute mein Namenstag ist.“

„Háááh!“

„Man trinkt leichter, wenn man etwas zum beissen dabei hat,“ fuhr Tin fort, während er sich zum Zerlegen des Bratens anschickte. „Durstig werden wir hoffentlich auch nicht sein. So lange der Wirth noch Kreide hat, werden wir, so Gott will, nicht vor Durst sterben.“

„Wer so viele verschimmelte Thaler und Zwanziger sein Eigen nennt, als Ihr, Bruder Martin, der ist auf die Kreditgewährung des Wirthes wohl nicht angewiesen,“ meinte Vodopivec.

„Bist Du mir vielleicht neidisch?“

„Gewiss nicht; ich habe nur gemeint.“ —

Martin machte gleichzeitig auch den Aufwärter. Bei Wein und gutem Bissen vergasssen die guten Leutchen die Tagesneuigkeiten. Diese prosaische Stimmung stellte das Wiederaufleuchten meines geistigen Lichtes gewissermassen in den Hintergrund und kränkte mich. Ich packte daher mein gedrucktes Zeug zusammen und drängte mich zu dem Tische vor. Martin errieth meine Absicht und sagte:

„Meine Freunde ich möchte Euch etwas sagen“ ...

„Gewiss eine interessante Neuigkeit,“ fiel ihm der neckische Vodopivec ins Wort.

„Etwas mehr Bescheidenheit würde Dir gar nicht schaden, Vodopivec-Franzl,“ entgegnete in ernstem Tone der Schloss-Tin. „Du bist kaum zehn Jahre verheiratet und willst Dich schon unter die Männer mischen und das grosse Wort führen.“

Diese Zurechtweisung wirkte.

„Was wolltest Du sagen Freund Martin?“ fragte der Altbauer Ocvirk-Tone den Gutsaufseher. Altbauer nannten wir ihn zum Unterschiede von seinem den gleichen Namen führenden Sohne, der kurz vorher von seinem Vater das Anwesen übernommen hatte.

„Weil wir gar so gemüthlich beisammensitzen,“ erwiederte Martin, „so möchten wir, wenn es Euch recht ist, heute auf Jankos Vorlesung verzichten und dieselbe auf morgen verlegen. — „Damit wir Dich dadurch aber nicht beleidigen,“ fuhr er zu mir gewendet fort, „so schenke ich Dir etwas.“

Bei den letzten Worten liess er einen Silberzwanziger in meine Hosen tasche gleiten. Die Nachbarn waren mit dem Vorschlage Tins einverstanden und das Gespräch spann sich in der ländlich-gemüthlichen Weise fort. —

Das Zaunthor knarrte abermals.

*) Vrbas ist ein grosser, kreisrunder Korb ohne Henkel, der mit Hilfe einer eigens dazu hergestellten wurstartigen Unterlage (zvitek) auf dem Kopfe getragen wird. Das Wort stammt von vrbá, die Weide her, weil die Holzkörbe ausschliesslich aus Weidengeflecht hergestellt sind.

„Wer kommt denn jetzt noch?“ fragte Martin. Niemand konnte auch nur ahnen.

„Gott zum Gruss!“ sagte ein dürftig gekleideter Mann, der gleich darauf die Stubenthür öffnete. „Mir scheint, hier wird heute eine Hochzeit gefeiert. Gott segne das Mahl!“

„Oho, der Zehnte Bruder!“ riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Heute hast Du dich aber verspätet, Freund Barthel,“ meinte mein Vater.

„Was wollt Ihr, Vater Miha!“ erwiederte der verspätete Gast. „Heute ist Martini. Die guten Leute haben mir hie und da ein Glas Wein vorgesetzt. Beim Trinken wird man gesprächiger als gewöhnlich und so geschah es, dass ich später gekommen bin, als sonst.“

Der mit dem Beinamen der Zehnte Bruder angesprochene Mann hieß eigentlich Johann Prelesnik und war seiner Beschäftigung nach Hadernsampler. Er kam, ich glaube aus der Steiermark, noch als Kind in unsere Gegend, diente bei verschiedenen Bauern anfangs als Hirt, später als Knecht und griff schliesslich, der Abhängigkeit und schweren Arbeit müde, zum Hadernsack.

Barthel hielt beim Trinken mit, beteiligte sich jedoch nicht an dem Gespräch der Gesellschaft.

„Vater Miha, Ihr erlaubt wohl, dass ich bei Euch übernachte, nicht wahr?“ fragte Barthel nach einer Weile meinen Vater.

„Freilich, freilich,“ erwiederte der Gefragte. „Nur die Tabakpfeife lass in der Stube, damit kein Unglück geschieht. Vergiss auch nicht die Stallthür ordentlich zuzumachen, denn die Nacht wird kalt sein!“

Zündhölzchen brauchte Bartel nicht zu deponieren, weil er keine mit sich führte. Damals bedienten sich die bäuerlichen Tabakraucher zur Erzeugung des Feuers noch ausschliesslich des Stahles in Verbindung mit Schwamm und Feuerstein. Barthel legte seine Pfeife auf das Wandgestell und verliess die Wohnstube.

„Der Zehnte Bruder!“ meinte geringschätzend der Gutsaufseher. „Barthel ist soviel der Zehnte Bruder, als ich, der ich nur drei Geschwister hatte. Er ist nichts weiter als ein Landstreicher, dem die zwar nicht leichte, dafür aber ehrliche Feldarbeit nicht gefällt. Alle Achtung vor den wirklichen Zehnten Brüdern, aber Barthel Prelesnik ist ein solcher nicht.“

„Vielleicht ist er aber doch ein Zehnter Bruder,“ meinte der Nachbar Mramor.

„Von Dir, Mramor-Josel, hätte ich eine solche Einwendung ganz bestimmt nicht erwartet,“ entgegnete der Gutsaufseher. „Barthel ist ein halber Tölpel, wie kann er also ein Zehnter Bruder sein? Die Zehnten Brüder sind grundverständige Leute, die auf ihren Wanderungen viel Gutes stiften, können, wenn das Böse in ihrer Seele die guten Eigenschaften derselben nicht erdrückt.“

„Man sagt, dass sie die Weibsbilder gern haben,“ bemerkte Vodopivec.

„Hierin hast Du wohl recht,“ erwiederte der Schloss-Tin. „Auch diesbezüglich unterscheiden sie sich von andern Männern. Wenn sich unsereiner, Gott verzeihe mir meine Sünden, in ein Frauenzimmer verschaut und in dem Herzen desselben eine günstige Aufnahme findet, so kümmert er sich um den ganzen Tross der übrigen Evas-Töchter nicht weiter. Bei dem

Zehnten Bruder dagegen nimmt das Gefühl der Liebe gar nie ab. Dabei wird er aber von einem besonderen Verhängnisse verfolgt. Der Zehnte Bruder ist aber hinsichtlich der Liebe kein loser Vogel, sondern er liebt mit Wärme und Hingebung, gelangt jedoch selten zum Ziele. In der Regel werden seine Zukunftspläne in dem Augenblicke, in welchem er seiner Sache vollkommen sicher zu sein glaubt, durch ein widriges Geschick unverhofft und ohne Erbarmen vernichtet.“

„Bruder Martin, hast Du schon einen Zehnten Bruder gesehen?“ fragte der alte Rusak.

Der Schloss-Tin antwortete nicht gleich, sondern liess seinen Blick durch die Wohnstube gleiten und schien über etwas nachzudenken.

„Ich? Gewiss habe ich einen Zehnten Bruder schon gesehen und mit ihm auch verkehrt,“ erwiderte Tin nach einer Weile mit gedämpfter Stimme.

„Ist es wahr? Wo? So erzähle doch!“ riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Er wohnt nicht weit von hier.“

„Das ist aber schon nicht wahr,“ entgegnete der alte Rusak. „Ich kenne zwei Stunden im Umkreise alle Männer und weiss ganz bestimmt, dass unter denselben kein Zehnter Bruder ist.“

„Denket ein wenig nach!“

„Nein, nein!“ meinte ein anderer alter Bauer, „auch ich bin wenigstens in drei Bezirken herum gewesen, habe aber in diesen Gegenden nie von einem wirklichen Zehnten Bruder gehört.“

„Brüder ist ein Verlass auf Euch?“ fragte der Gutsaufseher hierauf im ernsten Tone.

„Zweifelst Du daran?“ hörte ich mehrere Nachbarn fragen.

„Nun so hört! Herr Peregrin, mein Miether ist ein Zehnter Bruder..“

„Háááááh! Der stolze Mensch... der Hexenmeister... der schwarze Mann mit dem unheimlichen Blick!“ hallte es wirr durcheinander.

„Was habt ihr gesagt, stolz ist er?“ greinte Martin. „Na, wenn Herr Peregrin stolz ist, so weiss ich nicht, wer auf dieser Welt nicht stolz ist! Im Gegentheil er ist leutseliger, als wir alle zusammen. Es ist allerdings wahr, dass er ein klein wenig wortkarg ist, allein dies liegt in seiner Natur. Wenn er sich aber einmal erwärmt, dann spricht er wie ein aufgeschlagenes Evangelium.“

„Er soll sich sogar die Kost aus dem Wirthshause in seine Wohnung bringen lassen,“ meinte der alte Rusak.

„Mein Gott, das ist doch nichts schlechtes! Er will sein Essen in Ruhe verzehren, deshalb lässt er es sich nach Hause bringen. Die Haupt- sache aber dabei ist, dass er dasselbe bezahlt und dies thut er redlich. — Mir scheint, einer von Euch habe behauptet, dass er ein Hexenmeister sei...“

„Das habe ich gesagt,“ unterbrach Vodopivec den Sprecher „und dies mit vollem Recht.“

„Wie meinst Du das?“

„Wenn er kein Zauberer ist, warum geht er jeden Abend mit dem Buche in der Hand auf unseren Feldwegen herum? Den Hagel abwenden kann er nicht, weil er kein Priester ist, also will er denselben nur auf unsere Saaten lenken.“

„Sei nicht böse, Vodopivec, aber Du bist wenigstens um eine Mannes- spanne dümmer als der Klemenc-Jaka. Er kümmert sich um den Hagel

und um unsere Saaten so viel, als Du um den vorjährigen Schnee. Wenn er durch die Felder geht, so thut er dies um Bewegung zu machen. Glaubst Du, dass es wirklich angenehm ist, den ganzen Tag in der Stube zu hocken und zu schreiben, dass die Finger krachen? Beim Schreiben muss man aber auch denken und das Denken ermüdet nicht weniger, als körperliche Arbeit. Oder bist Du diesbezüglich einer anderen Meinung?“

Vodopivec antwortete nicht.

„Was schreibt er denn?“ fragte mein Vater.

„Diese Frage beschäftigte anfangs auch mich“, erwiderte der Schloss-Tin. „Eines Abends, als Herr Peregrin besonders gut gelaunt war, nahm ich mir ein Herz und fragte ihn, was er in jenem grossen Buche mit vergoldeter Einbanddecke niederschreibt. „Geschichten aus meinem Leben“, erwiderte Herr Peregrin freundlich und erzählte mir von seinen Erlebnissen aus der Türkei und Gott weiss noch von wo.“

„Was erzählte er Euch denn?“ fragte Vodopivec den Schloss-Tin

„Mein Gott, was soll ich Dir sagen!? Er sprach von türkischen Frauen, bei welchen man nur die Augen sieht, alles Uebrige ist verhüllt. Wenn man aber so einer Türkin ins Auge schaut und von den Türken bemerkt wird, so ist es mit dem Leben aus. Auch von den Zigeunern und von ihrem König erzählte er mir. Es hat nicht viel gefehlt, dass er selbst Zigeunerkönig geworden wäre.“

„Ein Mensch, der mit Zigeunern umgeht, ist in meinen Augen kein Mensch mehr!“ ereiferte sich der alte Dojman. „Jetzt halte ich aber schon gar nichts Gutes mehr von ihm.“

„Du sprichst, wie Du es verstehst“, erwiderte Martin. „Ihr habet hier leicht auf die Zigeuner loschimpfen, bedenket dabei aber nicht, dass der Mensch in seinem Leben, besonders wenn er jahrelang in der Welt herumkugelt, häufig in eine unangenehme Lage gerathen kann und sich selbst Leuten anschliessen muss, die er sonst verachtet. „Man muss mit den Wölfen heulen“, sagt ein altes Sprichwort.“

„Aber wenn er ein ehrlicher Mensch ist, warum lebt er nicht in einer Stadt unter Seinesgleichen, sondern zieht sich in ein stilles Dorf zurück?“ wendete Rusak ein. „Ich glaube vielmehr, dass er ein Deserteur, oder sonst ein Verbrecher ist, der das Licht scheut und sich vor den Verfolgungen der strafenden Gerechtigkeit versteckt hält.“

„Wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, so muss ich gestehen, dass zuweilen auch mich solche Gedanken anwandeln“, fuhr der Schloss-Tin fort, „allein ich wurde bald eines Besseren belehrt. Eines Tages ging ich auf das Schloss, um die paar Groschen meines Ruhegehaltes zu beheben. Was ich sah, konnte ich fast nicht glauben. Ich meinte zu träumen oder eine mir von dem Weindunste vorgegaukelte Erscheinung zu sehen; allein es war kaum neun Uhr Vormittags, also zu einer Zeit, in welcher ich höchstens fünf Seidel getrunken hatte.“

„Was hast Du gesehen, Bruder Martin?“ fragte ein Bauer.

„Ich sah unsern Herrn Bezirksvorsteher mit Herrn Peregrin Arm in Arm vor dem Schlosse auf und ab spazieren und wie zwei gute alte Freunde mit einander verkehren. Ein Mensch, mit welchem unser Herr Bezirksvorsteher Arm in Arm spazieren geht, kann kein Verbrecher sein! Habe ich recht oder nicht?“

„Das ist allerdings wahr, allein daraus folgt noch immer nicht, dass er ein wirklicher Zehnter Bruder ist“, wendete Vodopivec ein.

„Wenn er es mir aber selbst gesagt hat!“ erwiderte Martin.

„Ah sooo? Das ist freilich etwas Anderes. Aber warum habt Ihr uns früher nie davon erzählt, Martin?“

„Er hat mir es zwar nicht verboten, allein aus seinen Reden glaubte ich schliessen zu können, dass ihm dies nicht angenehm wäre, deshalb schwieg ich. Ich hätte auch heute kein Wort darüber gesagt, wenn nicht zufälligerweise der Lumpenbarthel in unserer Gesellschaft erschienen und durch seine Anwesenheit das Gespräch auf diesen Gegenstand gelenkt hätte. Ich bitte Euch jedoch, reinen Mund darüber zu halten. Wenn Herr Peregrin davon erfährt, so würde es ihm vielleicht nicht recht sein und ich könnte am Ende sogar die drei Münz,*) die er mir monatlich für das Stübel bezahlt, verlieren. Drei Münz im Monat machen im Jahre eine hübsche Summe aus, besonders in diesen schlechten Zeiten, wo das Geld immer seltener wird.“

„Aber schreiben könnte er in der Stadt eben so gut als auf dem Lande, oder vielleicht noch besser“, meinte der Altbauer Ocvirk.

„Das habe ich auch gemeint, allein Herr Peregrin sagt, dass man in einer Stadt nicht jene Ruhe haben kann, als auf dem Lande und hierin hat er jedenfalls recht. In meinem Hause stört ihn gar nichts. Ueber mein Stübel kann er sich auch nicht beklagen. Die Einrichtung ist fast noch neu; der gute Herr Baron, Gott habe ihn selig, hatte dieselbe vor fünfzehn oder zwanzig Jahren für sein Rauchzimmer aus der Stadt kommen lassen. Auch die Kost lässt sicherlich nichts zu wünschen übrig. Wie ihr wisset, war die Mutter Anna durch mehr als zwanzig Jahre Pfarrhausköchin, also kann sie selbst einen im Essen verwöhnten Menschen zufrieden stellen.“

Alle schwiegen. Nach einer Weile räusperte sich der Vodopivec-Franzl zu einem neuen Angriffe und sagte:

„Wo ist Herr Peregrin gegenwärtig?“

„Ich weiss es nicht, kümmere mich darum auch nicht“, erwiderte der Schloss-Tin. „Wie Ihr wisset, ist er vor einem Monate abgereist, wann er wieder zurückkommt, weiss ich nicht. Der Miethzins läuft fort und das ist für mich die Hauptsache.“

Abermaliges Schweigen.

„Herrgott, wenn man jenes Buch haben könnte!“ rief auf einmal der junge Ocvirk aus.

„Es würde Dir wohl wenig nützen, da Du darin nicht zu lesen verstehst“, meinte der Gutsaufseher. „Das Buch ist wohl da; es liegt unverschlossen auf dem Tische.“

„Wenn ich nicht lesen kann, so ist der Janko da.“

„Und Herr Peregrin? Was würde er dazu sagen?“

„Er braucht es ja nicht zu wissen! Du bringst das Buch ganz einfach Abends her, Janko liest uns daraus einen Theil vor und dann trägst Du es wieder nach Hause, um es am nächsten Abend wieder mitzubringen.“

„Hm!“ sagte der Schloss-Tin und kraute sich hinter den Ohren. „Wenn ich die Ueberzeugung hätte, dass ihr schweigen könnet . . .“

*) Drei Gulden Conv. Münze.

„Verlasst Euch darauf, Martin!“ sagte Vodopivec. „Wir sind ja doch keine Kinder mehr!“

„Meinetwegen, ich werde morgen Abends das Buch mitbringen, aber das sage ich Euch: wenn Jemand darüber auch nur ein Wort ausplaudert, so ist es mit unserer Freundschaft aus. Solange Herr Peregrin in meinem Stübel wohnt, müsset Ihr reinen Mund halten; geht er aber einmal fort von hier, so könnet Ihr meinetwegen darüber sprechen, soviel es Euch beliebt.“ —

Als sich die Nachbarn zum Verlassen unseres Hauses anschickten, wiederhallte in dem Dorfe bereits das erste Hahnengeschrei.



Zweites Capitel.

Peregrins Jugendjahre.

Keinen Sohn hab' ich, auch keine Tochter:
In dem Liede lebt mein Name fort.

V. Vodnik.

Der nächstfolgende Abend fand die gestrige Gesellschaft vollzählig in unserer Wohnstube beisammen; kein Einziger fehlte. Auch der Schloss-Tin liess nicht lange auf sich warten und brachte das geheimnisvolle Buch, sorgfältig in ein grosses Sacktuch eingehüllt. Als er an dem Tische Platz genommen, befreite er den kostbaren Schatz von seiner Hülle und legte denselben auf den Tisch. Das Werk war in Grossquart-Format hergestellt und enthielt ungefähr tausend Seiten. Etwa zweihundert Blätter waren unbeschrieben, das Werk schien also noch nicht vollendet zu sein. Auf der Vorderseite der Einbanddecke war das südslavische Wappen, nämlich die mit den Hörnern nach oben gekehrte Mondsichel mit einem in der Mitte zwischen denselben ruhenden Stern, dessen unterste Spitze den tiefsten Buchungspunkt des Mondes berührte, in Gold eingeprägt. Unter dem Wappen standen die Worte: Aus meinem Leben, ebenfalls in Goldpressung. Die erste Blattseite trug die gleiche Aufschrift, unter derselben aber standen die Worte:

Angefangen am 15. März 1856

Vollendet am

Die zweite Seite war unbeschrieben, die dritte aber trug die Aufschrift: Der Grund meiner Wanderungen. Nach der Aufschrift begann sogleich die Schilderung. Die Schriftzüge waren markant und deutlich. Ich begann zu lesen:

„Für wen ich meine Erlebnisse niederschreibe, weiss ich selbst nicht, denn ich habe Niemand auf der Welt, dem ich nahe stehe und umgekehrt.

Ich bin jedoch fest überzeugt, dass meine Schilderungen dem Leser nicht schaden, sondern durch die in denselben enthaltenen Thatsachen seine ethnographischen und geographischen Kenntnisse erweitern und ihm dadurch möglicherweise einen Nutzen bringen werden. Wem meine Liebesabentheuer nicht gefallen, der braucht dieselben gar nicht zu beachten, sondern nur den kernigen Faden meiner Schilderungen verfolgen und zu seinem Nutz und Frommen anwenden.

Meine Wiege stand auf Schloss M. unweit des Städtchens L. Ob meine Eltern bei der Bestimmung meines Taufnamens*) von meiner abentheuerlichen Zukunft eine Ahnung hatten, oder ob sie zu der Wahl dieses eigenthümlichen und seltenen Namens durch einen andern Umstand bewogen wurden, weiss ich nicht.

Mein Vater stand in seiner Jugend als Reiteroffizier in Italien, woher auch meine Mutter stammte. Des Soldatenlebens müde, quittirte er den Dienst und zog sich auf seine Besitzung zurück. Meine Mutter bezahlte die Geburt meiner einzigen Schwester mit ihrem Leben. Auch diese folgte meiner Mutter bald ins Jenseits. Alle meine Brüder starben im zartesten Kindesalter. Das einsame und stille Landleben behagte meinem Vater nicht. Zwei Jahre nach dem Tode meiner Mutter schritt er, zu seinem Unglück, zur zweiten Ehe. Meine Stiefmutter war das Gegentheil meiner guten Mama. In nicht langer Zeit gelang es ihr, über meinen alternden Vater die Oberherrschaft zu gewinnen. Die erste Folge davon war, dass sie ihn lieblos zu behandeln anfing, während sie mich schon von allem Anfange an nicht leiden mochte, obwohl ich ihr zu ihrer Abneigung gegen mich keine Veranlassung bot. Wir verliessen unser Schloss und zogen in die Stadt, wo sie ein tolles Leben zu führen begann. Meine Anwesenheit war ihr ein Dorn im Auge, deshalb drang sie auf meine Entfernung aus dem Hause. Ich wurde in ein Privatbildungsinstitut gesteckt, wo ich durch volle fünf Jahre verblieb. Die Besuche meines Vaters in dem Institute wurden von Jahr zu Jahr seltener. Im Jahre 1846 bezog ich die Universität zu Wien und widmete mich dem Studium der Rechtswissenschaften. Ein Empfehlungsbrief meines Vaters verschaffte mir den Zutritt in dem Hause des pensionirten Generals von Falkenberg, der seinerzeit mit ihm in einem Regemente diente. Von Falkenberg war ein hartgesottener Soldat aus der alten Schule, hatte eine rauhe Hülle, dabei aber ein edles Herz. Auch seine Gemahlin und seine Töchter kamen mir stets mit Freundlichkeit und Theilnahme entgegen. In der Gesellschaft dieser guten Menschen fühlte ich mich zum ersten Male in meinem freudelosen Leben als Mensch. Kurz nach dem Schlusse des ersten Semesters erhielt ich die Trauerbotschaft, dass mein Vater auf seinem Landgute gestorben. Ich eilte nach Hause* und kam gerade noch rechtzeitig, um bei der Versteigerung des beweglichen Vermögens unserer Herrschaft anwesend zu sein. Die Aufklärung, die mir dabei wurde, war ganz darnach angethan, mir den Verstand zu rauben. Unser schöner Besitz war vielfach überschuldet; die Gläubiger mussten von Glück reden, wenn sie den vierten Theil ihrer Forderungen einbringen konnten. Meine Stiefmutter hatte kurz vor dem Einbruch der Katastrophe Alles, was einen Werth hatte und sich

*) Peregrinus oder pellegrinus heisst in der lateinischen Sprache der Fremde, also Zugereiste. Daher stammen auch die in die deutsche Sprache aufgenommenen Worte Pilgrim und Pilger.

fortschleppen liess, zusammengerafft und war mit einem Industrieritter oder mit sonst einem dunklen Ehrenmanne durchgegangen. Dies hatte meinem ohnehin schon leidenden und schwergebeugten Vater den Todestoss versetzt; er starb an gebrochenem Herzen. Ich stand als Bettler, zu meinem Unglücke als ein nobler Bettler da.

Unschlüssig über den nun einzuschlagenden Lebensweg kehrte ich nach Wien zurück und klagte dem alten General mein Leid. Schon früher heimelte mich zuweilen das Klosterleben an, was ich ihm ebenfalls nicht verschwieg.

„Eine ernste Standeswahl ist nicht so leicht als Sie glauben“, sagte von Falkenberg, als ich mit meinem Jammerliede zu Ende war. „Jeder Stand und jeder Beruf ist gut und heilig, wenn man denselben richtig erfasst und seine Pflichten vollauf erfüllt; die Oberflächlichkeit dagegen taugt nirgends etwas. Prüfen Sie Ihr Herz mit aller Strenge, bevor Sie sich endgiltig entschliessen. Vorgethan und nachgedacht, hat schon Manchem Leid gebracht.“

Ich schwieg. Der General schien über etwas nachzudenken. Er machte einige hastige Schritte, dann blieb er vor mir stehen und sagte:

„Wenn Sie auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren wollen, so werde ich Sie nach Möglichkeit unterstützen. In meinem Hause können Sie zwar nicht bleiben, denn ein junger Mann, der ernstlich seinen Studien obliegen muss, um für seine Zukunft eine feste Grundlage zu setzen, taugt in einen Rudel junger Frauenzimmer nicht. Er wird von seiner Thätigkeit abgelenkt, verliert den Kopf und dann hat man nichts als Scherereien und Unannehmlichkeiten. Aber ich weiss einen Platz für Sie. Ein Jugendfreund und Heimathgenosse von mir sucht für seine Kinder einen Lehrer. Wenn Sie die Stelle annehmen wollen, so werden Sie die Residenz zwar verlassen müssen, das macht aber nichts. In den ersten vier Semestern ist Ihre Anwesenheit an dem Sitze der Universität ohnehin nicht unbedingt nothwendig. In der Einsamkeit können Sie noch mehr lernen, als hier. Sie brauchen sich nur mit einem Collegen ins Einvernehmen zu setzen, dass er Sie über den Gang der Vorträge von Fall zu Fall verständiget und die Sache ist abgethan.“

Was sollte ich thun? Dies war der einzige Ausweg, der mir offen stand, wenn ich den eingeschlagenen Weg verfolgen wollte. Ich nahm den Vorschlag des guten Mannes an, packte meine Siebensachen zusammen und erschien am folgenden Tage wieder beim General, um das für meinen neuen Brodherrn bestimmte Schreiben abzuholen und sich von meinem Wohlthäter zu verabschieden. Er händigte mir den Brief und das Reise-geld ein und entliess mich mit den Worten:

„Ich höre zwar, dass mein Freund Volinski nicht in dem besten Fahrwasser segelt und mit Finanzcalamitäten zu kämpfen hat, aber das ist etwas, was Sie gar nicht berührt. Erfüllen Sie Ihre Pflicht; lernen Sie dabei fleissig; für das Uebrige wird der Schöpfer sorgen. Ich werde unterdessen stets auf Sie bedacht sein und mich bei meinen hiesigen Bekannten für Sie verwenden. Augenblicklich konnte ich für Sie nichts Besseres thun.“

Ich dankte meinem Wohlthäter für seine Güte und Theilnahme und verliess mit dem nächstfälligen Postwagen die Residenz. —

Nach fünf langen Tagen kam ich in meinem neuen Bestimmungsorte an. Die Sonne war bereits hinter den Bergen zur Ruhe gegangen. Ich war halb gelähmt und sehr müde, deshalb beschloss ich, in dem Posthause zu übernachten und vorerst auszuruhen.

„Ist die Herrschaft Eulendorf weit von hier?“ fragte ich die Wirthin, als sie mir das Nachtmahl auftischte.

„O nein; nur eine kleine Viertelstunde“, erwiderte sie. „Sind Sie vielleicht der neue Lehrer?“

„Sehr wohl, Frau Posthalterin.“

Die Wirthin sagte nichts darauf, sondern liess ihren Blick eine Weile mitleidig auf mir ruhen, dann aber wandte sie sich zum Gehen und verliess das Gastzimmer. In der Thür murmelte sie etwas vor sich hin. Ich hörte nur zwei Worte genau: Armer Teufel! Ob sie mit dieser Bezeichnung mich meinte, wusste ich damals nicht, später aber wurde ich dessen gewiss.

Das Zimmer, in welchem ich übernachtete, war im ersten Stockwerke gelegen und hatte zwei Fenster auf die Gasse. Das Posthaus stand im Hintergrunde des Hauptplatzes der Kreisstadt. Aus meiner Wohnung konnte man einen grossen Theil der Stadt, sowie die südliche und östliche Umgebung derselben überblicken. Die Gegend war reizend schön. Die im Hintergrunde gelegenen Hügelreihen waren ausschliesslich mit Weinreben bewachsen. Eine halbmondförmige, mit Bäumen bestandene Bergkette bildete gewissermassen den Schutzmantel der Rebengründe. In dem Vordergrunde aber lagen zwischen Felder und Wiesen grössere oder kleinere Ortschaften, mehrere Einzelhöfe und einige Herrenhäuser.

„Sehen Sie, Herr, dort oben liegt Eulendorf“, sagte die Posthalterin, als sie von der Gasse mich am Fenster erblickte.

„Rechts von der Reichsstrasse, nicht wahr?“ erwiderte ich, eine in jener Gegend auf einer sachte sich erhebenden Anhöhe gelegene Baumgruppe in den Augen behaltend.

„Jawohl dort, wo der dachlose Thurm zwischen den Bäumen emporragt.“

„Eine sehr schöne Lage!“

„O ja, eine sehr schöne Lage“, erwiderte die Posthalterin, wobei sie das Wort Lage besonders betonte.

Um zehn Uhr machte ich mich auf den Weg in mein neues Heim. Seltsame Gefühle durchbebten mein Inneres. Ich war zwar unter fremden Menschen aufgewachsen, jedoch in einer ganz anderen Stellung. Als Institutszögling hatte ich gewissermassen zu befehlen, während ich nun dienen sollte. Doch bange machen galt nicht. Festentschlossen schritt ich auf das Schloss zu.

Ungefähr in der halben Entfernung zwischen der Stadt und meinem neuen Heim zweigt in der Hypotenuse ein Fussweg ab. Denselben verfolgend gelangte ich auf eine ausgedehnte, hie und da mit Dorngestrüpp bewachsene Hutweide, die aber noch unverkennbare Spuren des einstigen Ackerlandes an sich trug.

„Der Mann hat entweder überflüssigen Ackergrund oder taugt seine Wirtschaftsführung nichts“, dachte ich mir und schritt weiter.

Das Anschlagen eines Hofscheckels brachte die Bewohner des Hundezwingers in Aufregung. Sie beeilten sich in allen Tonarten zu bellen,

ohne zu wissen warum. Ein Rudel Kinder, Knaben und Mädchen, welcher sich vor dem Schlosse herumbalgte, hielt inne und zog sich bei meinem Erscheinen in dessen Gesichtskreise unter ohrenzerreissendem Gejohle in Eilschritten in das Schloss zurück. Gleich darauf zeigten sich in den Fenstern mehrere Köpfe, die mich befremdend anglotzten. Ich betrat den Thoreingang. Ein halbwegs anständig gekleidetes älteres Frauenzimmer in der ländlichen Tracht der dortigen Gegend kam die Treppe herab und fragte mich nach meinem Begehr.

„Ich möchte mit dem Schlossinhaber sprechen“, erwiderte ich.

„Der Herr schläft noch, ich werde Sie aber der gnädigen Frau melden“, entgegnete die Dienerin.

„Der Herr schläft!“ dachte ich mir. „Er muss jedenfalls einen tüchtigen und verlässlichen Verwalter haben, dass er in einer Zeitperiode, in welcher eine Culturarbeit die andere drängt und man nicht weiss, wo man anfangen soll, um $10\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags noch schlafen kann.“ —

Gleich darauf hörte ich schwere Tritte. Ein weiblicher Fleischkoloss, nicht mehr weit von dem Abschlusse eines halben Jahrhundertes seines Erdenwallens, erschien auf der Höhe der Treppe. Die Kinderschaar folgte demselben und stellte sich im Halbkreise auf. Ich stieg die Treppe hinauf, stellte mich der Schlossinhabersgattin, denn sie war es, vor und übergab ihr das Schreiben des Generals, welches sie hastig erbrach und überflog.

„Schön, schön!“ sagte Frau Volinski, während sie das Schreiben zerknitterte. „Salko, führe den Instructor in Euer Zimmer!“

Ein ungefähr zwölfjähriger Junge trat vor und setzte sich durch den einst mit Ziegeln gepflasterten Gang in Bewegung. Ich verbeugte mich vor meiner neuen Brodherrin und folgte ihm.

Der Empfang machte einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich. Bisher rief man mich stets mit Herr an, nur die Frau Volinski machte davon eine Ausnahme. Dies schmerzte mich um so mehr, da sie diese Ausserachtlassung in der Gegenwart ihrer Kinder, unter denen jedenfalls auch meine Zöglinge sein mussten, beging. Solche Zurücksetzungen fühlt man gerade in der Jugend, wo sich die Manneswürde zu regen und geltend zu machen beginnt, am drückendsten. War diese Frau so hochmüthig oder ungebildet? Darauf wird die Zukunft antworten.

Nach mehreren Wendungen gelangten wir in ein geräumiges, aber dürftig eingerichtetes Zimmer. Der Junge liess mich eintrreten und lief davon. Ich blieb allein und betrachtete meine Umgebung. Die Wände waren kahl. Hie und da bemerkte man noch Ueberreste einer Kalktünche. Kein Bild, kein Rahmen, keine Vorhänge. Ein empfindlicher Windzug, der sich durch eine fensterscheibenlose Lichtöffnung den Eingang in das Zimmer verschaffte, erinnerte mich daran, dass mein Begleiter die Thür offen gelassen hatte. In der Mitte des Zimmers stand ein langer und breiter Tisch, der nach der schmutzig braunen Farbe zu urtheilen, in einer längst vergangenen Zeit angestrichen gewesen sein mochte. An den Wänden standen, wie in einer Besserungsanstalt fünf Betten und ein Schiebladekasten, der aber anstatt der Ziehringe nur noch die Löcher, in denen diese einst steckten, aufwiess. Von der Decke hingen zahllose staubige Spinnfäden herab und bewegten sich hin und her wie die Binse in dem Winde. In den Wandwinkeln unweit von dem Plafond aber waren ganze Labyrinththe

von luftigen und mit Staub bedeckten Gewebenestern befestiget, in denen die Spinnen, dem Republikanervogel*) gleich, colonienweise ihre Jungen grosszogen. Ein vor Unreinlichkeit strotzender Waschtisch mit einer schadhaften Waschschüssel, ferner ein halbes Dutzend von unkundiger Hand angefertigte Holzstühle, eine rostige Giesskanne und ein an einem Fensterkreuze hängender Spiegelrahmen von ungefähr einem Geviertfuss in der Ausdehnung, in dessen einem Winkel ein kleiner Rest einer fast blinden Spiegelscheibe steckte, vervollkommenete das Meublement meiner Wohnung. Auf dem Tische lag ein Bambusstock, dessen Enden zerschlitzt waren; ein Zeichen, dass derselbe viel und mit Nachdruck angewendet wurde.

Bei der Betrachtung meiner Umgebung wurde mir kalt bis auf den Grund meiner Seele. In den Gesindezimmern meines Vaters herrschte wohl auch kein Luxus; allein Alles war rein gefegt und blankgescheuert. Ein bedeutender Lärm auf dem zu meiner Wohnung führenden Gange setzte meinen Betrachtungen ein Ende. Gleich darauf erschien, von den Kindern gefolgt, ein schmächtiger Mann, ungefähr in meinem Alter, in der Thür und grüsste mich freundlich.

„Der neue Lehrer nicht wahr?“ fragte er nach der ersten Begrüssung.

„Jawohl, mit wem habe ich die Ehre?“ erwiderte ich.

„Ebenfalls Lehrer.“

„Das freut mich wirklich. Ich fürchtete, dass ich allein sein werde.“

„Einer könnte mit dieser ungehobelten Herde wohl nicht auskommen; selbst zwei können nicht genügen.“ —

Ich betrachtete die Jungen, die mich gaffend umstanden. Alle trugen Hosen aus ungebleichter Hausleinwand, ferner rohlorde Jacken und Tuchkappen. Ihre Gesichter passten zu dem Anzuge vortrefflich. Der Titel, den mein Leidensgenosse den hoffnungsvollen Sprösslingen in ihrer Gegenwart gab, liessen über den richtigen Tact, den ein Jugendbildner nothwendigerweise beobachten muss, einigen Zweifel aufkommen.

„Komm in den Garten, Freund, dort lässt sich besser plaudern, als zwischen vier Wänden“, sagte Georg Napotnik, so hiess mein Leidensgenosse, während er meinen Arm ergriff und mich mit sich fortzog.

Wir betraten den Garten. Es waren kaum die Vorboten des Lenzes sichtbar, desshalb kann ich darüber nicht viel sagen; allein das Ganze bekundete das Walten einer geübten und thätigen Hand. Nur das grosse Blumenhaus stach von den sorgfältig hergestellten Anlagen und Blumenbeeten sehr grell ab, denn dasselbe war zum grössten Theile scheibenblind.

In der Mitte des Gartens stand ein riesiges Wasserbecken in der Erde gemauert, in dessen Mitte ein, wie ich später erfuhr, kaum ein Jahr vorher mit grossem Kostenaufwande hergestellter Springbrunnen klapferhoch seinen Wasserstrahl emporschleuderte. An den Umfassungsmauern dagegen nagte mit zersetzendem Erfolge der Zahn der Zeit und hatte bereits hie und da gähnende Breschen in dieselben gerissen: moderne Arbeit.

„Was studirst Du, Bruder Georg?“ fragte ich meinen Leidensgenossen.

„Ich? Gar nichts!“ erwiderte der Gefragte. „Ich liess mich durch einen Freund wohl an der philosophischen Facultät immatriculiren, habe

*) Ploceus socius.

mich mit der Zeit aber eines Besseren besonnen und will mit dem nächsten Schuljahre in die Theologie eintreten; ich bin bereits vorgemerkt.“

„Hast Du wohl einen Beruf für den geistlichen Stand?“

„Beruf! Der Beruf wird mit der Zeit von selbst kommen. Einen eigentlichen Beruf habe ich für gar nichts, also für alles und bin überzeugt, dass ich dem Priestergewande keine Schande anthun werde. Ich habe den Kampf um das Leben satt. Das Gymnasium absolvierte ich als Bettelstudent. Ich hatte zwar in der Woche täglich einen anderen Kostgeber, aber dabei brauchte ich wenigstens nicht zu darben, während ich mich hier gar nie sattessen kann. Ein junger Mensch braucht zur Entwicklung seines Organismus kräftige und genügende Nahrung, die man auf Schloss Eulendorf nicht hat.“

„Aber die Kinder sehen, soviel ich bemerken konnte, blühend aus.“

„Die Kinder freilich, allein dies röhrt nicht von der gemeinschaftlichen Kost, sondern grösstentheil vom Stehlen her.“

„Was vom Stehlen?“ fragte ich verwundert.

„Gewiss! Die Kerle stehlen, wie die Raben, um ihre Mägen zu befriedigen. Zudem sind es doch Kinder des Inhabers und wenn sie ungeduldig werden, so befriedigt man sie, ob mit guter oder böser Miene, bleibt sich schliesslich gleich.“

„Herrsch denn ein so drückendes Elend auf Schloss Eulendorf?“

„Das wohl nicht, allein die Frau will das, was der Herr bei der Nacht verspielt, an der Dienerschaft und an ihrer Familie ersparen.“

„Was, der Herr spielt und dazu bei der Nacht?“

„Jawohl bei der Nacht und zwar jede Nacht, ob schön oder Regen, ob warm oder kalt, ob Werktag oder Festtag. Bei schönem Wetter geht er gegen Abend zu Fuss in die Stadt, bei Schnee und Regen fährt er aber und kommt meist beim Grauen des Tages nach Hause. Nur im Spätherbst, am Tage der Hauptjagd übernachtet er zu Hause, weil alle Herren aus der Stadt bei ihm zu Gaste geladen sind.“ —

Wir gelangten durch eine Lücke in der hinteren Gartenmauer auf das im Osten und Süden sich ausbreitende, von einem Bach halbmondförmig begrenzte Schlossfeld. Zwischen diesem und dem Herrenhause standen mehrere Wirtschaftsgebäude. Mehrere Schutt- und Holztrümmerhaufen bezeichneten die Stellen, an denen andere Baulichkeiten standen. Jedes Object trug unverwischbare Spuren des Zerfalles an sich. Von dem Schlossgebäude selbst sah man nicht viel, da es von allen Seiten von zum Himmel anstrebenden und weitästigen Obstbäumen umgeben war.

Bald nach zwölf Uhr Mittags ertönte in dem dachlosen Thurme die wimmernde Stimme einer kleinen Glocke. Ihr schriller Ton scheuchte eine Unzahl in dem Thurme hausender Tauben auf, die in grösseren oder kleineren Schaaren das Schlossgebäude umkreisten.

„Was bedeutet das Läuten?“ fragte ich Georg.

„Die Glocke ruft das Gesinde zum Mittagessen“, erwiderte der Gefragte. „Das ist der sogenannte erste Tisch. An diesem nehmen die gewöhnlichen Knechte und Mägde, ferner der Schmied, der Tischler und der Hundejunge Theil.“

Bei den letzten Worten gelangten wir zu dem hintern Eingange des Schlosses und blieben stehen, um die von dem Felde und aus den

Stallungen kommende Dienerschaft an uns vorbeiziehen zu sehen. Die Männer waren durchgehends verlotterte Gestalten, meist ohne Hemd, oder wenn dieses vorhanden war, ohne Jacke; die Weiber ebenfalls in Fetzen gehüllt, und mit unverkennbarem Stempel des unmoralischen Lebenswandels auf ihrem Gesichte: mit einem Worte der Abschaum der Menschheit. Was ich dabei in meinem Herzen empfand, kann ich unmöglich auch nur annähernd beschreiben. Kein Einziger grüsste uns. Georg bemerkte meine Aufregung.

„Du staunst über das Aussehen dieser Leute, nicht wahr?“ sagte Georg zu mir, als der letzte Knecht uns im Rücken hatte. „Auch Leute solchen Schlages sind auf der Welt nothwendig, denn ohne sie könnte das Schloss Eulendorf nicht bestehen. Nur solche halten hier aus. Die Knechte Volinski's sind sogar sprichwörtlich geworden. Wenn man einem Menschen den Stempel der tiefsten physischen oder moralischen Verkommenheit aufdrücken will, so vergleicht man ihn mit den Volinski'schen Knechten.“

„Warum halten nur solche hier aus?“ fragte ich.

„Weil ein Dienstbote der Herrschaft Eulendorf in der ganzen Umgebung keinen Dienst mehr findet. Hier verdingen sich meist nur solche Individuen, denen die Schranken der menschlichen Gesetze mehr oder minder oft zu eng waren; ferner Weiber, welche die Welt aus ihrer Gesellschaft ausgeschlossen, kurz gesagt, der Ausbund der die Krone der Schöpfung bildenden Wesen.“

„Wird denn das Gesinde so schlecht entlohnt, dass es beinahe halbnackt einhergeht.“

„Der Lohn ist zwar nicht sehr klein, aber die Auszahlung desselben taugt nichts. Die Dienstboten werden nämlich jeden Sonntag ausgezahlt, also zerfällt der Jahreslohn in zweifünfzig kleine Wochenquoten, mit denen man sich nichts Ordentliches anschaffen kann. Zerlumpt und verachtet, wie sie sind, scheuen' diese Leute die Gesellschaft ordentlicher Menschen, bleiben zu Hause und vertrinken den ganzen Wochenlohn noch im Laufe des Sonntagsnachmittages.“

„Wo?“

„Zu Hause! Die Frau Volinski giebt ihnen für gutes Geld schlechten Wein und hat am Abend in der Regel das ganze Geld wieder in ihrer Tasche. Selten vergeht ein Sonntag ohne Prügelei; mitunter setzt es sogar blutige Scenen ab, wobei das zarte Geschlecht stets wacker mit angreift.“ —

Die schöne Leserin wird vielleicht glauben, dass ich übertreibe. Mit nichten! Ich habe nicht einmal die grellste Seite hervorgekehrt.

Wir durchschritten den Hof. Abermals ertönte die Glocke; diesmal eine kleinere, heiser klingende.

„Das ist das Zeichen für den zweiten Tisch“, fuhr Georg fort. „Dieser umfasst die Diener höherer Kathegorie, d. h. die Förster — es sind ganz einfache Waldhüter, aber man nennt sie Förster —, ferner den Grossknecht, den Gärtner und das Zimmermädchen. Ihre Kost ist zwar nicht am besten zubereitet, allein sie können sich zur Genüge sättigen, was bei uns nicht der Fall ist. Ich würde die Kost dieser Leute unserem Essen hundertmal vorziehen, allein ich schäme mich, darum anzusuchen. Gottlob es dauert ohnehin nicht lange mehr.“ —

Ich betrachtete das Schlossgebäude näher. Dasselbe war einstöckig und in der Form eines Rechteckes erbaut. Der Hofraum mochte ungefähr einhundertfünfzig Quadratklafter*) messen. Die Hofmauern standen auf mächtigen steinernen Pfeilern und bildeten mit den Seitenwänden im Hintergrunde eine geräumige Halle, in welcher einige kleinere Wägen, ferner mehrere verschiedenen Jahrhunderten angehörige Kaleschen und Equipagen untergebracht waren. Wir waren eben daran, den Schlosshof durch den Haupteingang zu verlassen, als eine von den erwachsenen Töchtern mit einer leeren Sauerbrunnenflasche**) die Stiege herabkam.

„Wollen Sie mich in den Keller begleiten, Georg?“ sagte sie zu meinem Collegen.

„Mit Vergnügen, Fräulein Lisi, wenn Sie erlauben“, erwiederte Georg. „Komm mit, Peregrin!“

Ich schloss mich den Beiden an. In dem halbunterirdischen, unter dem ganzen rechtsseitigen Flügel sich dahinziehenden Keller, welcher nur durch je ein an beiden Enden befindliches stark vergittertes Fenster spärlich erhellt war, blieb ich sprachlos stehen. In drei Reihen standen durch die ganze Länge des Kellers grossbäuchige Fässer dicht nebeneinander. Der denselben anhaftende grünlich-weiße Schimmer bewies, dass dieselben mit altehrwürdigem Nass vollgefüllt waren. In jenem unterirdischen Raume lag ein beträchtliches Kapital.

„Wollen Sie trinken, Georg?“ fragte Lisi, als sie die Flasche vollgefüllt hatte.

„Wenn Sie mir von dem besseren Weine ein halbes Glas einschenken wollen, so bitte ich Sie darum, Fräulein; der Tischwein ist mir auf den leeren Magen zu sauer“, erwiederte der Gefragte.

Das Mädchen machte einige Schritte vorwärts und schenkte ihm das Glas voll ein.

„Versuche einmal“, sagte Georg, während er mir das mit perlender Flüssigkeit vollgefüllte Glas entgegenhielt.

Der Wein war ausgezeichnet. Er war nicht schwer, hatte aber ein sehr feines Bouquet. Wir verließen den Keller, Lisi sperre denselben zu und stieg mit der vollgefüllten Flasche die Treppe hinauf.

„Warum verkauft der Schlossinhaber nicht einen Theil seiner Weine?“ fragte ich Georg, als wir durch das Vorderthor ins Freie gelangten.

„Das ist eine Krankheit von ihm“, erwiederte dieser. „Es könnte ganz anders werden auf Schloss Eulendorf, wenn er sich dazu entschliessen wollte. Er lässt sich klagen und exequiren; er zahlt von den Darlehen Wucherzinsen und schwiebt fortwährend in der Geldnoth, aber die Weine giebt er nicht her. Er lebt nur für seinen Wein, seine Pferde, ferner für die Hunde und für das Kartenspiel, aber auf dem Felde, auf dem Dreschboden oder in den Stallungen habe ich ihn noch niemals gesehen. Was braucht er für ein paar Jagden, die in jedem Herbst abgehalten werden und ohnehin kein nennenswerthes Resultat liefern, gleich ein paar Dutzend Hunde zu halten? Die Bestien fressen viel, der Wärter muss auch verköstiget und entlohnt werden, sind aber alle zusammen sammt dem Hundezungen nicht einen Schuss Pulver werth.“

*) 417 □ Meter.

**) Eine gewöhnliche Sauerbrunnenflasche hat einen Hohlraum von 1½ Liter.

„Noble Passionen“, erwiderte ich. „Hält er schöne Pferde?“

„Die Arbeitsrosse sind ausnahmslos für den Abdecker reif, die Equipage- und die Reitpferde dagegen sind reines Gold; besonders die Schecken. Ich glaube, Du hast zwei so gleich gezeichnete und so edel gestaltete Thiere noch niemals gesehen.“ —

Georg hatte recht; die Schecken waren Vollblut reinster Abstammung, sechzehn Faust hoch, von brauner Grundfarbe mit so vollständig gleicher Vertheilung weisser Flecken, dass sie einander gleichsahen, wie zwei neu geprägte Silbergroschen. Dem Herren Volinski wurden von Pferdeliebhabern mitunter fabelhafte Summen dafür geboten, allein er hatte auf alle Angebote stets die gleiche Antwort: „Sie sind nicht verkäuflich.“ Wenn wir an Sonn- und Feiertagen in die Stadt zum Hochamt fuhren, so habe ich, besonders in ersterer Zeit, oft Todesängsten ausgestanden. Die Pferde waren schon von der Natur aus feurig; dazu gab ihnen aber der Kutscher, ob mit Wissen des Herrn Volinski oder nicht, kann ich nicht sagen, noch Arsenik ein.

Unter fortwährendem Gespräch gelangten wir auf die Reichsstrasse. Auf einer kleinen Anhöhe stand ein pyramidenförmiger Bau.

„Das ist der sogenannte Calvarienberg“, erwiderte Georg auf meine diesbezügliche Frage. „Das Gebäude ist eine uralte Kirche, die einst ein heidnischer Tempel gewesen sein soll, doch weiss man etwas Bestimmtes davon nicht. Dort wird jeden Sonn- und Donnerstag die Messe gelesen; Sonntags für die Dienstboten, Donnerstags aber für die Familie des Stifters.“

„Wann speist man im Schloss?“ fragte ich weiter.

„Das ist nicht immer gleich; zwischen ein und drei Uhr Nachmittags, sobald der Herr aufsteht.“ —

Wir steigen zur Kirche empor, mussten aber auf dem halben Wege umkehren, denn die Glocke rief zum Mittagessen.

Im Speiszimmer wurde ich dem Herrn Volinski durch seine Gemahlin vorgestellt. Er betrachtete mich mit einem flüchtigen Blicke und sagte: „Schon gut!“ Kein Wort über das woher? oder über sonst etwas. Diese kalte Begegnung mit meinem Brodherrn schnitt mich ins Herz. Ich musste mich sehr zusammen nehmen, um die Thränen zurückzuhalten. Als ich aber später sah, dass er auch seine eigenen Kinder gar nicht beachtete, gewöhnte ich mich an seine Kälte. Ich habe mit ihm während meines anderthalbjährigen Aufenthaltes auf Schloss Eulendorf keine zwanzig Worte gewechselt.

Das Essen war, wie ich nach den Mittheilungen Georgs erwartet hatte, mager und ungenügend. Wir hatten, dessen erinnere ich mich ganz gut, eine lange Suppe, in welcher einige Reiskerne, vollständig ausgebildeten Maden gleich, herumschwammen, ferner Rindfleisch mit saueren Rüben. Die Fleischportionen waren kaum sichtbar. Wie ich später erfuhr, wurden für den aus sechzehn Personen, nämlich aus dem Gattenpaare, zwei Lehrern und zwölf Kindern sich zusammensetzenden Herrentisch anderthalb Pfund Rindfleisch, einschliesslich Knochen und Zuwaage gekocht. Dazu erhielt jeder eine dünne Brotschnitte und Wein nach Belieben, d. h. soviel als da war. Der Inhalt der Sauerbrunnflasche konnte selbst gleichmässig vertheilt, nur als Heilmittel betrachtet werden. Vor dem Schlossinhaber stand wohl

stets eine Bouteille, allein sie rührte sich nicht vom Fleck. Die „Herrenleute“ sollen immer auch eine dritte, zuweilen sogar noch eine vierte Speise gehabt haben, allein davon bekamen wir nie etwas zu Gesicht. Wurde aber für die ganze Familie eine dritte Speise bereitet, so wurde sie stets gleichzeitig mit dem Fleisch aufgetragen, zum Zeichen, dass auch wir davon bekommen sollen.

* * *

Ich nahm meine Thätigkeit noch an demselben Tage auf. Mein Auditorium setzte sich aus zwei Knaben und zwei Mädchen zusammen. Den beiden Knaben und der rothaarigen Lina, letztere im ungefährnen Alter von zehn Jahren, ertheilte ich den Unterricht gemeinschaftlich, der drittältesten Aglaë, die damals fünfzehn Lenze gesehen haben mochte, aber täglich eine Stunde abgesondert. Letztere wusste, nach der Behauptung ihrer Mutter, von Allem genug, nur in der Rechtschreibung und in dem schriftlichen Aufsatze haperte es noch hie und da. Hierin musste ich also nachhelfen.

Meine drei kleineren Schüler erschienen rechtzeitig zum Unterricht, als ich dieselben aber nach der ersten Unterrichtsstunde entliess, wartete ich auf das Erscheinen Aglaëns vergebens. Sie hatte sich versteckt und konnte nicht ausgeforscht werden. Das gleiche Manöver führte sie auch am folgenden Tage aus; erst am dritten Tage kam sie, feuerroth im Gesicht, mit einem Schreibhefte und einem Buche in der Hand in das für meine Zöglinge bestimmte Lehrzimmer. —

Als sich meine Scheu theilweise gelegt hatte, betrachtete ich eines Tages beim Mittagstisch die erwachsenen Töchter genauer. Alle waren hübsch, ich möchte fast sagen schön, nur ihre Frisuren verunstalteten sie, denn alle waren kurzgeschoren. Diesbezüglich schien ihnen deren Mutter mit gutem Beispiele vorangegangen zu sein. Man kann sich vorstellen, wie jener unförmliche Fleischkoloss mit à la Fiesco geschorenem Kopfe aussah. Zudem war es noch ziemlich frisch, denn ich kam am Georgitag auf Schloss Eulendorf an. Nur Herr Volinski trug langes, bis auf die Schultern hinabreichendes Haar, wie ein von der Einbildung durchtränkter Maler, oder sonst ein verkanntes Genie. Die Oberkleider der jungen Schlossdamen waren nach der neuesten Mode angefertigt, auch der Stoff liess nichts zu wünschen übrig, allein um den Hals und hinter dem Brustlatz guckte unreine Wäsche hervor. Auch der Schmuck fehlte ihnen nicht, im Gegentheil, sie waren mit demselben, ich möchte sagen, überladen. Zumal die Ringe an den Fingern waren für Herrschaftsfräuleins zu zahlreich, was aber nicht hinderte, dass die Nägel an den mit Gold beschlagenen Fingern schwarz und ungepflegt waren. Zuweilen lag auf ihren Gesichtern ein deutlich bemerkbarer Puderreif, während ihre Hälse hinsichtlich der Reinlichkeit vieles zu wünschen übrig liessen. Auch ihre Umgangsformen waren nicht ansprechend. Woher auch? Eine Schule hatten sie nie besucht, eine Gouvernante oder Lehrerin nie gekannt, die Umgebung war aber auch nicht darnach angethan, ihnen Bildung beizubringen oder sie Anstand zu lehren. Ihr ganzes, sehr enge begrenztes Wissen besassen sie von den oft wechselnden Lehrern, die ausser des materiellen Elendes nicht selten auch eine nicht unbedeutende Dosis Geistesarmuth auf das Schloss

Eulendorf mitbrachten. Die in der Umgebung ansässigen Gutsbesitzer von altem Schrot und Korn standen mit der Familie Volinski in geistiger Beziehung auf gleicher Stufe oder noch tiefer als diese.

Ich fügte mich in meine Lage, so gut es eben ging, lehrte und lernte und fand schliesslich meine Stellung gar nicht unerträglich.

Mein grosser Zögling, die blonde Aglaë mit ihren seelenvollen blauen Augen, lernte mit sichtlicher Freude und machte überraschende Fortschritte. Das schlanke Mädchen war für sein Alter, ich möchte sagen, zu sehr entwickelt. Was mir an Aglaë nicht gefiel, war ihr schwerer, fast schleppender Gang, doch dem liess sich bei einem ernsten Willen und nach der Beseitigung der Ursache unschwer abhelfen. Die Mädchen trugen nämlich, wie ich später erfuhr, aus ökonomischen Gründen und auf Befehl der gestrengen Frau Mama zu Hause stets schweres Schuhwerk.

Die Zeit flieht rasch dahin, besonders wenn man dieselbe recht einzutheilen versteht. Ich lehrte und lernte und vergaß dabei selbst auch das Hungern. Doch auch dieses sollte nicht ewig dauern. Der Lenz zeitigte in dem wohlgepflegten Garten Radischen, Salat und andere Gaben der Natur, die der mitleidige Gärtner, dessen Thätigkeit Niemand beaufsichtigte, gar so appetitlich und mundgerecht zuzubereiten verstand. Peter, so hieß der Gärtner, war übrigens ein Mann, mit dem auch ein anständiger Mensch verkehren konnte, ohne dabei erröthen zu müssen. Er zählte ungefähr dreissig Jahre, war für die damaligen Verhältnisse ziemlich aufgeklärt und stets rein und anständig gekleidet. Er war, ich möchte sagen, unter dem Gesinde auf Schloss Eulendorf die weisse Krähe. Anfangs konnte ich nicht begreifen, wie er es anstellte, um nicht nur mitten unter dem Auswurfe auszuhalten, sondern dabei von dem Gifte seiner Umgebung auch nicht angesteckt zu werden.

„Ich bin nicht gezwungen, hier zu dienen“, erwiderte er mir eines Nachmittages auf meine diesbezügliche Frage, „wenn ich aber dennoch bleibe, so geschieht es aus einem besonderen Grunde. Sie haben gewiss schon eine etwas beleibte Frau zuweilen hier gesehen.“

„Die junge Müllerswitwe?“

„Jawohl, sie ist meine Braut. Wir hätten schon geheirathet, aber der Testamentsprozess ist noch nicht beendet, deshalb warten wir.“

Jetzt begriff ich, warum der Gartenkünstler stets so aufgeputzt und herausgestriegelt war. Es ist freilich nicht schwer, ordentlich gewaschen und gekleidet einherzugehen, wenn man andere dafür sorgen lässt.

„Was die Schlossdienschaft anbetrifft“, fuhr Peter, der meine Gedanken errathen zu haben schien, fort, „so habe ich mit derselben nichts gemein. Wie Sie sehen, wohne ich in dem an das Blumenhaus angebauten Häuschen für mich allein. Auch die Wege, die zu unserer Beschäftigung führen, kreuzen sich nie. Ich diente früher auf der Herrschaft Gabrovka und kam aus dem einzigen Grunde hierher, um meiner Braut näher zu sein. Herr Struchtor*) ist vielleicht ein Glas Wein gefällig?“

„Ich danke, ich bin dessen nicht bedürftig,“ erwiderte ich, weil ich dem Diener die Wahrheit nicht gestehen wollte.

*) Instructor.

„Es ist nicht Schlosswein, sondern, wenn Sie erlauben, eigene Fechung. Meine Marie hält auf einen guten Tropfen sehr viel. Versuchen Sie einmal!“

Der Gärtner hatte recht; der Wein war feurig. Peter setzte mir auch einen äusserst delicaten Schinken vor. Schon der Anblick desselben allein genügte, um selbst in einem befriedigten Magen den Appetit zu wecken.

„Ebenfalls von meiner Marie,“ meinte zufrieden lächelnd der Gärtner.

Seit demselben Tage blieben wir gute Freunde und keiner hatte es zu bereuen. Ich entschädigte mich in der Vorrathskammer des Gärtners für den Kostausfall am Herrentische nicht selten. Aber auch Peter hatte seine Absicht erreicht, denn als er sechs Monate später das Schloss Eulendorf verliess und als Ehegatte seiner Marie in der Mühle seinen Einzug hielt, konnte der früher analphabetische Gärtner nicht nur geläufig lesen, sondern nothdürftig auch schreiben. Diese Fortschritte hatte er nur meiner Freundschaft zu verdanken. —

In einer Mainacht machte ich die unangenehme Erfahrung, dass weder das Dach noch die Plafonddecke des Schlosses wasserdicht war. Wir lagen im besten Schlafe, als es draussen zu brausen und zu stürmen begann, dass alles aus den Fugen zu gehen drohte. Die uralten Bäume, die das Schloss schützend umgaben, ächzten und krachten, dass mir recht bange war. Bald darauf ergoss sich ein von Blitz und Donner begleiteter Platzregen. Nach etwa fünf Minuten begann das Regenwasser in grossen Tropfen durch die Plafonddecke in das Zimmer herabzurieseln; zuerst stellenweise, später aber in der ganzen Ausdehnung. Auch unsere Gesichter blieben von dem Regen nicht verschont. Die Jungen schienen an derartige Douchen gewöhnt zu sein, denn sie packten ohne viel Umstände ihre Kopfkissen und Decken zusammen, verkrochen sich mit denselben unter ihre Betten und schliefen den Schlaf des Gerechten weiter. Auch Georg schien darin kein Neuling zu sein. Er zog seinen Strohsack, Matratzen hatten wir keine, aus dem Bettgestelle hervor, schlepppte denselben unter den Tisch und lud mich ein an seiner Seite Platz zu nehmen.

„Kommen derartige Ueberschwemmungen hier oft vor?“ fragte ich Georg.

„Nur bei unvorhergesehenen Regengüssen,“ erwiderte er. „Bemerkt man aber einen Regen im Anzuge, so werden unter die vielen Dachlöcher Schüsseln gestellt und wenn nothwendig von Zeit zu Zeit entleert. Das Schindeldach ist von dem Zahne der Zeit total zerfressen worden. Aus diesem Grunde ist in dem rechten Tract die Mehrzahl der Zimmer unbewohnbar; der Plafond ist zum grössten Theile schon eingestürzt.“ —

* * *

Es war am Pfingstmontage nachmittags. Auf dem Kalvarienberge war Kirchtag. Die Lebzelter und Schankwirthe hatten um die Kirche zahlreiche Zelte aufgestellt und Laubhütten errichtet und machten vortreffliche Geschäfte. Die Bauernbevölkerung aus den umliegenden Dörfern hatte sich zahlreich eingefunden und die Bewohner der Kreisstadt selbst stellten zu den Besuchern jener einladenden Hügelanhöhe ein zahlreiches Contingent. Auch ich pilgerte hinauf, fand jedoch an der Unterhaltungsweise der Kirchtagbesucher kein Vergnügen, deshalb kehrte ich bald wieder um und lenkte meine Schritte gegen das Schloss.

In der Gesindestube herrschte tiefe Stille. Die Dienstboten hatten den Wochenlohn bereits am vorhergehenden Tage vertrunken, auf Borg gab Frau Volinski aber grundsätzlich nichts her, also mussten sie sich in Geduld fassen und benützten die freie Zeit, um auf dem Futterboden, in den Stallungen oder sonst wo den Katzenjammer von gestern zu überwinden. Auch in dem ersten Stockwerke rührte sich nichts. Mir war diese Todtenstille unheimlich. Ich verliess unser Zimmer und ging in den Garten. Alles still. Nur zuweilen meldete sich eine Philomele in einem Rosengesträuche. Ich kam zum Springbrunnen, setzte mich auf eine von einer Traueresche beschattete Bank und betrachtete den in der Sonne glänzenden Wasserstrahl. Wie lange ich dort sass, weiss ich nicht. Meine Gedanken verliessen ihre Wohnstätte und flogen in meine Kinderjahre zurück. Wie war mein Leben doch so einförmig und freudenleer! Alle Menschen, die ich kannte, hatten irgend Jemand auf der Welt, der ihnen näher stand, als andere; Jemand, der ein Gefühl für sie hatte, nur ich stand allein und verlassen da. Das war eine Strafe; dieser musste aber unausweichlich eine Schuld vorausgehen. Ich war mir keiner Schuld bewusst und dennoch! In meinen Betrachtungen wäre ich wahrscheinlich zu einem für den Schöpfer wenig erfreulichen Schlusse gelangt, wenn mich das Knistern des Kieses, mit welchem die Gartenwege bestreut waren, darin nicht gestört hätte. Ich blickte auf und bemerkte kaum fünf Schritte von mir entfernt, Aglaë. Sie hielt eine Damascusrose in der Hand.

„Sie sind da, Peregrin?“ fragte sie mich verwundert. „Was machen Sie allein da?“

„Ich dachte an Sie,“ erwiderte ich in meiner Verwirrung, ohne zu bedenken, was ich sagte.

„Das ist aber ganz gewiss nicht wahr! Wollen Sie?“ Aglaë hielt mir die Rose entgegen.

„Ich danke Ihnen, Aglaë,“ erwiederte ich und griff nach der Rose. „Sie haben mir dadurch eine grosse Freude bereitet.“

„Warum?“

„Weil Sie das erste Mädchen sind, das mir eine Blume schenkt.“

„Wer weiss!“

„Gewiss! Ich habe weder Anverwandte, noch Bekannte auf dieser Welt; meines Wissens wenigstens nicht.“

„Sind Sie denn gar so verlassen?“ fragte Aglaë mit sichtlicher Theilnahme.

Ich erzählte ihr meine traurige Lebensgeschichte. Als ich geendet, wandte Aglaë ihr Gesicht von mir ab und schwieg. Ich wusste den Grund.

„Armer Peregrin!“ sagte sie nach einer Weile, nachdem sie die ihre Theilnahme verrathenden Thränen verstohlen aus den Augen gewischt hatte. „Ich fühle für Sie eine grosse Sympathie —“

„Was haben Sie gesagt, Aglaë, Sie sympathiesiren mit mir? Warum?“

„Ich wollte eigentlich sagen, dass ich Sie achte,“ verbesserte sie sich, „weil Sie gegen mich nicht so unhöflich sind, als Ihre Vorgänger es waren.“

„Ein gebildeter Mann wird ein Mädchen niemals unhöflich behandeln, selbst wenn es dasselbe verdient.“

„So denken Sie, Ihre Vorgänger dagegen waren diesbezüglich anderer Meinung. Deshalb lerne ich bei Ihnen auch mit viel mehr Lust und Liebe, als früher. Ich... ich hätte noch eine Bitte an Sie.“

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Sie haben jedenfalls schon gleich anfangs bemerkt, dass wir alle zusammen gar keinen Schliff haben und uns in dem Umgange mit gebildeten Menschen gar nicht bewegen können. Bei unserer bisherigen Erziehung und bei dem steten Umgange mit rohen Menschen ist unser Bildungsmangel auch recht wohl begreiflich. Ich fühle den hohlen Raum um mich herum, sehe jedoch keinen Ausweg, um aus demselben herauszukommen.“

„Soll ich Ihnen behilflich sein, Aglaë?“

„Eben das ist es, um was ich Sie bitten wollte. Machen Sie mich auf alle Fehler in dem Umgange rücksichtslos aufmerksam, nicht nur während des Unterrichtes, sondern im gegenseitigen Verkehr, bei Tisch, mit einem Worte überall. Sie werden mich dadurch zum grossen Dank verpflichten.“

„Wenn Sie es mir nicht nachtragen werden.“

„Gewiss nicht; hier meine Hand darauf!“

Sie legte ihre Hand in meine Rechte und liess sie in derselben ruhen.

„Ich will Ihrem Wunsche nachkommen, aber unter einer Bedingung,“ sagte ich nach kurzer Ueberlegung.

„Reden Sie!“

„Sie dürfen sich Ihr schönes Haar nicht mehr stutzen lassen. Ist es nicht schade darum?“

„Ich bitte Sie, erinnern Sie mich nicht daran, sonst muss ich wieder weinen. Ich habe die närrische Gräfin schon hundertmal verwünscht.“

„Wie ist denn das geschehen?“

„Die alte Modenärrin von Rabensburg hat den vergangenen Winter in Venedig zugebracht. Als sie wieder heimkehrte, trug sie kurzes Haar à la Titus, angeblich weil die neueste Mode es so vorschreibt. Meine Mama, die in allem thonangebend sein wollte, machte es der Gräfin gleich nach, nur mit dem Unterschiede, dass sie sich kurz scheeren liess. Ida folgte ihrem Beispiel, Lisi auch und schliesslich wurde noch mir mein schönes Haar abgenommen. Ach wenn Sie wüssten, welch prächtige Zöpfe ich hatte!“

Aglaë weinte. Ich machte eine halbe Wendung gegen sie und bemerkte erst, dass ihre Hand noch immer in der meinigen lag. Ich glaubte ein leises Zittern derselben bemerkt zu haben. Unwillkürlich zogen sich die Finger meiner Hand fester zusammen.

„Weinen Sie nicht, Aglaë,“ tröstete ich sie; „die Haare werden schon wieder nachwachsen.“

„Das Schönste daran aber war, dass wir nach der Abnahme der Haare von einem heftigen Schnupfen befallen wurden,“ fuhr das Mädchen fort. „Dies geschah ungefähr zwei Wochen vor Ihrer Ankunft, also war es, wie Sie wissen, noch sehr frisch. Mama hat nicht daran gedacht, dass zwischen Venedig und Eulendorf ein grosser Temperaturunterschied herrscht. Die Lehre, welche sie daraus schöpfen kann, wird sie vielleicht bekehren, denn weder in der Stadt noch in der Umgebung hat sie auch nur eine einzige

Nachahmerin gefunden, aber gespöttelt hat man über sie und über uns mehr, als schön war.“ —

„Fräulein Aglaë! Aglaë!“ rief eine Stimme vor dem Schlosse.

„Die Köchin ruft mich, ich muss in die Speisekammer, um für das Nachtessen herauszugeben,“ sagte sie, während sie ihre Hand zurückzog.

„Sie sind also die Proviantmeisterin?“

„Jawohl, seit der Zeit, als Ida verlobt ist; bis dahin war sie es.“

„Wann findet die Vermählung statt?“

„In einem guten Monat, d. h. am Johannistage. Mein angehender Schwager heisst Johann der Täufer, ist am Johannistage geboren und will an demselben Tage auch getraut werden. Adieu, Herr Peregrin! Seien Sie gewiss strenge mit mir, sonst“

Sie drohte mit dem Finger und hüpfte fort. —

Die Hochzeit der ältesten Tochter des Herrn Volinski wird mir mein Leben lang in Erinnerung bleiben. Idas Bräutigam war ein vermögender Kaufmann aus der nahen Stadt. Die Jagd auf ihn blieb, wie man mir erzählte, längere Zeit ohne den gewünschten Erfolg, aber schliesslich biss er doch an. Er hat diesen unglückseligen Entschluss mit seinem Vermögen, mit seiner Ehre und mit seinem Leben bezahlt.

Frau Volinski wollte an jenem bedeutungsvollen Tage das ganze Elend und alle Nacktheit, welche das Schloss und die Familie umgab, mit einer blendenden Tünche überziehen. Von allen Ecken und Enden wurden Gäste zusammengetrommelt. Die Hochzeitsgesellschaft bot ein buntes Bild von meist abgewirthschafteten Gutsbesitzern, hungernden Landedelleuten, feisten ländlichen Geldprotzen, aalglatt sein wollenden Ellenrittern mit kolossalen Händen u. dergl. dar. Die Trauung in der eine Viertelstunde von dem Schlosse entfernten Pfarrkirche war auf vier Uhr Nachmittags angesetzt, die Hochzeitstafel aber, von welcher man Wunderdinge in die Welt hinausposaunte, fand um sechs Uhr statt. An das Mittagessen dachte an demselben Tage Niemand, obwohl unsere Mägen nichts destoweniger nach Stärkung verlangten. Die Kinder, die überall Zutritt hatten, oder solchen wenigstens zu haben glaubten, liessen bald hier, bald dort etwas mitgehen und deckten auf diese Weise den Ausfall, allein wir blieben uns selbst überlassen. Die Vorräthe in der Gärtnerhütte waren auch aufgezehrt, ohne dass der in den letzten Tagen mit der Herstellung von Guirlanden, Bouquets u. s w. beschäftigte Peter um einen Nachschub sorgen konnte. Gegen zwei Uhr Nachmittags erschien die Gnädige in unserm Zimmer, in dem sich in der letzten Zeit auch der Schuster und der Schneider, beide aus der nahen Stadt, breitgemacht hatten und machte uns kund und zu wissen, dass wir zu der Hochzeit eingeladen sind. Ich trat als Sprechwart vor.

„Gnädige Frau,“ sagte ich, „wir danken Ihnen für die Ehre, die Sie uns durch Ihre Einladung erwiesen, bedauern jedoch, dieselbe nicht annehmen zu können.“ Wir hatten diesbezüglich schon früher einen Beschluss gefasst.

„Warum nicht?“ fragte sie gleichgültig.

„Weil die Einladung zu spät erfolgt ist und wir in Folge dessen für die Theilnahme an dem Feste nicht vorbereitet sind.“

„Wenn Sie nicht wollen, zwingen kann ich Sie nicht. Uebrigens wird Ihnen auch hier nichts fehlen. Ich werde für die Meister, Instruktoren und für die Kinder diesen Tisch decken lassen. Von Allem, was wir haben werden, wird auch hier aufgetischt. Ich will nicht, dass mir Jemand nachträgt, dass er am Hochzeitstage meiner ältesten Tochter hungrig oder durstig war.“

Sprach und wälzte sich von dannen. Gleich darauf fuhren die ersten Wägen vor und so ging es durch eine volle Stunde fort. Gegen drei Uhr brachte uns Aglaë die Hochzeitssträuschen.

„Warum fahren nicht auch Sie in die Kirche?“ fragte sie mich, während sie mir das Sträuschen an dem Rock befestigte.

„Wir werden den kürzeren Feldweg einschlagen,“ erwiderte ich.

„Aber wohl gewiss?“

„Sehr wahrscheinlich.“

Sie rauschte fort und wenige Minuten darauf setzte sich der über fünfzig Wägen zählende Hochzeitszug in Bewegung. Wir blieben zu Hause, hauptsächlich in der Hoffnung, dass sich unterdessen vielleicht Jemand unserer leeren Mägen erinnern werde. Eitler Wahn! Ich verliess das Schloss durch das Hinterthor und ging zu dem Bache, um zu baden. Das kalte Wasser hatte meinen Appetit noch mehr gereizt. Gegen sieben Uhr kehrte ich zurück. Unser Tisch war gedeckt, allein die Teller noch blank. Auf dem Tische lag eine ellenlange Wecken. Die Stiegenthür, die in der Nähe unserer Wohnung in die Küche führte, war abgesperrt. Die Kinder schnitten saure Gesichter, sie waren hungrig. Zuweilen schlich sich ein Sprössling davon, um sich seiner Mutter zu nähern und ihr unser gemeinsames Leid zu klagen. Vergebens, sie war unnahbar. Der Schneider sprang anfangs wie ein junger Bock herum und machte auf die Hochzeit allerhand schlechte Witze, während das Brummen des Schusters nach und nach einen bedenklichen Grad erreichte. Um die Kinder zu befriedigen, zerschnitt ich die Wecken und vertheilte sie unter dieselben. Unterdessen war es spät abends geworden; von dem Stadtpfarrthume verkündete der Hammer zehn Uhr. Nichts liess ahnen, dass sich jemand unser erinnerte. Endlich hörten wir Schritte auf dem Gange.

„Endlich!“ sagte der Schneider und machte einen Bocksprung.

Das Stubenmädchen erschien in der Thür, aber mit leeren Händen.

„Sie dürfen nicht böse sein, aber ich muss die Teller wegtragen, weil die Musikanten nachmahlen werden und wir nicht genug Geschirr haben,“ sagte die Eintretende.

„Leere Teller nützen uns ohnehin nichts,“ sagte der Schuster.

Martha erwiderte nichts, sondern bildete aus den Tellern einen Stoss und trug denselben fort.

„Und die Servietten?“ fragte ironisch der Schneider.

„Die Musikanten sind auf solchen Luxus nicht gewöhnt,“ erwiderte das Stubenmädchen im Fortgehen. Der Schuster fluchte in allen Tonarten. Es sollte aber noch besser kommen. Das Stubenmädchen kam wieder.

„Ich muss auch die Weingläser forttragen,“ sagte sie und begann aufzuräumen.

„Nur eines lassen Sie uns hier, Martha,“ sagte der Schneider, „zum Andenken.“

Martha willfahrt seiner Bitte. Bald darauf rauschte Jemand herbei.
„Jetzt geht es los!“ meinte der Schneider. Diesmal war es Lisi, die uns mit ihrem Besuche beehrte.

„Die Mutter hat gesagt,“ begann sie, „die Instructoren sollen hinüberkommen, es fehlen Tänzer.“

„Fräulein Lisi, sagen Sie Ihrer Mama, sie soll uns vor allem etwas zum Essen schicken, besonders für die Kinder, damit sie dann schlafen gehen,“ erwiderte Georg, der sich bis dahin wortkarg verhielt.

„Haben Sie noch nichts bekommen?“ fragte Lisi verwundert. „Merkwürdig!“

„Wenn uns Mama nichts zu essen geben wollte, so hätten Sie uns für den Abend nicht hier behalten sollen!“ greinte der Schuster.

„Haben Sie nur Geduld, es wird schon kommen! Meister Anselm, nehmen Sie die Wasserkanne und kommen Sie mit mir!“

Der Schneider gehorchte und kehrte bald darauf mit Wein zurück. Die Kinder hatten wenigstens eine Brotunterlage in ihren Mägen, also konnten sie schon etwas Wein vertragen; wir dagegen nicht. Ich brachte darauf die Jugend auch auf unseren Betten nach Möglichkeit unter und es dauerte gar nicht lange, dass alle einschliefen. Unterdessen lebten wir in der Hoffnung weiter. Es wird elf Uhr; nichts röhrt sich. Anselm, der Schneider, glaubte die Speisen durch den Wein ersetzen zu können und trank so lange, bis er bei der Weinkanne sitzend, einschlief und umfiel.

Abermals näherten sich Schritte unserem Zimmer. Es war aber nicht die Frau Volinski, sondern der Gärtner, dem es nicht besser erging als uns.

„Ich habe heute so viel zu thun gehabt, dass ich dabei auf das Essen vergass,“ sagte er. „Dafür wollte ich mich abends entschädigen, allein während meine Tischgenossen nachmahlten, war ich mit der Ausschmückung des Tanzsaales beschäftigt. Sie glaubten, dass mir mein Essen heraufgetragen wurde, assen alles auf und so bin ich den ganzen Tag ohne Essen.“

„Du kannst dir leicht helfen, Peter,“ entgegnete der Schuster, Du machst die paar hundert Schritte bis zur Mühle, und die Geschichte hat sich gehoben. Auch ich könnte nach Hause gehen, allein ich schäme mich, mit leeren Taschen und leerem Magen nach Hause zu kommen. Meine Kinder machten schon seit einer Woche die Zusammenstellung von den Herrlichkeiten, die ich ihnen von der Hochzeit heimbringen sollte.“

„Ich wollte zur Mühle hinab,“ erwiderte Peter, besann mich jedoch eines besseren. Hätte mich Jemand in der Nacht dort gesehen, so wären wir in das Gerede gekommen und das will ich nicht. Zudem glaubte ich bestimmt, bei Euch etwas zu bekommen.“ —

Bald nach Mitternacht begann die Abfahrt; um ein Uhr fuhr der letzte Wagen fort. In dem Schlosse wurde es stiller und endlich ganz still. Der Gärtner schlich sich davon, um die Schlossfrau zu erläugen, kehrte jedoch bald unverrichteter Dinge zurück.

„In dem Speisezimmer ist kein Licht mehr; auch in den Schlafzimmern ist alles ruhig,“ sagte Peter mit einer Jammermine.

„Was machen wir jetzt?“ fragte der Schuster.

Alle schwiegen. Nach einer Weile sagte der Gärtner:

„Ich werde schliesslich doch in die Mühle gehen müssen.“

„Ja, ja thue das, Peter,“ drängte der Schuster. „Wir zahlen ja gern, nicht wahr, meine Herren, aber wir wollen essen!“

„Also gut! Ich und Du, Freund Lorenz, gehen jetzt in die Mühle, um bei der Herstellung des Frühstückes behilflich zu sein, die Herren Lehrer und der Schneider kommen aber vielleicht in einer Stunde nach.“

„Nicht früher?“ fragte Georg überrascht.

„Es wird Ihnen um so besser schmecken.“

„Verfluchte Hochzeit!“

Peter und Lorenz entfernten sich, wir aber griffen um uns die Zeit zu vertreiben, zu den Karten und machten einige Spiele Piquet.

Vielleicht wird dem geehrten Leser unser Wolfshunger auffallen. Die Sache ist sehr natürlich. Erstlich war der Tag zu derselben Zeit am längsten; zudem weckt das Bewusstsein, dass es in der nächsten Nähe toll und voll zugehet, den Appetit sehr bedeutend.

Als ich und Georg das Schloss verliessen, begann sich der Himmel im Osten bereits zu röthen. Den Schneider vermochten wir nicht aus dem Schlafe zu rütteln, deshalb liessen wir ihn zu Hause.

Das Frühstück übertraf unsere kühnsten Hoffnungen. Ausser eingemachtem und gebackenen Junggeflügel gab es auch vorzügliche Bachforellen und nicht minder gute Edelkrebsen, welche die Müllerswittwe stets in Wasserbehältern in Vorrath hatte. Und der prickelnde Schlossberger dazu! Peters Braut war auf die Volinskische Familie nicht gut zu sprechen, weil ihr dieselbe für die drückenden Verhältnisse in denen sie steckte, zu hochmüthig vorkam und weil sie auf die reiche Müllerin mit Geringschätzung herabblickte. Unsere Lage bot ihr daher eine willkommene Gelegenheit hervorzutreten, um dann ausposaunen zu können, dass sie die hungrigen Lehrer und Meister vom Schlosse Eulendorf bewirthet habe. Ungefähr eine halbe Stunde nach dem Sonnenaufgange kam auch der Schneider mit einer Jammermine in die Mühle.

„Ich habe ganz bestimmt gewusst, dass ich Euch hier treffen werde“, sagte er, als er in die Stube trat.

„Wie hast Du den Weg hierhergefunden, Freund Amseln?“ fragte ihn der Schuster.

„Sehr einfach: ich habe im thauigen Grase frische Fußspuren gesehen und daraus geschlossen, dass dieselben von Euch herrühren. Meine Voraussetzung hat mich nicht getäuscht.“ —

Als wir die gastliche Mühle verliessen, stand die Sonne bereits im Zenith. Frau Volinski stand mit Lisi und Aglaë am Fenster und betrachtete uns mit einer Miene, als ob sie uns zurufen wollte:

„Komm't ihr, wankende Gestalten?“

Diesmal war der Tisch in unserm Zimmer nicht nur gedeckt, sondern er trug auch eine hübsche Auswahl von den Ueberresten des Hochzeitsmahles. Auch die Gnädige wälzte sich bald darauf in unsere Wohnung und entschuldigte sich wegen unserer Vernachlässigung. In der rosigen Laune, in der wir uns befanden, hätten wir ihr noch ein grösseres uns etwa zugefügtes Unrecht ohne alles Bedenken verziehen. Ich und Georg schenkten unseren Antheil den beiden Bekleidungskünstlern für deren Kinder und legten uns zur Ruhe. —

Ida vermisste Niemand auf dem Schlosse, am wenigsten aber ihre Geschwister, mit denen sie im ewigen Hader lebte. Auch der Hochmuth der Damen legte sich mit der Zeit, an dessen Stelle trat aber nicht so sehr die Herablassung, als vielmehr, ich möchte sagen, eine gewisse Zutraulichkeit.

Das Schuljahr war zu Ende. Georg beeilte sich, seine ohnehin geringen Habseligkeiten zusammen zu packen und verliess das Schloss. Auch Aglaë blieb von dem Unterrichte aus; statt ihrer aber wurde der kleine, aber sehr eigensinnige Hinko meiner Botmässigkeit unterstellt. Der Nachfolger Georgs war ein echter Mucker im Frack, dabei aber aufgeblasen wie ein Frosch. Mit dem Menschen konnte man mit dem besten Willen kein verständiges Gespräch führen, deshalb verkehrte ich mit ihm nur soviel, als unbedingt nothwendig war und schloss mich immer mehr der Familie Volinski an. Ich hatte es nicht zu bereuen. Auch die Magenfrage fand dadurch eine günstige Lösung, denn Lisi hatte, wie ich bereits erwähnt habe, den Kellerschlüssel, Aglaë aber führte die Oberherrschaft über die Speisekammer. —

Eines Herbstnachmittages sass ich in der Gartenlaube, deren schattenspendende Blätter bereits gelb und braun zu werden begannen und memorirte. Aglaë kam auf dieselbe zu und blieb horchend stehen. Sie mochte geglaubt haben, dass ich nicht allein sei, deshalb kehrte sie nach einer Weile um und schickte sich zum Fortgehen an. Ich stand auf und rief ihren Namen.

„Sind Sie allein?“ fragte sie mich.

„Jawohl Fräulein, kommen Sie nur her“, erwiderte ich. „Was haben Sie Schönes im Papier eingewickelt?“

Aglaë blickte scheu um sich herum und sprang, als sie sich unbeobachtet glaubte, in die Laube.

„Sehen Sie einmal her!“ sagte sie zu mir, während sie das Papier aufrollte. „Ist es nicht schade darum?“

Es war ihr schönes, beinahe drei Fuss langes Haar, welches ihr die Mutter vor mehr als einem halben Jahre abgenommen hatte.

„Welche eine Fülle!“ rief ich überrascht aus.

„Und die Farbe? Gefällt sie Ihnen?“

„Wem sollte dieses herrliche blond nicht gefallen?“

Aglaë brach in heftiges Schluchzen aus und lehnte ihr Köpfchen an meine Brust.

„Weinen Sie nicht, Fräulein Aglaë, die Haare wachsen schnell nach“, tröstete ich das verzweifelte Mädchen.

„Freilich wachsen sie nach, aber hätte mir Mama sie nicht abgeschnitten, so wären sie jetzt schon um so viel länger.“

„Allerdings, aber jetzt hilft das Weinen nicht mehr.“

„Ich weiss es, aber es thut mir dennoch leid darum.“

Ich trocknete ihre Thränen; sie liess es gewähren und blickte mich dankbar an. Mich durchzuckte es, wie ein Blitzstrahl. Ich ergriff ihre Hand. Sie zitterte. Unbewusst führte ich sie an meine Lippen. Doch in demselben Augenblicke erwachte der Engel des Gewissens in meinem Herzen. Ich liess die Hand los, allein der erste Schritt war gethan. Aglaë stand verwirrt vor mir. Wehmüthig betrachtete sie ihren herrlichen, auf

dem Tisch liegenden Haarschmuck, mit welchem der rauhe Herbstwind spielte.

„Wollen Sie von mir eine Erinnerung haben, Peregrin?“ fragte sie mich nach einigem Sinnen.

„Sehr gern, Fräulein“, erwiderte ich, „aber ich weiss nicht . . .“

„Nehmen Sie mein Haar!“

„Das wäre wohl zu viel, Fräulein Aglaë. Zudem, was würde Ihre Mama dazu sagen?“

„Ah was! sie kümmert sich darum nicht. Uebrigens, sind die Haare nicht mein Eigenthum?“

„Allerdings, aber sie wäre darüber entschieden ungehalten. Wenn Sie mir aber erlauben, so will ich einen kleinen Theil davon nehmen und als ein theueres Andenken von meiner einstigen Schülerin sorgfältig aufbewahren.“

„Nehmen Sie nur, soviel Sie wollen“, sagte Aglaë, während sie mich mit einem jener vielsagenden Blicke beglückte, die man sein ganzes Leben nicht wieder vergisst. In jenem Augenblicke lag ihr Herz offen vor mir. Ich hörte seine Schläge und wusste, wem sie galten. Ich zog aus dem üppigen Zopfe ein Büschelchen heraus.

„Nehmen Sie doch mehr!“ eiferte mich Aglaë an. „Ich möchte jetzt nur wissen, was Sie damit anfangen wollen.“

„Wenn Sie erlauben, werde ich mir daraus eine Uhrkette machen lassen. Aber nein, es darf nicht sein“, verbesserte ich mich.

„Warum nicht?“

„Weil die Mama die Quelle, aus welcher ich das Material dafür bezogen habe, errathen könnte.“

„O, wenn sonst nichts ist, so können Sie es getrost thun.“

„Fräulein, Sie bedenken nicht, dass solche Geschenke an gewisse Voraussetzungen zu glauben erlauben.“

Aglaë senkte ihre Augen zu Boden und schwieg.

„Mögen die Leute glauben, was sie wollen, ich erlaube es Ihnen und damit basta“, erwiderte sie nach einer Weile mit Entschiedenheit.

„Ich danke Ihnen, Fräulein“, erwiderte ich. „Sie haben dieses Geschenk keinem Unwürdigen gemacht.“

Unsere Augen treffen sich. Aglaë wickelte ihren goldfärbigen Schatz wieder ein.

„Jetzt gehe ich wieder“, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. „Auf Wiedersehen, Peregrin, heute Abends.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein“, sagte ich, ihren Handdruck erwidern.

Und fort war sie. Sinnend schaute ich ihr nach. Bei dem Springbrunnen angelangt, bog sie ab und begann ein Lied zu trillern.

„Ich kenn' ein Wort, ein Wort so süß,
Das schlummernd ruht im Menschenherzen;
Das gerne Alles, Alles giebt
Und freudig theilet Glück und Schmerzen.
Gott hat es auch in deine Brust
Mit heil'ger Flammenschrift geschrieben,
D'rüm halt' es fest und pfleg' es treu,
Den süßen Schatz, dein selig Lieben!“

tönte es zu mir herüber. — —

Ich liess mich wieder auf die Bank nieder und dachte über die Begegnung nach. Wie lange ich dort sass, weiss ich nicht; ich hätte die Laube vielleicht noch lange nicht verlassen, wenn mich das Zimmermädchen nicht zum Nachtessen abgeholt hätte.

„Herr Struchtor, haben Sie mich nicht gehört, ich habe Sie die längste Zeit gerufen“, sagte Martha, als sie mich in der Laube fand.

„Ich habe geschlafen“, erwiederte ich kurz, um mir jede Auseinandersetzung wegen meines Stillschweigens zu ersparen. —

Man behauptet, dass verliebte Leute zerstreut sind, ihre Pflichten nur oberflächlich, oder gar nicht erfüllen u. dergl. Ich habe Aglaë gewiss so innig geliebt, wie ein zwanzigjähriger Mann, der zum ersten Male liebt und wieder geliebt wird, überhaupt zu lieben im Stande ist, allein dabei habe ich in meinem Leben nicht die geringste Abwechslung erfahren. Im Gegentheil, ich lernte in jener Zeit verhältnissmässig mehr, als jemals früher, denn ich hatte stets unsere Zukunft und unser Glück vor den Augen. Mit Aglaë sprach ich über die Liebe nie ein Wort. Wozu auch? Die wahre, reine Liebe lässt sich mit Worten nicht schildern. Ein Blick, ein Händedruck, ein flüchtiger Kuss besagt mehr, als alle Worte. Ob Aglaëns Mutter um unser Liebesverhältniss wusste, kann ich mit voller Bestimmtheit nicht behaupten; ich glaube es jedoch annehmen zu dürfen. Ihr Benehmen mir gegenüber war ein andauernd wohlwollendes. Herr Volinski kümmerte sich weder um seine Besitzungen, noch um seine Kinder, sondern spielte weiter und sank materiell immer tiefer.

Die Zeit flog schnell dahin. Peter heiratete die resolute, aber noch immer hübsche Müllerswittwe und lebte glücklich mit ihr. Ich brachte so manche angenehme Stunde in freundschaftlichem Gespräch in der Mühle zu und that den Küchen- und Kellervorräthen des Ehepaars alle Ehre an.

An Peters Stelle trat dessen jüngerer Bruder Mathel, der mit den vielen im Schlossgarten nistenden Nachtigallen um die Wette sang. Sonst aber blieb im Schloss alles beim Alten.

Es war anfangs Oktober. Eines abends standen wir, Aglaë und ich, am Fenster und plauderten. Die Nacht hatte bereits ihre Fittige über die müde Erde ausgebreitet. Die Dienerschaft verliess nach dem Nachtessen die Gesindestube und zerstreute sich. Auch Mathel kam durch den Haupteingang auf den Schlossplatz. Er sang, wie gewöhnlich.

„Wirst du weinen, wenn wir scheiden?“ klangen die Worte unseres melancholischen Volksliedes zu uns herauf. Aglaë fiel mir um den Hals und begann laut zu weinen. Auch mir wurde es kalt ums Herz. Bis dahin dachte ich an die mir in kurzer Zeit bevorstehende Abreise gar nicht. Dem Abende folgte die erste schlaflos zugebrachte Nacht, seit der ersten Begegnung mit Aglaë in der Gartenlaube. Die Worte: „Wirst du weinen, wenn wir scheiden,“ durchzitterten meine Seele, wie ein Fieberfrost.

Am Vorabend meiner Abreise wurde auf Schloss Eulenhorst das Weinlesefest abgehalten. Diese schönen Feste haben von ihrer Ursprünglichkeit schon sehr viel eingebüßt, sie gehören aber noch immer zu der angenehmen Abwechslung des einförmigen Landlebens. Aglaë hatte verweinte Augen; sie hatte in der letzten Zeit viel geweint. In einem passenden

Augenblick huschte sie an mir vorbei und drückte mir einen kleinen Papierstreifen in die Hand. Auf demselben standen die Worte: „Entferne dich möglichst unbeobachtet und erwarte mich in einer halben Stunde auf dem Kalvarienberge.“

Auf dem Kalvarienberge, um 10 Uhr Nachts! Was wollte sie dort oben? Dieses eigenthümliche Verlangen setzte mich in Staunen, ich kam demselben jedoch nach. Vor der Kirche angelangt, setzte ich mich auf die Thürschwelle und horchte. Nichts rührte sich. Der Mond und die Sterne waren in Wolken gehüllt. Von dem Dachfirste der Kirche sandte ein Todtenvogel seinen unheimlichen Ruf in die dunkle Nacht hinaus. Auf der Reichsstrasse hörte ich Jemand husten und antwortete. Wenige Augenblicke darauf kam Aglaë gegen die Kirche gelaufen.

„Wartest Du schon lange?“ fragte sie mich.

„Nein, aber was willst Du zu dieser Stunde hier?“

„Es muss sein, zu meiner Beruhigung“, erwiderte sie kurz, während sie das Kirchthor öffnete. Ich bin nicht furchtsam, aber ich muss gestehen, dass mir unheimlich zu Muthe war. Fast fürchtete ich, dass das Mädchen den Verstand verloren habe. Wir traten ein. Aglaë ergriff meine Hand und führte mich vor den Hauptaltar. Das Ewige Licht beleuchtete unsere Umgebung so schwach, dass nur die Conturen der Engel und Heiligen sichtbar waren.

„Schwöre“, sagte Aglaë mit zitternder Stimme, „schwöre, dass Du von mir nicht ablassen wirst, was auch immer kommen mag!“

„Zweifelst Du daran?“ fragte ich sie.

„Nein, aber es wird mir zur Beruhigung dienen. Auch ich schwöre, Dir treu zu bleiben und in Liebe zu Dir auszuharren, bis Du mich vor Gott und Menschen als Dein rechtmässiges Weib heimführen wirst.“

Wir legten unsere Hände in einander und gelobten uns Treue und Ausharren. Ein kurzes Gebet und wir verliessen, ohne ein Wort mit einander zu wechseln, die Halle der Andacht.

„Jetzt bin ich glücklich und beruhigt,“ sagte Aglaë als wir die Kirche im Rücken hatten. „Ziehe mit Gott! Er geleite Dich auf allen Deinen Wegen. Schreibe mir öfters.“ —

* * *

Am folgenden Morgen war die Sonne noch nicht aufgegangen, als sich die Postkutsche in Bewegung setzte. Das Gespräch der Mitreisenden war mir unangenehm, weil es den Flug meiner Gedanken hemmte. Nach und nach gewann ich die Ruhe wieder und erreichte am sechsten Tage wohlbehalten mein Reiseziel. In Wien erwartete mich eine sehr unangenehme Ueberraschung. Ungefähr zwei Monate vorher erhielt ich von dem General von Falkenberg ein Schreiben, in welchem er sich meiner auch weiterhin anzunehmen versprach. „Kommen Sie nur ohne Bängen hierher,“ schrieb mir der gute Herr, „wir werden für Sie gewiss ein Plätzchen finden.“ Er hatte meine Ankunft jedoch nicht abgewartet, sondern war ungefähr einen Monat früher zu der grossen Armee eingerückt, seine Gemahlin aber war mit den Töchtern kurz nach seinem Tode fortgezogen, Niemand wusste mir zu sagen, wohin.

Ich stand wieder allein und verlassen auf der Welt da. Verlassen? Nein! aber es fehlte mir die unmittelbar leitende Hand. Während meines Aufenthaltes auf Schloss Eulendorf hatte ich mir einiges Geld erspart, also war ich für die erste Zeit geborgen, später aber würde Gott weiter helfen, dachte ich mir.

Ich schrieb an Aglaë. Am sechzehnten Tage erhielt ich von ihr ein kurzes flüchtiges Schreiben als Antwort. Eine bange Ahnung beschlich mich, ohne zu wissen warum. Ich schrieb wieder, erhielt jedoch keine Antwort. Auf Oktober folgte sein Erbe, aber auch dieser verging, ohne dass ich von Aglaë ein Lebenszeichen erhielt, obwohl ich ihr regelmässig wöchentlich einmal schrieb. Nun erst sah ich, mit welcher Liebe ich an ihr hing. Ich forschte nach den Gründen ihres beharrlichen Schweigens, fand jedoch einen weniger stichhaltig, als den anderen. Schon begann ich für meinen Verstand zu fürchten. Erst einige Tage vor Weihnachten erhielt ich ein Schreiben, allein nicht von Aglaë, sondern von ihrem Vater. Ich kannte zwar seine Schriftzüge nicht, jedoch das Wappensiegel, mit welchem der Brief verschlossen war, veranlasste mich zu dieser Annahme. Ich erbrach es heftig und las:

„Dieses Schreiben trägt keine Aufschrift,“ schrieb mir Herr Volinski, „weil ich nicht weiß, wie ich Sie tituliren sollte. Ich billige Ihr Liebesverhältnis mit meiner Tochter zwar nicht, kann Sie deshalb aber dennoch nicht verdammen; auch ich bin einmal jung gewesen. Auf dieser Welt hat alles ein Ende, also können auch Jugendliebeleien nicht ewig dauern und dies um so mehr, da Sie zuweilen der Zukunft hinderlich im Wege stehen. Der letztere Umstand tritt auch bei meiner Tochter in den Vordergrund. Sie werden wohl begreifen, dass an Ihre Verbindung mit meiner Tochter nicht zu denken ist. Sie haben nichts, meine Tochter hat nichts, wovon solltet ihr also leben? Zudem müssen Sie noch zwei Jahre studieren und dann werden Jahre und Jahre vergehen, bis Sie so viel verdienen, als eine Familie zum nothdürftigen Auskommen braucht. Schlagen Sie sich also die Liebe, die ohnehin zu nichts führen kann, aus dem Kopfe; je früher, desto besser. Ersparen Sie sich auch das fernere Briefschreiben, denn alle Ihre Briefe gelangen in meine Hände, ohne dass meine Tochter davon eine Ahnung hat. Mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen.“

Johann Volinski, mp.“

Sprachlos und einer Statue gleich stand ich da. Ich sollte Aglaë entsagen? Niemals! Um ihren Besitz wollte ich mit allen Mächten dieser Welt, meinetwegen auch mit jenen der Hölle kämpfen. Nun wurde mir ihr Stillschweigen klar. Volinski hatte also im Einverständnis mit dem Posthalter meine und jedenfalls auch ihre Briefe aufgefangen. Ich musste daher einen anderen Weg einschlagen um mit ihr Fühlung zu bekommen. Aglaë hatte in der Stadt eine gute Freundin. An diese schrieb ich und legte für Aglaë einen Brief bei, in welchem ich sie um Aufklärung ersuchte. Nach drei langen Wochen erhielt ich eine Antwort, die mein letztes Hoffen zerstörte. Aglaë schrieb mir folgende Zeilen:

„Geehrter Herr! Ich schreibe Ihnen, dass ich wegen der strengen Aufsicht, unter welche man mich gestellt, nicht schreiben kann. Beurtheilen Sie mich nicht falsch; die Umstände sind mächtiger, als mein Wille und meine ohnmächtige Liebe. Leben Sie wohl! Aglaë, mp.“

Unter diesen Zeilen standen die Worte:

„Lieber Herr Peregrin! Trösten Sie sich. Es hat wohl noch eine andere Mutter ein schönes Kind für Sie. Es wäre schön gewesen, aber es hat nicht sollen sein.

Es grüßt Sie freundlich

Mizzi Vosek.“

Mir schwindelte es. War das Wirklichkeit oder nur ein böser Traum? Ich hielt das Papier in der Hand, also konnte über die Wirklichkeit kein Zweifel obwalten. Was war geschehen? Aglaë unter strenger Aufsicht! Warum? Wollte man sie zu der Heirath mit einem anderen zwingen? Sehr wahrscheinlich! Mein Entschluss war schnell gefasst. Ich wollte vor den Vater Aglaës hintreten und mein Anrecht auf deren Hand vertheidigen. Was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht trennen! Ich wollte nichts unversucht lassen, um zu siegen, oder zu sterben. Das Leben ohne Aglaë hatte für mich keinen Werth. „Mit ihr leben oder sterben!“ war meine Devise.

Die nächstfällige gegen Süden verkehrende Postkutsche nahm mich auf.“ —

Das Reisen mitten im Winter war zu derselben Zeit mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Ich kümmerte mich weder um die Kälte, noch um anderes Ungemach; meine Gedanken weilten auf Schloss Eulenhorst. Nach einer langen und bangen Woche hielt die Postkutsche in der Kreisstadt an; ich war am Ziele. Am Ziele! Welche Ironie des Ausdruckes!

„Sie sind gerade um zwei Tage zu spät gekommen,“ sagte die Posthalterin zu mir, als ich ausgestiegen war.

„Warum?“ fragte ich.

„Nun, Sie sind jedenfalls auf Aglaës Hochzeit gekommen! Wahrscheinlich unterwegs verschneit gewesen? Aglaë ist gestern mit ihrem Ehegatten abgereist.“

Ich stand sprachlos vor der Sprecherin und glotzte sie an.

„Aber um Gotteswillen, Herr Peregrin, was fehlt Ihnen denn? Sie sind erdfahl! —“

Was weiter mit mir geschah, weiss ich nicht. Die Kälte und die Aufregung hatten ihre Rechte verlangt. Als ich erwachte, lag ich schweißgebadet im Bette. Ich sammelte meine Gedanken; es dauerte eine geraume Weile, bevor ich mich zurecht fand. An meinem Bette sass die alte Micka Kokat, die sog. Stadtwärterin und erzählte mir, dass der berüchtigte Wucherer Grabesch, der wie man sagt, schon mit einem Fusse im Grabe stand, kurz nach meiner Abreise nach Wien seine Gattin durch den Tod verlor und wenige Wochen darauf bei Herrn Volinski um die Hand Aglaës, deren Grossvater er sein konnte, anhielt. Wie es kam, wusste man nicht recht, allein man munkelte, dass er dem Wucherer seine Tochter um hohes Geld verkauft hatte, doch etwas bestimmtes wusste Niemand. Soviel stand fest, dass eine bedeutende Summe, welche Volinski dem Menschenschinder schuldete, gerade in jener Zeitepoche grundbücherlich gelöscht wurde. Ausserdem soll der Inhaber von Eulenhorst ansehnliche Beträge im Spiel verloren und baar erlegt haben. Diese Thatsachen sprechen wesentlich zu seinen Lasten.

Auf dem Schlosse gab es fürchterliche Scenen. Aglaë wollte von einer Verbindung mit dem hinfälligen Greise nichts wissen; aber weder

Bitten noch Drohungen der unnatürlichen Eltern vermochten ihren Sinn zu ändern. In den letzten Wochen musste man sie Tag und Nacht überwachen, um sie an der Flucht oder an dem Selbstmorde zu hindern. —

Mein Plan wurde schnell entworfen. Ich wollte den Seelenverkäufer auf Eulendorf aufsuchen und über das mir widerrechtlich entrissene Gut von ihm Rechenschaft fordern, nicht wie ein Mann, der eine Ehrensache mit seines gleichen zu ordnen hat, sondern ich wollte unbekümmert um die Folgen seinem ruchlosen Leben ein Ende machen. Wenn ich dabei auch meines verwirkte, was lag daran? Aglaë war für mich verloren, also hatte die Welt für mich keinen Werth mehr.

Gedacht, gethan, aber es war leichter gedacht als gethan. Volinski hatte von meiner Ankunft gehört und am folgenden Morgen zu seiner Vertheidigung Maassregeln getroffen. Er hatte Lunte gerochen. Als ich den Seitenpfad betreten wollte, stellte sich mir der alte Waldauftseher Franz in den Weg.

„Guten Morgen, Herr Peregrin,“ grüsste er mich. „Wohin so frühzeitig?“

„Ich will Ihrem Brotherrn einen Besuch abstatten,“ erwiderte ich.
„Sie dürfen nicht auf das Schloss.“

„Warum nicht?“

„Weil er so angeordnet hat.“

„Er hat so angeordnet? Der Schuft!“

„Wir müssen Sie auf jeden Fall daran hindern; hat er gesagt, dass er im Nothfalle sogar die Obrigkeit gegen Sie zu Hilfe rufen wird. Alle Zugänge zu dem Schlosse sind von seinen Knechten besetzt.“

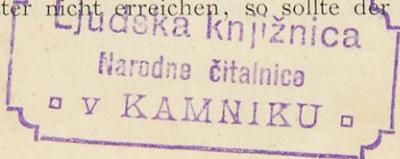
„Das böse Gewissen!“ sagte ich höhnisch.

Was sollte ich thun? Einer gegen zehn, zwanzig. Es blieb mir nichts anderes übrig, als eine günstige Gelegenheit abzuwarten und ihm hinterräcks ins Herz zu treffen, wie er es mir gethan, allein der Dachs war vorsichtig und konnte angesichts der Gefahr wochenlang in seinem Baue bleiben, ohne sich an das Licht zu wagen. Zudem konnte er, wie mir Franz sagte, auch die Behörde zu seinem Schutze anrufen und dann war ich geliefert, ohne mein Ziel erreicht zu haben.

Der Waldhüter schien meine Gedanken errathen zu haben.

„Seien Sie gescheit, Herr Peregrin,“ sagte der Alte. „An der Sache lässt sich nun einmal nichts mehr ändern. Die arme Aglaë hat gelitten wie eine Märtyrerin. Mich hat es oft ins Herz geschnitten, wenn ich sie weinen und bitten hörte. Es war ein Hundeleben auf Schloss Eulendorf. Ganze Nächte mussten wir durchwachen, um sie an der Flucht zu hindern. Gott weiss es, dass sie sich nicht freiwillig an den gehassten Menschen ketten liess, aber es hat sein müssen. Trösten Sie sich, Herr Peregrin, auf der Welt giebt es, Gottlob, Mädchen genug, daher wird es Ihnen nicht schwer fallen, eine zu Ihnen passende Lebensgefährtin zu finden. Wer weiss, wozu es gut war? Am Ende kann noch alles gut werden...“

Sinnend stand ich vor dem alten Manne. Ich musste meinen Operationsplan ändern, aber rächen wollte ich mich auf jeden Fall. Konnte ich den herzlosen Vater nicht erreichen, so sollte der Gatte für beide die



Rechnung begleichen. Ihm konnte ich vielleicht leichter beikommen. Ich betrat wieder die Reichsstrasse und eilte auf derselben fort. Wohin? Ihm nach. Dies war der Grund meiner Wanderungen. —

* * *

Ich hielt im Lesen inne.

„Ist die Geschichte zu Ende?“ fragte Vodopivec.

„Die ganze Geschichte wohl nicht, sondern nur ein Abschnitt,“ erwiderte ich.

„Für heute ist genug,“ meinte der Schloss-Tin. „Morgen wirst Du uns das nächste Capitel vorlesen.“

„Aber von den Zigeunern und Türken steht nichts darin,“ wendete Vodopivec ein. „Die Türkengeschichten gefallen mir.“

„Warte nur,“ meinte Martin, „Du wirst davon genug zu hören bekommen. Was uns Janko heute vorgelesen hat, ist nur der Anfang, der Eingang zu der eigentlichen Geschichte. Herr Peregrin kann doch nicht gleich anfangs bei den Türken mit der Thür ins Haus fallen, sondern muss seine Erlebnisse der Reihe und Ordnung nach schildern, habe ich recht oder nicht?“

Die Zuhörer stimmten ihm bei, wünschten sich gegenseitig eine gute Nacht und verliessen unser Haus. Ich dachte über das Gelesene nicht einmal nach, sondern lag wenige Minuten später in Morpheus' Armen. Wozu auch darüber nachdenken? Von dem Leben in der Welt und von der Liebe und deren Macht hatte ich damals noch keinen Begriff.



Drittes Capitel.

In fremden Landen.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.“
von Eichendorff.

Der Tag war kalt aber sonst schön; der auf der ellenhoch über die Erde ausgebreiteten Schneedecke liegende Eistau schimmerte wie unzählige Diamanten in der Wintersonne. Ich eilte weiter. Die Richtung, welche das neuvermählte Paar eingeschlagen, wusste ich von der Wärterin im Posthause. Der Rachedurst beflogelte meine Schritte.

Als ich ungefähr ein halbes Dutzend an der Strasse gelegener Dörfer im Rücken hatte, begann die Strasse durch den Wald bergauf sich hinauf

zu schlängeln. Die Einzelnhöfe und Strassenwirthshäuser wurden seltener und hörten endlich ganz auf, dafür traten aber die Waldriesen immer mehr in den Vordergrund. Auf der Höhe der Bergkette breitete sich eine ziemlich ausgedehnte baumlose Ebene aus, von welcher man nach allen vier Waldgegenden eine prachtvolle Fernsicht geniesst. Ich blieb stehen, um auszuruhen und ergötzte mich an dem grossartigen Bilde der Winterlandschaft. Im Westen lag, gleichsam wie ein Vorwerk der Kreisstadt, das Schloss Eulendorf, die Wiege und das Grab meines irdischen Glückes.

„Eine schöne Gegend, Herr, nicht wahr?“ sagte der Strasseneinräumer, der von der entgegengesetzten Seite die Strasse heraufkam.

„Jawohl, eine schöne Gegend“, erwiderte ich kurz und eilte weiter.

Der südliche, sonnseitige Bergabhang war ungleich wilder und unheimlicher als der nördliche. Keine Strassenschenke, kein Haus kam mir in Sicht. Die Strasse windet sich schlängelartig die Berglehne hinab, deshalb ist der Gesichtskreis sehr beschränkt. Der Wald bestand vornehmlich aus meist mit wallendem Baumbart bewachsenen Eichen und Buchen. Nur hie und da stand eine Birke oder eine Fichte eingesprengt.

Ich mochte eine halbe Stunde gegangen sein, als ich eine Jungholzdichtung erreichte. Das Gesträuch trug noch zum grossen Theile die braun gewordenen Ueberreste des vorjährigen Kleides. Ungefähr zehn Klafter von der Strasse entfernt vernahm ich im Gebüsch ein verdächtiges Geräusch und blieb stehen. Es war etwas Lebendiges darin. Aus der Bewegung der Zweige erkannte ich, dass sich das Lebewesen, wahrscheinlich ein Reh, der Strasse näherte. Ich horchte. Es sollte mir bald Gewissheit werden. Im nächsten Augenblicke konnte ich, kaum zehn Schritte vor mir, einen Rudel Wölfe bemerken, die mich mit ihren grünfunkelnden Lichtern zähnefletschend betrachteten.

Das Blut erstarre in meinen Adern. In der schneefreien Jahreszeit ist der Wolf dem Menschen nicht gefährlich, im Winter dagegen, wenn Nahrungsmangel eintritt und zumal in der Paarungszeit aber hatte schon so Mancher den Weg durch jene unwirthliche Gegend mit seinem Leben bezahlt. Was sollte ich thun? An ein Entfliehen war nicht zu denken, wehrlos wie ich war, konnte ich an eine Vertheidigung nicht denken. An dem Leben lag mir ohnehin nichts, aber rächen wollte ich mich früher; mich und sie. Nun schwand auch diese Hoffnung. Der Anführer des Rudels schickte sich bereits zum Ueberfalle an. In dem Augenblicke der höchsten Noth kam Hilfe. Von der Hochebene vernahm ich Pferdegeklingel und in dem nächsten Augenblicke erklang auch schon das Horn des Postillons. Ich war gerettet. Die vierfüssigen Wegelagerer zogen sich knurrend in das Dickicht zurück.

„Sie hier, Herr Peregrin?“ fragte mich der Postconducteur, der mich schon von früher her kannte, verwundert. „Was um Alles in der Welt machen Sie in dieser Wildniss allein?“

„Ich gehe auf Reisen“, erwiderte ich kurz, während ich einstieg.

Der Conducteur betrachtete mich mit einer Miene, als ob er sagen wollte: „In Deinem Verstandeskasten ist nicht Alles in der Ordnung.“ —

In der nächsten Station stieg ich um und fuhr nach einer kurzen Rast weiter. Dort erfuhr ich, dass der Geier mit meinem Täubchen vor vierundzwanzig Stunden die Ortschaft passirte. Wir überschritten die

Landesgrenze. Ich war meinem Ziele bedeutend näher gerückt. Die malerischen Trachten der Militärgrenzerinnen hatten für mich gar keine Anziehungskraft; ich lebte nur in dem Gedanken an die Rache. Gegen Süden wurde die Schneedecke immer dünner und hörte endlich ganz auf. Mit der Abnahme des Schnees nahm aber die Unwegsamkeit der Strasse im gleichen Verhältnisse zu. Der Postschlitten musste durch einen schweren Wagen ersetzt werden; aber auch dieser kam nur langsam fort. Die Nacht überraschte uns mit einer Verspätung von zwei Stationen. Ich stand auf Nadeln. Sollte ich den Rest des Weges bis Fiume zu Fuss zurücklegen? Anfangs dachte ich wohl daran, allein die Nacht war stockfinster, die Strasse unsicher. Zudem hatte ich die Fahrtaxe bis Fiume bezahlt und diese wäre mir bei der Ausführung meines Entschlusses nicht rückerstattet worden. Ich fügte mich also in das Unvermeidliche. Am folgenden Morgen fuhren wir abermals mit einer nicht unbedeutenden Verspätung ab und kamen in Fiume erst gegen zwei Uhr Nachmittags an. Von einem Gepäcksträger erfuhr ich den Namen des Gasthofes, in welchem das von mir gesuchte Ehepaar Absteigquartier genommen hatte. Mein Magen knurrte, ich achtete nicht darauf, sondern eilte fort, dem mir bezeichneten Gasthof zu.

„Der alte Herr mit der kranken Tochter?“ erwiderte das Zimmermädchen auf meine Frage. „O ja sie waren wohl hier, aber sie sind abgereist.“

„Wann? Wohin?“ fragte ich hastig.

„Gegen zwölf Uhr Mittags. Ob sie zu Wasser oder zu Land fortgereist sind, kann ich Ihnen nicht sagen.“

Wasser! Daran hatte ich gar nicht gedacht. Wenn sie sich eingeschifft hatten, so war mein Plan vereitelt.

„Wenn Sie wünschen“, fuhr das Zimmermädchen fort, „so werde ich den Lohndiener fragen. Er hat ihr Gepäck getragen, also weiss er genau, wohin sie sich gewendet haben.“

„Ich bitte Sie darum!“ erwiderte ich und liess mich auf einen Stuhl nieder. Die Aufregung hatte meine Kräfte derart erschöpft, dass ich mich kaum aufrecht halten konnte.

„Sie haben sich um $12\frac{1}{2}$ Uhr nach Venedig eingeschifft“, sagte das Zimmermädchen, als es zurückkam.

Diese Worte lähmten mich vollends; auch mein Denkvermögen stellte seine Thätigkeit ein. Ich sass regungslos und stierte vor mich hin.

„Armes Mädchen!“ sagte die Dienerin nach einer Weile. „Es hat gar so sehr geweint.“

„Sagen Sie lieber arme Frau!“ entgegnete ich wie im Traume.

„Nicht möglich! Ah jetzt versteh ich erst! Sie mag den Alten nicht, vielleicht . . . vielleicht . . . entschuldigen Sie meine Dreistigkeit . . . vielleicht Ihretwegen. . . . Nun weiss ich, warum sie sich in ihr Zimmer eingesperrt hatte. Der Alte hat sich gar nicht schlafen gelegt, sondern hielt die ganze Nacht Wache. Arme Frau!“

Ich erhob mich und wankte fort, dem Hafen zu. Die Adria war ruhig und klar. Zwischen dem Festlande und der Insel Veglia segelte einem Riesenschwane gleich, südwärts ein Dreimaster, von dem nur noch das Verdeck und das Tau- und Segelwerk sichtbar waren. Dort war

Aglaë, dort musste sie sein, denn ein anderes grösseres Wasserfahrzeug war nicht in Sicht. Am Molo standen in einer Gruppe ungefähr ein Dutzend Aufleger, die in echt südlicher Manier ein sehr lautes Gespräch führten. Unwillkürlich näherte ich mich der Gruppe.

„Sagt Ihr, was Ihr wollt“, hörte ich einen sagen, „aber ich bin so sicher, dass jenes schöne Kind nicht die Tochter des Alten ist, als ich Titta Bastoni heisse.“

„Ich glaube auch nicht, dass sich das Mädchen nicht deshalb einschiffen wollte, weil es die Seekrankheit fürchtet“, meinte ein Zweiter. „An der Seekrankheit ist meines Wissens noch Niemand gestorben.“

„Von wem ist die Rede, Galantuomini?“ fragte ich, während ich dicht an die Gruppe herantrat. Diese Frage war im Grunde genommen überflüssig und hatte den einzigen Zweck, mich in die Gesellschaft jener Männer einzuführen.

Die Blicke aller richteten sich auf mich.

„Wir sprechen über ein Mädchen, welches sich nicht einschiffen wollte“, erwiderte Titta Bastoni. „Es hat eine Scene abgesetzt, die ich seit fündundzwanzig Jahren in unserem Hafen nicht erlebt habe und ein Facchino, der durch ein Vierteljahrhundert das Festland mit dem Meere verbrüdert, hat gewiss schon so Manches gesehen und erlebt.“

„Wie ging es denn zu?“

„Kurz vor der Lichtung der Anker kam ein alter Herr mit einem Mädchen auf den Molo, um sich einzuschiffen. Das blonde Kind, wahrscheinlich eine Deutsche, war blass, wie ein verwittertes Segel. Der Herr redete ihm eindringlich zu, allein vergebens; es wollte auf keinen Fall die Brücke betreten. Endlich ging dem Alten die Geduld aus. Er fasste seine Tochter, Nichte oder was sie ist, an der Hand und wollte sie auf das Verdeck zerren. Da warf sich das Mädchen auf den Boden und begann aus Leibeskräften um Hilfe zu rufen. In wenigen Augenblicken umgab das Paar eine nach hunderten zählende Menschenmenge. „Sie fürchtet die Seekrankheit!“ sagte der Alte so laut, dass alle Umstehenden hören konnten. Auch der Hafenpolizeicommissär kam herbei und richtete an die Beiden einige Fragen, die ich nicht verstanden habe. Das junge Blut erfasste den Arm des Commissärs, wie der Schiffbrüchige das Brett, das ihm eine mitleidige Woge zutreibt, und weinte. Da zog der Alte die Brieftasche hervor, entnahm derselben ein Papier und übergab es dem Commissär. Letzterer überflog dasselbe, faltete es dann zusammen und händigte es wieder dem Eigentümer ein.“

„Der Halunke!“ dachte ich in meinem Herzen. „Er hat die Zukunft vorausgesehen, deshalb hat er, um über das Opfer herzloser Menschen seine Autorität mit mehr Nachdruck ausüben zu können, den Traungsschein mitgenommen.“

„Der Polizeicommissär sprach mit dem Mädchen bis zum zweiten Läuten und führte es dann auf das Verdeck. „Maledetto vecchio — verfluchter Alter!“ erwiderte er dem Hafencapitän auf seine Frage nach dem Grunde des Auftrittes und eilte fort.“

„Wann lichtet das nächste Schiff nach Venedig die Anker?“ fragte ich.

„Donnerstag um zwölf Uhr Mittags“, erwiderte Titta. „Schade, dass Sie sich verspätet haben! Wären Sie nur zwei Stunden früher gekommen!

Ich setze nämlich voraus, dass Sie auch nach Venedig absegeln wollten. Nun drei Tage sind keine Ewigkeit.“ —

Ich grüsste die Facchini und wandte mich zum Gehen. Drei Tage! Drei Tage waren für andere Menschen freilich keine Ewigkeit, für mich jedoch war dieser kurze Zeitraum eine Ewigkeit in der Hölle. Zudem ist Venedig eine Stadt, in welcher man einen Menschen, den man aufs Gerathewohl suchen geht, jahrelang suchen könnte, ohne ihn zu finden und dies um so mehr, da zu derselben Zeit dort eine Fremdenkontrolle nicht bestand. Grabesch konnte sich auch möglicherweise gleich wieder einschiffen oder die Hochzeitsreise auf dem Festlande fortsetzen. In diesem Falle wären alle meine Bemühungen vergeblich gewesen. Es war aber noch ein anderer Grund, der mich zum Aufgeben meines Verfolgungsplanes zwang. Mein Geldbeutel war bedenklich zusammengeschrumpft. An das Geld dachte ich bis dahin gar nicht; der Rachedurst hielt all mein Sinnen und Trachten gefangen. Ich wandte noch einmal nach der schönen und vielbesungenen Adria meinen Blick und verwünschte dieselbe aus dem Grunde meiner Seele. Wäre die Adria nicht gewesen, so hätte ich meinen Rachedurst stillen können. Das Schiff, welches meinen kostbaren, mir nun geraubten Schatz trug, war hinter einem Vorsprunge der Insel Cherso verschwunden.

An Leib und Seele gebrochen wankte ich der Stadt zu. Was nun? Ich versuchte meine Gedanken zu sammeln, vergebens. In meiner Zerstreutheit gewahrte ich nicht, dass mir Jemand mit schweren Tritten folgte. Erst als sich eine Hand sachte auf meine Schultern legte, wandte ich mich um. Titta Bastoni, der alte Aufleger, stand neben mir.

„Entschuldigen Sie, Herr“, sagte er im gebrochenen Deutsch, „Sie sind fremd hier, nicht wahr?“

„Jawohl“, erwiderte ich; „doch weshalb fragen Sie mich?“

„Ich möchte Ihnen, wenn Sie erlauben, als Führer dienen. In meiner Jugend bin ich auch in der Welt herumgekommen und weiss, wie schwer es ist, wenn man in eine Stadt kommt, wo man keine menschliche Seele kennt. In dem Hafen ist heute ohnehin nichts zu thun, also versäume ich nichts. Ich verlange keine Entschädigung, Herr. Hier giebt es so viele böse Menschen, ach so viele, Herr, dass Sie gar nicht glauben möchten. Von allen Seiten kommen sie hier zusammen. Sie würden sehr leicht Dieben begegnen oder Falschspieler in die Hände fallen.“

„Diese Beiden würden mir wohl keinen grossen Schaden zufügen“, dachte ich bei mir selbst. Die Worte des schlichten Mannes in der unsauberen Matrosenjacke heimelten mich jedoch derart an, dass ich seinen Antrag annahm.

„Ich danke Ihnen, amico*“, erwiderte ich. „Wenn Sie die Güte haben wollen, mein cicerone**) zu sein, so führen Sie mich vor Allem in ein anständiges Gasthaus, wo man nicht mit Doppelkreide aufschreibt.“

„Recht gern, Herr. Ich hoffe, dass Sie mit meiner Wahl zufrieden sein werden.“ —

Meine prosaische Gemüthsstimmung wird der schönen Leserin vielleicht nicht gefallen. Mein Gott, die Natur verlangt schliesslich in allen

*) Freund.

**) Führer.

Lebenslagen ihr Recht, und zudem greift man in den kritischesten Momenten in der Regel zum Glase, um die Sorgen oder Schmerzen darin zu ertränken. Es ist freilich nicht zu leugnen, dass dieses Beruhigungsmittel schon sehr Viele auf Abwege gebracht und dem Elend oder der Schande zugeführt hat. Daraüber lässt sich übrigens nicht viel schreiben; man muss es an sich selbst erfahren haben, um ein gerechter Richter sein zu können.

„Wir sind am Ziele“, sagte mein Führer, nachdem wir ungefähr zehn Minuten gegangen, „belieben Sie einzutreten.“

Ich blickte auf. Wir standen vor einem einstöckigen Hause, welches die Aufschrift: „Kod lepe hrvatice — alla bella croatina“^{*)} trug. Wir traten ein. In der sogenannten Schwemme summte es wie in einem Bienenkorbe. Einheimische Gewerbsleute, Istriander und Militärgrenzer sassen bunt durcheinander.

„Der Mann kennt sich aus“, dachte ich. Bei mir zu Hause sagt man, dass in den von Messnern besuchten Wirthshäusern der beste Wein ausgeschenkt wird. Dies habe ich vielfach erprobt, allein auch der Mann aus dem Volke, der Bauer, kennt sich hierin aus. Er hat in der Regel stets einen mageren Geldbeutel, deshalb sucht er seine Groschen möglich gut zu verkaufen.

„Gehen Sie nur weiter!“ sagte Titta. „Das erste Zimmer ist nur für gewöhnliche Leute; für die Herren ist das Extrazimmer.“

Auch hier waren die meisten Tische besetzt; Civil und Militär sass bunt durcheinander. Wir liessen uns in einer Ecke an einem unbesetzten Tische nieder. Küche und Keller waren wirklich vortrefflich. Bald nach uns kamen fünf oder sechs Zigeuner, urwüchsige Söhne der Natur mit fliegenden Haaren und gebräunten Gesichtern, in die Schwemme und stimmten auf ihren meist mangelhaft besaiteten Musikinstrumenten „ein Liedchen“ an. Dem ersten folgte ein zweites, drittes . . . fünftes . . . abwechselnd Musik und Gesang.

Der Zigeuner ist im Orient und auch im Süden, soweit sich seine Domizilzone erstreckt, als Musikant ein gern gesehener Gast; sonst jedoch liebt man seine Nähe nicht. Er kennt keine Noten, sondern spielt ausschliesslich nach dem Gehör; er braucht eine Weise jedoch nur einmal zu hören, um dieselbe auf seiner Geige gleich wiederzugeben. Jedoch nicht allein Musik töne bringt er mit seinem Fidelbogen hervor, auch menschliche Laute, Thierstimmen und Vogelgesang vermag er auf seinem Instrumente nachzuahmen.

Die Zeit verging rasch. Mir war dieses Leben gänzlich neu, deshalb interessierte es mich. Die fremdartige Umgebung, in der ich mich befand, noch mehr aber der starke würzige Küstenwein, liessen mich vorübergehend selbst mein Herzleid vergessen. Als die Tageshelle durch brennende Lampen ersetzt wurde, erreichte die fröhliche Laune in der Schwemme ihren Gipelpunkt. Auch in den Extrazimmern konnte man sich über allzu grosse Stille nicht beklagen. Nach einer Weile hörte der Lärm in der Schwemme wie mit einem Schlag auf. Die Ruhe und Stille teilte sich auch unserem Zimmer mit.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte ich meinen Führer.

^{*)} Zur schönen Kroatin.

Er stand auf und trat in die Verbindungsthür. „Stojan, der alte Zigeuner wird singen,“ erwiderte Titta, als er zurückkam. „Sie haben wahrscheinlich so etwas in Ihrem Leben nicht gehört.“

„Wieso?“

„Stojan hat eine wundervolle Baritonstimme. Man hat ihm schon sehr viel Geld geboten, um ihn hinauszuführen in die Welt, wo er vor grossen Herren und Herrschaften singen sollte, aber er geht nicht.“

Mich interessierte der Mann, deshalb stand ich auf und trat zu der Thür, die unterdessen von den Gästen des Extrazimmers besetzt wurde. Da ich jedoch hoch gewachsen bin, so konnte ich über die Köpfe meiner Vordermänner hinübersehen. Stojan war ein Greis mit schneeweissen, in wirren Locken herabhängenden Haaren, ein Vollblutzigeuner. Sein langer Schnurrbart passte zu den wetterharten Gesichtszügen vortrefflich. Als ich ihn erblickte, präludirte er auf seiner Bassgeige, dann senkte er seine Fidel und begann in der den meisten südslavischen Gesängen eigenen wehmüthigen Weise das Abschiedslied, welches in der Uebertragung ungefähr lautet:

„Ich weiss nicht, was soll es bedeuten,
Dass ich so traurig bin,
Mir ist's, als hört' ich ein Läuten
Die blumigen Thäler durchzieh'n.
So traurig, unheimlich und zitternd,
So wehmüthig, bang und voll Schmerz
Als bräch', dem das Leben verbittert,
Man auch noch das blutende Herz.
Nicht tönen die Glocken vom Thurme,
Nicht hallt es die Lüfte entlang,
Solch' lebenzerrüttendem Sturme
Hilft Glocke nicht, hilft nicht Gesang.
Solch' Seufzen und Sehnen und Klagen
Bleibt immer allein nur und stumm,
Und wollte man suchen und fragen,
Es wüsste wohl Niemand warum.“

Was Stojan noch weiter sang, hörte ich nicht mehr. Mir schwanden die Sinne und Titta sprang gerade noch rechtzeitig herbei, um mich beim Umfallen aufzufangen. Ohne ein Wort zu reden, fasste er mich fest unter dem Arme und führte mich durch die in den Hof führende Thür hinaus und über die Stiege in das für mich bestimmte Zimmer, wo er eiligst beide Fenster öffnete. Die kühle Nachtluft that mir wohl.

„Das Lied hat Sie aufgeregt, caro signore, nicht wahr?“ fragte er mich mit zitternder Stimme.

Ich erwiderte nichts, sondern brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Non piangere, caro mio — weinen Sie nicht, mein Lieber!“ sagte der gute Alte, während er sich selbst mit dem Aermel über die Augen fuhr. „Gott weiss, wozu es gut ist...“

„Was haben Sie gesagt?“ fragte ich ihn hastig. Gerade diese Worte hatte auch der Waldaufseher Franz von Eulendorf zu mir gesagt. Titta

hatte also mein Geheimniß errathen! Diese Worte riefen mich, ich möchte sagen, wieder in das Dasein zurück.

„Nichts, nichts!“ erwiderte Bastoni ausweichend. „Oft sagt man etwas ohne an den Sinn zu denken, besonders wenn man ein Glas über die Gebühr getrunken hat. Beruhigen Sie sich nur, es wird alles wieder gut werden.“

„Was Alles?“

„Jetzt rede ich aber schon gar nichts mehr, denn ich sehe, dass ich unzurechnungsfähig bin. Legen Sie sich nur schön nieder; wenn Sie erlauben, werde ich morgen nachsehen kommen, wie es Ihnen geht.“ —

Er reichte mir zum Abschiede die Hand und verliess mein Zimmer.

Titta war nicht betrunken, sondern stellte sich nur so, um damit seine Aeusserungen, die mich unangenehm berührten, zu übertünchen. Der Seemann hat sein Herz stets offen; ein echter Hafenfacchino aber ist nichts anderes, als ein Anhängsel des Seemanns.

Ich ging zur Ruhe, konnte aber lange Zeit nicht einschlafen. Das Lied ging mir nicht aus dem Sinne. Und selbst noch während sich meine Augen schlossen, murmelten die Lippen die Worte:

„So traurig, unheimlich und zitternd,

So wehmüthig, bang und voll Schmerz...“

Als ich am Morgen erwachte, und mir den Schlaf aus den Augen rieb, sprach mein Mund unwillkürlich den Schlus des Satzes:

„Als bräch', dem das Leben verbittert,

Man auch noch das blutende Herz.“

Das Denkvermögen hatte seine Thätigkeit wieder aufgenommen und begann den abends vorher angefangenen Faden fortzuspinnen. Doch was war das?“ Meine Hände waren bleischwer, die Füsse aber konnte ich gar nicht bewegen; allein Schmerzen empfand ich nicht.

„Das hat mir gerade noch gefehlt!“ sagte ich laut vor mich hin. Ich war noch nicht elend genug, es musste noch eine Krankheit dazukommen. Auf mein Läuten erschien das Stubenmädchen, welches ich sogleich um einen Arzt sandte.

„Sie haben sich gehörig erkältet und wahrscheinlich auch aufgeregt, daher die Lähmung,“ sagte der Arzt, nachdem er mich untersucht hatte. „Ich werde Ihnen eine stärkende Salbe verschreiben, zudem müssen Sie ruhig im Bett bleiben und gehörig schwitzen.“

Er verschrieb das Heilmittel, nahm seinen Hut und Stock und verliess mein Zimmer. Wenige Minuten darauf kam Titta und war über meinen Zustand untröstlich. Er stellte sich mir sogleich als Krankenwärter zur Verfügung. Ich nahm seinen Antrag dankend an, jedoch nur in soweit, als er nicht für eigene Rechnung beschäftigt sein sollte.

„Ah was!“ entgegnete der gute Mann, „ob ich ein Paar Tage arbeite oder nicht, bleibt sich gleich. Ich habe weder Weib noch Kinder zu versorgen, für mich allein aber brauche ich sehr wenig. Zudem habe ich für alle Fälle in meiner Truhe noch immer ein Paar Dutzend Zwanziger aufgehoben.“ —

Titta machte sich sogleich auf den Weg in die Apotheke. Während seiner Abwesenheit dachte ich über meine Lage nach. Ich befand mich in sehr schlechtem Fahrwasser: krank, ohne Geld und ohne irgend welche

moralische Stütze. Bisher hielt mich die Liebe zu Aglaë aufrecht, nun war auch diese einzige Säule gefallen und in Brüche gegangen.

Aglaë! Während ich an sie dachte, wiegte sie sich vielleicht in den Armen des alten Sünders. Nein, nein! Sie hasste ihn vielleicht noch mehr als ich, denn sie war wider ihren Willen an ihn gekettet, während ich frei war. Doch was half mir das? Sie war für mich verloren; verloren für immer. Ob sie an mich dachte? Eine innere Stimme bejahte diese Frage, allein auch das war für mich kein Trost. Unwillkürlich dachte ich an die Aufschrift, die der gottbegnadete Dichter*) über der Höllenpforte gesehen:

„Lasciate ogn speranza, voi ch' entrate!“ **)

Als Titta zurückkehrte, richtete ich mich mühsam empor und schrieb an die Posthalterin von N. einen Brief, in welchem ich sie um die postwendende Uebersendung meiner Reisetasche ersuchte. Dieselbe enthielt wohl sehr wenig, meine Habseligkeiten hatte ich in der bestimmten Voraussetzung meiner baldigen Rückkehr in Wien zurückgelassen, allein in meiner hoffnungslosen Lage hatte selbst die geringste Kleinigkeit einen Werth. Ich war fest entschlossen, mein Studium nicht fortzusetzen. Wozu auch? Aglaë, der ich mein Leben weihen wollte, war für mich verloren, für mich selbst aber glaubte ich genug gelernt zu haben. Zudem fehlte mir selbst das für die Rückfahrt nothwendige Geld. Ich beschloss daher in Fiume einen Dienst zu suchen und theilte diesen Plan auch meinem alten Freunde mit. Titta war mit demselben vollkommen einverstanden. Noch mehr! Als er mich mit der mitgebrachten Salbe gehörig eingerieben, machte er sich sogleich auf den Weg, um, wie er sagte, für mich einen Dienst zu suchen. Er war in der Stadt sehr gut bekannt und in Ehren grau geworden, also war seine Anempfehlung immerhin von einigem Werth. Nach etwa zwei Stunden kam er unverrichteter Dinge zurück. In einer Hafenstadt sind Sprachkenntnisse, die ich in einem nur geringen Grade besass, für einen Stellesuchenden unerlässlich. Zudem können die Schiffsrheder und Grosshändler nur fachgeschulte Leute brauchen; ich dagegen war nur ein davongelaufener Universitätsstudent. Bastoni gab die Hoffnung jedoch nicht auf, sondern suchte rastlos weiter. Endlich gelang es ihm, zwei Stellen ausfindig zu machen. Ich hatte die Wahl, in ein Speditionsgeschäft als Practicant einzutreten oder Advocatenschreiber zu werden. Ersteren Posten konnte ich wegen Mangel an Erhaltungsmitteln während der Lernzeit nicht annehmen, der Rechtsverdreher zahlte aber so schlecht, dass ich ohne anderweitige Unterstützung von dem Lohne unmöglich leben konnte.

Mein Entschluss war schnell gefasst. Ich wollte in die Welt hinaus, unbekümmert um die Zukunft. Und wenn ich in dem Strudel untergehen sollte, was that es! Ich wäre nicht der erste gewesen, auch nicht der letzte. Mit der Welt und mit sich selbst zerfallen hatte ich nichts zu verlieren. Ob ich da oder dort umkam, war schliesslich doch ganz gleichgültig. Ich hatte Niemand auf der Welt; starb ich, so weinte mir Niemand eine Thräne nach. Zudem musste ich früher oder später auf einer Herrschaft oder sonst wo eine Anstellung finden.

*) Dante Aligheri.

**) Lasst ihr beim Eintreten alle Hoffnung fahren!

Am achten Tage nach meiner Erkrankung war ich wieder hergestellt. Bald nach Sonnenuntergang verliess ich mit meiner ganzen Habe durch das Hinterthor das Gasthaus und verschwand in der nächsten Gasse. Die schöne Leserin wird jedenfalls glauben, dass ich mit der Zeche durchbrennen wollte. Nein, nein! Nach meiner Berechnung reichte meine Kassa für die Deckung der Gasthausschuld nicht aus, deshalb trug ich alles Entbehrliche zu einem Trödler und setzte es dort in baares Geld um. Auf dieser Welt kann man Alles in die Schanze schlagen, nur die guten Lehren der Mutter nicht. Wer dies thut, ist unwiderruflich verloren. Ich bekam, trotzdem ich auch meinen neuen Mantel veräusserte, herzlich wenig, aber es reichte aus. Letzteren konnte ich leicht entbehren, da ich mich ziemlich tief im Süden befand, wo sich die frühtragenden Obstbäume bereits mit dem zarten Weiss der Blüthen und saftigen Grün der Blätter zu bekleiden anfingen.

Den Abend verbrachte ich in der Gesellschaft des guten Titta, der für die mir geleisteten Dienste jede Entschädigung grossmüthig ablehnte.

„Wenn ich nicht so alt wäre, ich möchte mich Ihnen gleich anschliessen“, sagte er während des Gespräches. „Es muss wohl herrlich sein, die Welt in ihrem Thun und Treiben mit seinen eigenen Augen betrachten zu können!“ —

Als ich am kommenden Morgen erwachte, war Titta schon da, um sich von mir zu verabschieden. Er begleitete mich eine ziemliche Strecke weit, gab mir verschiedene väterliche Lehren und drückte mir beim Abschiede einen Maria Theresienthaler in die Hand.

„Behalten Sie ihn nur!“ sagte er zu mir, als ich ihm das Geldstück zurückgeben wollte. „Es ist kein Geschenk, sondern nur ein Andenken von mir.“

Wir schieden und jeder ging seine Wege. Nun stand ich wieder mutterseelenallein in der Welt. Ob ich noch andere, so edelherzige Menschen finden würde, wie Titta es war?

Ich warf noch einen Blick auf die stolze Adria und nahm sodann die Strasse unter meine Füsse. Das Gehen war mir nicht schwer, mein leichter Anzug hinderte mich an dem Austreten nicht im Geringsten. Auch die kleine Umhängtasche, das characteristische Merkmal der reisenden Studenten der damaligen Zeit, in welcher ich ein paar Sacktücher und meine Documente aufbewahrt hielt, war nicht geeignet, das Marschieren zu erschweren.

Allmählig zog wieder die Ruhe in mein Herz ein. Der rasche, dabei aber interessante Wechsel meiner Umgebung beschäftigte lebhaft meine Augen und gab auch meinen Gedanken eine andere Richtung. Mit dem Fortkommen beeilte ich mich nicht. Wozu auch, da ich kein bestimmtes Reiseziel vor mir hatte?

Wie ganz anders sahen hier die Menschen aus, als in meinem fernen Vaterlande! Die Kinder beiderlei Geschlechter trugen bis zehn oder zwölf Jahren ein talarartiges Hemd aus Hausleinwand als einzige Bekleidung. Beschuhung oder Kopfbedeckung schien in jener Gegend bei der Jugend unbekannt zu sein. Nicht viel besser gekleidet waren die Männer, nur mit dem Unterschiede, dass das Hemd kürzer war und die Beine in weiten gebleichten Leinwandhosen steckten. Das Hemd war nicht in den Hosen

eingezwängt, sondern bedeckte mantelartig den unteren Theil des Oberkörpers. Ein breiträndiger Hut aus schwarzgefärbtem Werg, auf den Füssen Opanken — Sandalen — aus meist ungegerbter Ochsenhaut, dazu die Tabakspfeife im Munde und der Mann stand in aller seiner Herrlichkeit da. Doch nein! Beinahe hätte ich auch die torba*) vergessen, von welcher sich der Grenzer oder ein Vollblutkroat während des Tages niemals, bei der Nacht aber nur in Ausnahmefällen trennt. Ein Mann ohne torba wäre in jenen Gegenden gar nicht denkbar; ohne torba wäre der Grenzer kein Mann. Er hat in derselben in der Regel nichts Anderes, als seinen Tabakbeutel und die Pfeife, wenn sie nicht in seinem Munde steckt, aber er trennt sich dessenungeachtet von seiner treuen Begleiterin nicht leicht.

Eigenthümlich ist die Kleidung der Grenzer Frauen und Mädchen. Den Hauptbestandtheil hiezu liefert das hausleinene, breitärmlige und meist grell gestickte Hemd, welches durch zwei ebenfalls grellfärige Schürzen um die Lenden festgehalten wird. Letztere bilden gewissermassen den Oberrock. Als Kopfbedeckung dient den Frauen ein weisses Tuch, den Mädchen dagegen der rothe Fez. Zudem tragen die Frauen zwei Haarzöpfe über die Brust herab, die Mädchen dagegen nur einen über die Schulter. Bei letzteren ist der Haarzopf mit Muscheln, Glasperlen, zuweilen auch mit Geldmünzen geschmückt. Gefallene Mädchen dürfen keine Kopfbedeckung tragen.

Am vierten Tage erreichte ich Karlstadt, eine an dem Kulpaflusse gelegene Festung niedersten Ranges. Karlstadt ist der Sitz des Generalkommandos für die obere Militärgrenze und des orthodoxen Bischofes. Die ärarischen Gebäude sind zum grossen Theile solid gebaut, die Bürgerhäuser aber meist aus Holz gezimmert und mit Schindeln gedeckt. Die Stadt liegt in der Ebene. Einen Tagmarsch**) im Hintergrunde zieht sich von Nordost gegen Südwest die Uskokengebirgskette dahin, die zwischen Krain einer- und Kroatien und der Militärgrenze andererseits die Grenze bildet.

Vor einem stattlichen Gebäude stand eine meist aus Bauern und Bäuerinnen der Umgebung bestehende Gruppe und schien dem Vorgange in dem Hofe mit Aufmerksamkeit zu folgen. Von Neugierde getrieben lenkte auch ich meine Schritte dahin. Es war eine Militärkaserne. In dem Hofe waren die Marssöhne im Carré aufgestellt. Als ich stehen blieb, vernahm ich aus demselben ein Sausen durch die Luft und gleich darauf einen dumpfen Schlag, dem ein lang gedehntes Wehklagen folgte. Es war die Application des Strafcodex auf Hinterindien.

„Kommt das häufiger vor?“ fragte ich in die Gruppe hinein.

„Fast jeden Tag,“ erwiderte ein alter Mann.

„Weshalb?“

„Oft für gar nichts oder für eine Geringfügigkeit, die nicht eine halbe Nusschale Wassers werth ist. — Doch Bruder,*** Du bist, so Gott will, fremd in diesem Lande, weil Du unsere Gesetze nicht kennst.“

*) Torba (slav.) ist eine Umhängtasche von bedeutendem Umfange. Der dieselbe überhängende Deckel ist meist mit grellfäriger Stickerei bedeckt und rings herum mit Fransen garnirt.

**) Vier Marschstunden.

***) Im Orient gebraucht man das Wort Bruder bei Ansprachen und Zwiegesprächen anstatt Freund.

Ich nannte ihm meine Heimath.

„Dort oben ist es freilich anders,“ meinte der Alte, während sich seine Rechte in der hinteren Gegend seines Mittelkörpers verlor. „Ihr habt Richter und Gesetze, bei uns ist für die Bestrafung meist der Wille unserer Offiziere massgebend. Da giebt es keine Rekurse oder andere Auswege. Willenlos muss man sich auf die Bank, die man selbst herbeibringt, niederlegen; das Uebrige siehst und hörst Du.“

Unterdessen verdoppelte sich das Jammern und Heulen in dem Kasernenhofe. Mir wurde es umheimlich zu Muthe.

„So Gott will, wird auch die Offiziersherrschaft ein Ende nehmen“, meinte der Alte mit einem tiefen Seufzer. „Wenn der erlauchte Kaiser wüsste, wie die unserm Volke meist fremden Offiziere seine ihm stets treu ergebenen Grenzer behandeln, er würde gewiss Ordnung machen, allein er weiss es nicht. Zu ihm kann man nicht gelangen, weil ihn die Mächtigen und Grossen wie ein eiserner Ring umgeben. Svaka sila do vremena.*“ —

Wie es kam, weiss ich nicht, aber ich fühlte in gewissen Körpertheilen auf einmal ein unheimliches Kitzeln, deshalb beeilte ich mich, den Staub von Karlstadt abzuschütteln und kehrte demselben in der Richtung gegen Sissek den Rücken.

Die Reise bot nichts Nennenswerthes; es ist dasselbe Volk, dieselben Sitten und Gebräuche, dieselbe, bereits an den Orient erinnernde Unreinlichkeit.

Sissek liegt an der Mündung der Kulpa in die Save. Der rechtsseitig gelegene Stadttheil gehört zur Militärgrenze, der linke dagegen zu Kroatien. Die Stadt ist als Stapelplatz für den Orienthandel von grosser Bedeutung. Zahlreiche von zwanzig und noch mehr Gespannen, Ochsen und Pferde gemischt, stromauf gezogene Schleppschiffe verfrachten die aus Bosnien, Syrmien und aus dem Banat stammenden Landesproducte nach den oberen Gegenden, von wo sie, meist mit Bauholz beladen, von den Wellen der rasch der Donau zueilenden Save ohne Zuhilfenahme von Zugthieren die Rückfahrt machen. Auf dem Landungsplatze wimmelte es von Lastträgern, Verfrachtern, Handelsagenten u. dergl. Längs des Ufers standen weiträumige Getreidebehälter und sonstige Magazine.

„Vielleicht habe ich mit meinem Dienstanerbieten hier mehr Glück, als in Fiume“, dachte ich mir, und zögerte nicht, hie und da anzuklopfen. Der Bescheid war fast ausschliesslich kurz, aber deutlich: man wies mich mit wenigen trockenen Worten ab oder vertröstete mich ausnahmsweise auf später. Kein Wunder auch, denn schon mein Aeusseres war ganz und gar nicht einladend, deshalb nahm sich Niemand die Mühe, mein Inneres, d. h. meine Geistesfähigkeiten näher zu prüfen.

Wohin nun? Ein Invalid reiht mir, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu treten. Ich hätte seinen Rath vielleicht befolgt, allein die wenige Tage vorher in dem Kasernenhofe zu Karlstadt beobachtete Scene hielt mich davon ab. Des Kaisers Rock konnte ich übrigens später auch noch anlegen; einstweilen aber blieb ich meinem Entschlusse getreu und setzte meine Wanderung fort.

* Jede Gewalt dauert nur eine Weile. (Slav. Sprichwort.)

An der Peripherie von Sissek angelangt, bog ich gegen Kostajnica ab, welche Stadt, wenn man einen Krähwinkel schlimmster Sorte so schimpfen darf, ich gegen Abend des folgenden Tages erreichte.

Es giebt zwei Kostajnica, ein Oesterreichisch- und ein Türkisch-Kostajnica. Beide sind durch die über die Una führende Brücke mit einander verbunden. Ich näherte mich also dem Gebiete, in welchem unter die Christen eingesprengt die Anhänger des Propheten wohnen.

Im Laufe des Nachmittages hatte mich der Regen im Freien überrascht. Ich war, bevor ich ein Obdach erreichen konnte, nass bis auf die Knochen. Der Strassenstaub verwandelte sich in eine breiige Masse, die das Fortkommen wesentlich erschwerte. Es dämmerte bereits, als ich, die Hauptstrasse durchschreitend, eine Schenke erblickte, und gegen dieselbe einlenkte.

In der Schenke herrschte umheimliche Stille. Ein alter Grenzfeldwebel mit gekrümmten Rücken war der einzige Gast in derselben. Der knorrige Stock, den er in der Hand hielt, sowie der Abgang des Seiten gewehres, bezeichneten ihn als einen zur Ruhe gestellten Staatsdiener. Knurrend erwiderete er meinen Gruss.

Mich fror es, deshalb setzte ich mich an dem Ofentische nieder. Die Wärme that mir wohl und trocknete gleichzeitig auch meine regennassen Kleider. Auch der Wein, den mir die Wirthin, eine würdige Grenzermatronne, vorsetzte, erwärme mich innerlich.

Der alte Schnauzbart musterte mich eine Weile in echter Unteroffiziersmanier. Die Prüfung fiel anscheinend zu meinen Gunsten aus. Er fragte mich in freundlichem Tone — insofern ein Unteroffizier freundlich sein kann — woher ich komme.

„Von Wien“, erwiderete ich kurz.

„Was giebt es Neues in unserer Kaiserstadt?“

„Das kann ich Ihnen wohl nicht sagen, denn ich bin unterdessen weit herum gekommen.“

„Ah so! Sie kommen also nicht direct von Wien?“ fragte der Alte weiter, während er mich von Neuem zu mustern anfing. „Sie sind aber doch kein Handwerksbursche?“

„Ich glaube, dass Sie mir das Gegentheil ansehen können“, erwiderete ich, während ich unwillkürlich nach meinem Umhängtäschchen griff.

„Also Student?“

„Einmal gewesen.“

Er schwieg; ich auch. In demselben Augenblicke trat die Wirthin ein und fragte mich, ob ich etwas zu essen wünsche.

„Später!“ erwiderete ich. Dies sagte ich jedoch nur, um ihr überhaupt eine Antwort zu geben. An das Nachtessen konnte ich nicht denken, denn ich verfügte Alles in Allem nur noch über wenige Groschen. Die Erinnerung an diese betrübende Thatsache schnitt mich in die Seele. Was sollte ich morgen anfangen?

Der alte Feldwebel wurde unruhig; man konnte ihm die Neugierde von dem Gesichte herablesen. Er räusperte sich wiederholt und öffnete den Mund zum Reden, schien sich aber immer noch rechtzeitig eines Besseren besonnen zu haben. Endlich litt es ihn nicht länger.

„Stana, bringe eine Flasche von der besseren Sorte“, sagte er zu der Wirthin, während er sich von seinem Sitze erhob. „Wenn Sie erlauben“, fuhr er dann zu mir gewendet fort, „so werden wir ein Glas Wein zusammen trinken. Zu zweien geht es besser.“

Ich rückte mich tiefer hinab und überliess ihm meinen Platz.

„Ist gefällig?“ sagte der alte Soldat, während er mir seinen Tabakbeutel entgegenhielt.

„Ich danke, ich rauche nicht“, erwiderte ich.

„Nicht? Merkwürdig!“

Der gute Mann wollte auf diese Weise das Gespräch in Fluss bringen, sah sich aber getäuscht.

Unterdessen brachte die Wirthin die bestellte „bessere Sorte“, stellte die Flasche auf den Tisch und setzte sich uns gegenüber nieder.

„Stana, schaue Dich ein wenig in der Küche um, vielleicht findest Du ein nicht gar zähes Stück pastrma*)“, sagte der Feldwebel zu der Wirthin, um sie aus der Schenke zu bringen.

Ich errieth seine Absicht sogleich. Er wollte mich noch weiter ausfragen, es war ihm aber unangenehm, einen Zeugen seiner Schwäche zu haben.

„Wie schmeckt Ihnen der Wein?“ fragte mich der alte Krieger als die Wirthin die Schenke verliess, jedenfalls in der Absicht, um für die Fortsetzung des Gesprächs einen Anhaltspunkt zu gewinnen.

„Ein ausgezeichneter Tropfen“, erwiderte ich.

„Aber Bruder Gottes, zu welchem Zwecke machen Sie die lange und beschwerliche Reise?“

„Weil ich muss“, erwiderte ich ausweichend, um die Neugierde des alten Mannes zu steigern.

„Weil Sie müssen? Am Ende sind Sie gar ein Zehnter Bruder?“

Bei den letzten Worten war Stana mit einer gehörigen Portion pastrma eingetreten. Sie hatte die Frage des Marsohnes gehört.

„Jawohl, so etwas!“ erwiderte ich mit einem gewissen Nachdruck. Im Grunde genommen, sagte ich eine Unwahrheit, und doch auch nicht. Zog es mich nicht unwiderstehlich hinaus in die Welt wie den Zehnten Bruder? Dass ich nicht gerade der Zehnte Bruder war, änderte an der Sache gar nichts.

Als die Wirthin meine Antwort hörte, verschwand sie sogleich in der Thür, der alte Feldwebel aber betrachtete mich mit offenem Munde und mit einem Blicke, als ob er mich verschlingen wollte.

„Nun sind Sie mir aber doppelt willkommen!“ erwiderte der Alte, als er sich von dem Staunen erholt hatte und drückte mir warm die Hand. „Ich bitte, langen Sie zu; später werden wir schon was Besseres bekommen. Das freut mich wirklich. Ich war in meinem Leben nur einmal so glücklich, einen Zehnten Bruder zu sehen, und zwar noch in meiner frühesten Jugend. Er war, dessen erinnere ich mich ganz gut, sehr blass und leidend.“

*) Pastrma (slav.) ist luftgeselchtes Schweinefleisch, welches vor dem Aufhängen in Riemen geschnitten wird. Dasselbe wird theils in rohem Zustande, theils in Sauerkraut gekocht genossen.

„Das kann mir auch noch passiren“, dachte ich bei mir selbst und liess den Mann im guten Glauben.

Nun aber begann der Aufmarsch der Gäste. Die Wirthin hatte nämlich nichts Eiligeres zu thun, als die Umgebung von der Anwesenheit eines Zehnten Bruders in ihrer Schenke in Kenntniß zu setzen. Die Nachbarn liessen auch nicht lange auf sich warten, sondern kamen, Anfangs einzeln, dann paarweise oder noch zahlreicher. Jeder reichte mir die Hand, hiess mich willkommen und fragte mich nach meinem Wohlbefinden. Ehe eine halbe Stunde verging, war die Schenke bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. So oft die Eingangsthüre aufging, sah ich in der Vorhalle Frauen und Kinder stehen, die nach dem Zehnten Bruder umher spähten. Die Männer betrachteten mich, ich möchte sagen, mit dem Ausdrucke der Wehmuth, was mich nicht gerade angenehm berührte.

Die guten Grenzer horchten auf meine Worte wie auf das Evangelium. An ihr enges Vaterland gebunden,*) blieben sie meist daheim und lebten im Grossen und Ganzen mit den türkischen Horden, welche die Grenze zu überschreiten suchten und in Wirklichkeit nicht selten überschritten und alles, was ihnen in den Weg kam, niedermetzten oder fortschleppten, im steten Kampfe. Es ist ein blutiges Handwerk, das sie ausüben, allein sie sind in demselben aufgewachsen und haben dasselbe lieb gewonnen. Der Grenzer muss raufen, sonst wird er krank. An der Gelegenheit fehlt es ihm wahrlich nicht, denn der türkische Bandit lebt zum grossen Theile von dem in Oesterreich ausgeführten Raube. Nur wenn das Reich in Gefahr war, zog ein kleiner Theil davon in den Krieg, die Mehrzahl aber, besonders die unmittelbar an der Grenze wohnenden, blieb stets daheim.

„Wie steht es mit dem Reisen in der Türkei?“ fragte ich meinen Gönner im Laufe des Gespräches.

„Sehr schwer und ganz leicht,“ erwiederte der Gefragte.

„Wie soll ich das verstehen?“

„Das will ich Ihnen gleich sagen. Mit einem ausländischen Passe in der Türkei zu reisen würde ich wohl Niemanden rathen. Viele die mit allen nöthigen Papieren versehen in das Reich des Halbmondes gezogen, sind nicht wieder zurückgekehrt; „die Nacht hat sie gegessen,“ wie ein türkisches Sprichwort lautet. Wenn man sich aber eine inländische d. h. eine türkische teskera**) verschaffen kann, so kann man das ganze türkische Reich unbelästigt kreuz und quer durchziehen.“

„Auf welche Weise könnte man sich in den Besitz einer teskera setzen?“

„Es geht wohl sehr schwer, aber ich will es dennoch versuchen,“ erwiederte der Feldwebel nach einem Nachdenken. „Ich habe, so lange ich in der Brigadekanzlei als Schreiber beschäftigt war, dem kaimakam***) von Bosnisch-Kostajnica so manchen guten Dienst erwiesen, er wird mir diesen kleinen Gegendienst vielleicht nicht versagen.“

*) Später, d. h. in den Jahren 1848—52, wurden den Grenzern hinlängliche Gelegenheit geboten, sich in der Welt und zumal in Italien auf Staatskosten umzusehen. D. O.

**) Urkunde (türk.), hier Geleitschein.

***) Kreisvorstand.

„Skender-beg Alajbegovič ist im Grunde genommen ein guter und rechtschaffener Mann,“ meinte mein Tischnachbar.

„Das kommt daher, weil seine Mutter eine Christin ist,“ mischte sich ein dritter in das Gespräch.

„Ich weiss es,“ entgegnete der Pensionist, „haben wir doch so oft als Kinder mit einander gespielt!“

„Wie ist sie in die Hände des Türken gerathen?“ fragte ich.

„Dieser Punkt ist nie genau aufgeklärt worden. Einige behaupteten, Sie wäre in der Nacht mit Gewalt entführt worden, andere dagegen wollten wissen, dass sie Skender-begs Vater freiwillig folgte. Sie hatte sich jedoch nicht zu beklagen, denn Jussuf-beg behandelte sie gut, liess ihr den Glauben und erlaubte sogar, dass sie ihre Angehörigen besuchen durfte. Nur herüberzukommen erlaubte er ihr nicht. Wahrscheinlich fürchtete er, dass sie nicht mehr zurückkehren würde.“ —

Als sich die Gesellschaft gegen Mitternacht zum Verlassen der Schenke anschickte, stellte der Feldwebel seine Lagermütze verkehrt auf den Tisch und warf, ohne ein Wort zu sagen, eine Münze in dieselbe. Die übrigen Gäste folgten dann seinem Beispiel, reichten mir sodann die Hand zum Abschiede und entfernten sich. Nach wenigen Augenblicken waren wir, der Feldwebel und ich, wieder allein.

„Das ist für Sie,“ sagte er, während er den Inhalt seiner Mütze vor mir auf dem Tische ausschüttete.

„Wie so für mich?“ fragte ich ihn verwundert. „Ich bin kein Fechtbruder!“

„Das hat auch Niemand gesagt oder gedacht. Bei uns herrscht seit undenklichen Zeiten der Brauch, dem durchziehenden Zehnten Bruder eine kleine Wegzehrung mitzugeben. Das ist eine heilige Pflicht, welcher sich Niemand entschlagen darf. Der Zehnte Bruder bringt Glück ins Land. Leider, dass sie immer seltener werden!“ —

Der gute Krieger hatte Recht, wenn er behauptete, dass der Zehnte Bruder Glück bringt. Die Wirthin Stana hatte sonst vielleicht in zwei Monaten nicht so viel Wein ausgeschenkt, als an jenem Abende. Ich strich das Geld ein und dankte meinem Gönner für sein Wohlwollen.

„Ist meine Pflicht, lieber Freund,“ erwiderte dieser kurz. „Morgen werden wir einen türkischen Anzug ausfindig machen; in demselben werden Sie sich unter den Mohammedanern viel freier bewegen können. Nun aber gehen Sie zur Ruhe und bleiben Sie morgen früh im Bette bis ich Sie abholen komme. Ruhen Sie gehörig aus, damit Sie munter und wohlbehalten die Grenze unseres gemeinsamen Vaterlandes überschreiten.“ —

Wir schieden und wenige Minuten später lag ich im Bette. Der Schlaf floh meinen Augen. Morgen sollte ich ein mir fremdes Reich betreten; ein Gebiet, von dem ich viel Schlechtes, aber nur sehr wenig Gutes gehört hatte. Bei der Erinnerung an die vielen von den Mohammedanern an den Christen verübten Mord- und Greuelthaten, von denen ich in meinem Leben gehört und gelesen, überlief mich ein kalter Schauer. Aber musste ich denn in die Türkei gehen? Konnte ich mit dem Gelde, das ich nun mein Eigen nannte, nicht den Rückweg antreten und unter

den Menschen meines Stammes ein Auskommen suchen? „Bleib' daheim und nähr' dich redlich!“ rief mir eine innere Stimme zu. Doch meine Abentheuersucht übertäubte die Gründe, die mir die Vernunft als Damm entgegenstellen wollte. Ich beschloss, bei meinem einmal festgestellten Plane auszuharren und die Reise aufs Gerathewohl fortzusetzen. Mit diesem Entschlusse schliel ich ein. —

Die Sonne, die mir am Morgen in das Gesicht schien, weckte mich aus dem Schlafe. Als ich die Augen öffnete, stand sie bereits hoch über dem östlichen Horizonte, also musste es bereits spät an der Zeit gewesen sein. Mein Gönner liess sich noch nicht blicken, deshalb blieb ich im Bette. Nach einer geraumen Weile erschien er und brachte ein ziemlich umfangreiches Bündel mit. Dasselbe enthielt frische Wäsche und einen completten türkischen Anzug. Selbst der unentbehrliche Fez fehlte nicht.

„Das senden Ihnen einige fromme Christen und begleiten das Geschenk mit den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen auf der langen und beschwerlichen Reise,“ sagte der alte Soldat, während er die mitgebrachten Gegenstände auf dem Tische auskramte.

Ich stand auf und legte die Kleider an. Ein eigenthümliches Gefühl beschlich mich, als ich mich in der neuen Hülle betrachtete. Im Grunde genommen gefiel mir die Kleidung nicht. Die weite Pluderhose hatte jedoch vor den westeuropäischen engen Pantaloos unbestritten einen Vorzug. Für das Reisen zu Fuss war dieselbe wirklich wie geschaffen. In derselben konnte man nach Belieben kurze oder lange Schritte machen, ohne im geringsten beengt zu werden.

„Nun geben Sie mir aber Ihre Documente, damit ich dieselben dem kaimakam vorlegen kann,“ sagte hierauf der alte Feldwebel. „Ich hoffe zwar das Beste, allein für das Gelingen hafte ich dennoch nicht. Die Türken haben zuweilen so eigenartige Launen, dass sie dabei die Freundschaft und auch alles Uebrige vergessen.“ —

Ich folgte ihm meine Papiere aus und stellte ihm meine europäischen Kleider für einen armen Handwerksburschen zur Verfügung, worauf wir mein Schlafzimmer verliessen.

Petrovič, so hiess der alte Feldwebel, torkelte mit meinen Papieren fort, ich aber verfügte mich in die Schenke. Mehrere Männer, die ich abends vorher kennen gelernt hatte, auch einige andere, hatten sich bereits dort eingefunden. Alle betrachteten mich mit unverkennbarer Theilnahme. Stana hatte ein sehr einladendes Frühstück zubereitet, an dem auch die übrigen Gäste theilnahmen. Diesem folgte eine stattliche Anzahl der bei den Orientslaven unvermeidlichen Trinksprüche, deren Folgen die Gäste nach und nach in eine sehr fröhliche Stimmung versetzte. Petrovič liess sich noch immer nicht sehen.

Unterdessen sammelte sich vor dem Wirthshause eine bedeutende Menschenmenge an, um mich abreisen zu sehen. Dem Leser, der an Stadtwachen, Gensdarmen, Polizisten und andere Sicherheitsorgane gewöhnt ist, wird vielleicht auffallen, dass ich mit den Dienern der Gerechtigkeit unterwegs keine Bekanntschaft machte. Vor Allem bitte ich, nicht ausser Acht zu lassen, dass ich die Reise zwischen Fiume und Türkisch-Kostajnica machte, also in einem Gebiete, wo das Sicherheitswesen auf dem Lande

noch so zu sagen in der Wiege lag. Zudem ging meine Reise zum grössten Theile durch die Militärgrenze, wo die Verwaltung in jeder Beziehung unter dem Säbel stand und der Prügelstock das grosse Wort führte. Das Grenzgebiet hat eine rein militärische Eintheilung, und zwar in Regimenter, Bataillone und Compagnien. Die Bewohner dieses Gebietes sind auch kein erbgesessenes Volk, sondern Bosnier und Serben, die sich im Laufe der Jahrhunderte auf österreichisches Gebiet geflüchtet haben, um den Verfolgungen und Unterdrückungen seitens der herrschenden mohamedanischen Räce zu entgehen. Die kaiserliche Regierung hat denselben feste Wohnsitze und Ländereien angewiesen und als Gegendienst die Bewachung der das türkische Kaiserreich berührenden Reichsgrenze überlassen. Mit der Vertheidigung der letzteren ist aber auch der Schutz des eigenen Familienherdes eng verbunden, also die strengste Pflichterfüllung eine Lebensbedingung. Der Grenzer kommt derselben um so bereitwilliger nach, da er auf diese Weise die von seinen dušman's*) an seinem Stamme verübten Unthaten in anscheinend legaler Form vergelten kann. Es ist eine bedauernswerthe Thatsache, dass er dabei, von Rachsucht aufgestachelt, häufig den Weg der Abwehr verlässt und ohne hinreichenden Grund zum Angriffe übergeht. Es wird eine Zeit kommen, in welcher die fortschreitende Bildung und Cultur die Grenzbewohner der beiden Nachbarstaaten, wenn schon nicht ganz aussöhnen, so doch einander näher bringen und die Militärgrenze der Säbelherrschaft entziehen wird.**) Auf dieser Welt ist Alles dem Wechsel unterworfen, nur die wahre und aufrichtige Liebe bleibt immer gleich. Sie hat Völker erstehen und dahinschwinden gesehen; sie hat Jahrtausende überlebt, aber dabei ist ihr Wesen unverändert geblieben. Sie nimmt nichts an, opfert dagegen Alles, sie hält die Menschheit innig umfangen. Ohne Liebe könnte die Menschheit nicht bestehen; sie müsste zerfallen.

Weil ich schon von der Liebe rede, so muss ich hier einfügen, dass mir in der vergangenen Nacht Aglaë im Traume erschienen war. Sie war nicht mehr ein sorgenfrei dahinlebendes Mädchen, sondern eine gesetzte Frau. Die Jahre hatten an ihrem Aeusseren keine merklichen Spuren hinterlassen, im Gegentheil, ihre Gesichtszüge hatten etwas Hehres, Majestäitisches an sich. Sie lächelte mich an und winkte mir zu. Ich breitete meine Arme nach ihr aus und hielt, als ich erwachte, das obere Ende der — Federdecke fest umschlungen. —

*) Der Todfeind (türk.), also der Türke.

**) Die Militärgrenze wurde im Jahre 1874 thatsächlich aufgelöst, das Gebiet derselben aber theils Kroatien, theils Ungarn einverleibt.



Viertes Capitel.

Die erste Woche unter dem Halbmonde.

La ilahè, il-allah,
Mohammed ressul-ullah. *)
Al-Koran.

Gegen Mittag kam Petrovič die Strasse herangekeucht und schwang schon von Weitem ein Papier in der Luft.

„Endlich hab' ich's bekommen!“ rief er in die Schenke hinein. „Herrgott, war das ein saueres Stück Arbeit! Anfangs wollte der kaimakam von der Erfüllung meiner Bitte gar nichts wissen. Er fürchtete vor Allem, auf diese Weise der Spionage den Vorschub zu leisten, wodurch er beim vezir **) nicht nur in Ungnade fallen, sondern sogar seine Stellung verlieren konnte. Wäre Skender-beg ein echter Türke, so wäre meine Hoffnung sicherlich zu Wasser geworden; zum Glück ist er ein Bosnier, der unsren adet ***) kennt.“ —

Hier muss ich einschalten, dass die bei weitem grösste Mehrzahl der Mohammedaner in Bosnien nicht aus Asien stammt, sondern durch den Glaubenswechsel aus der erbgesessenen christlichen Bevölkerung hervorgegangen ist. Vor Allem trat der grundbesitzende Adel zum islam über, um dadurch sein Vermögen zu retten. Als der letzte bosnische König, Stefan Tomašević, †) im Jahre 1461 von dem das „stolze Bosnien“ überfluthenden Heere Sultan Mahmed II. bei Jajce gefangen, entthauptet und geschunden wurde, konnten sich die Christen für die Dauer nicht mehr halten. Im Jahre 1464 wurden die letzten Streitkräfte des christlichen Heeres in Bosnien aufgerieben, das Königreich aber in ein vezirat verwandelt. Die Notabeln des Landes hatten nun freie Wahl, den Glauben zu wechseln und ihren Besitz beizubehalten, oder der Religion ihrer Väter treu zu bleiben, dabei aber ihr Eigenthum und ihre Freiheit zu verlieren. Aus leicht begreiflichen Gründen entschloss sich die bei weitem grösste Mehrzahl derselben für das Erstere. Im Laufe der Zeit folgten, theils durch Druck, theils wegen materieller Vortheile oder aus anderen Beweggründen auch andere Familien oder einzelne Mitglieder derselben diesem Beispiele. Auf diese Weise breitete sich der Glaube des Propheten in Bosnien aus.

*) Es ist nur ein Gott,
Mohammed aber ist sein Prophet. (Türk.)

**) Statthalter einer Provinz.

***) Sitte (türk.), auch Tradition.

†) Die Gebeine Stefan Tomašević's wurden im Jahre 1889 unweit Jajce aufgefunden, in einem in Wien angefertigten Crystallglassarkophage niedergelegt und in die Klosterkirche von Jajce überführt. Der letzte König von Bosnien war ein natürlicher Sohn seines Vorgängers und einer florentinischen Kaufmannstochter, deren Namen die Geschichte nicht verzeichnet hat.

Obwohl Mohammedaner, sind die Bosnier den Sitten und Gebräuchen ihres Landes treugeblieben und haben Einiges sogar aus der Religion ihrer Väter in den neuen Glauben hinübergenommen. So feiern sie z. B. die Heiligen: Elias, Nicolaus und Georg noch heute mit ihren stammverwandten Bekennern des christlichen Glaubens. Sie huldigen auch dem Bacchus, zwar nicht so öffentlich, als die Christen, aber dafür mit um so grösserem Nachdruck. Es ist erstaunlich, welche Mengen Alcohols die Verehrer des Propheten vertragen können. Die bosnischen Mohammedaner sind auch ihrer Muttersprache treu geblieben; nur die öffentlichen Functionäre müssen der türkisch-arabischen Sprache mächtig sein. Das eingeborene zarte Geschlecht vermag sich in derselben nur in den seltensten Fällen auszudrücken. —

Nun aber wollen wir in die Schenke der Wirthin Stana zurückkehren. Petrovič übergab mir das für mich werthvolle Document mit den Worten:

„Dieses Schriftstück heben Sie ja recht gut auf; es wird Sie auf Ihrer weiten Reise vor allem Ungemach beschützen.“

Ich betrachtete die seltsamen Schriftzüge, die ich bis dahin noch gar nie gesehen, faltete das Papier dann zusammen und steckte es in mein Reisetäschchen.

„Vor Allem lege ich Ihnen warm ans Herz, die Sitten und Gebräuche, sowie die Religion der Mohammedaner zu respectiren und ihren Frauen nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken“, fuhr der alte Feldwebel nach einer Weile fort. „Einen neugierigen Blick hat schon so mancher Christ mit dem Tode bezahlt. Wenn Sie rasten wollen, so können Sie ohne Furcht in das nächstbeste Haus eintreten, gleichviel, ob Mohammedaner oder Christen darin wohnen. Der Orientchrist ist gastfreundlich, der Mohammedaner aber noch mehr, weil ihm seine Religion die Gastfreundschaft gegen Jedermann ohne Unterschied der Religion vorschreibt. Ist kein Dorf in der Nähe, so können Sie auch in einem tekièh — so heissen die mohammedanischen Klöster — ohne Furcht vorsprechen.“

„Giebt es auch mohammedanische Klöster?“ fragte ich verwundert, da ich bis dahin davon nie etwas gehört hatte.

„Gewiss, und dazu noch sehr viele. Ferner zeigen Sie keine Furcht vor den Mohammedanern. Die Verehrer des Propheten verachten einen furchtsamen Menschen. Derjenige, der Sie auf den weiten Weg schickt, wird Sie auch beschützen.“

Wir ahmten die alten Deutschen, die noch Einen tranken, ehe sie gingen, nach, aber endlich musste ich doch aufbrechen. Die Wirthin wollte von einer Rechnung nichts wissen. Die Männer begleiteten mich bis zu der Unabrücke. Unterwegs rief man mir von allen Seiten: „Glückliche Reise!“ zu. „Auf Wiedersehen!“ sagte mir Niemand, denn man wusste aus der Ueberlieferung, dass der Zehnte Bruder nie zweimal denselben Weg macht. Noch ein Händedruck, dann zwanzig Schritte vorwärts und ich stand im Reiche des „glorreichen Abdul Medjid-khan, des Beherrschers aller Rechtgläubigen des Erdkreises, des Kaisers der Kaiser, des Königes der Könige, des Schutzherrn von — Wien und zu Budapest u. s. w., dem allah ein langes Leben bescheeren möge“, wie sein Titel lautet.

Mein Herz pochte gar mächtig. Ich stand in einer geheimnissvollen neuen Welt. Bald überkam mich ein solches Bangen, dass ich sofort um-

kehren wollte. In dem entscheidenden Augenblicke jedoch regte sich mein Ehrgeiz und bestimmte mich zum Ausharren auf der nun eingeschlagenen, voraussichtlich gefährlichen Bahn.

Wohin nun? Ich erachtete es als meine Pflicht, mich dem kaimakam vorzustellen und ihm für seine Güte zu danken. Ein zaptiēh*) führte mich auf mein Ansuchen in den konak**) des Würdenträgers. Skender-beg empfing mich mit einer Höflichkeit, die ich bei einem türkischen Staatsbeamten niemals vermutet hätte. Wenige Augenblicke darauf brachte ein Diener den in der Türkei unvermeidlichen schwarzen Kaffee und den tschibuk.***) Der kaimakam erkundigte sich über den Weg, den ich einzuschlagen gedachte, worüber ich ihm keinen erschöpfenden Bescheid zu geben wusste.

„Allah sei mit Dir und der Schatten des Propheten begleite Dich auf allen Deinen Wegen, obwohl Du nicht sein Anhänger bist,“ sagte mir Skender-beg beim Abschiede.

Sichtlich erleichtert verliess ich den konak und verfolgte die Strasse weiter. Strasse! In der Türkei giebt es wenige Communicationsmittel, welche den Namen Strasse in dem modernen Sinne des Wortes verdienen. Die Strassen bestehen meist aus Reitwegen, welche mit der Jahreszeit ihre Lage, nicht selten auch ihre Richtung ändern. Grund und Boden ist in Fülle vorhanden, also ist man nicht an einen schmalen Streifen angewiesen. Personenbeförderungswagen sind aus diesem Grunde und insbesonders auf dem Lande eine grosse Seltenheit. Hier reitet alles: männlich und weiblich, jung und alt. Die Frauen reiten ebenfalls nach Männerart, was, bis man sich daran gewöhnt, recht possirlich erscheint.

Das nächste Dorf, welches ich erreichte, hiess Unac. Dasselbe war fast ausschliesslich von Christen bewohnt. Bei meinem Anblicke flüchteten sich die Frauen und die Mädchen in die inneren Räume der meist aus Flechtwerk und Lehm hergestellten, armseligen Wohnhütten, die Männer aber stellten sich mit auf der Brust gekreuzten Händen in Positur und warteten auf meinen Gruss, um denselben zu erwidern. Ich kannte die Sitte nicht, und liess die Leute unberücksichtigt stehen. Mitten in dem Dorfe stand eine mehana†) und derselben schräge gegenüber ein han.††) Ich lenkte meine Schritte gegen die erstere. Um den Feuerherd sassen mit gekreuzten Beinen mehrere Männer, tranken ihren Schwarzen und rauchten dazu. Bei meinem Erscheinen schnellten sie empor, wie der Böse aus dem Nürnberger Zauberkästchen, wenn man den Deckel öffnet. Ich grüsste und wollte mich niedersetzen. Dies war jedoch leichter gedacht als gethan. Die ganze Einrichtung der Schenke bestand aus einem an der Wand lehnenden Brettergestell, auf welchem eine Anzahl Kaffeetassen, Trinkgläser und Flaschen ruhten. Kein Tisch, kein Stuhl, mit einem Worte, gar kein im Westen gebräuchliches Möbelstück war vorhanden. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als den Eingeborenen nachzuahmen und mich auf den festgestampften Erdboden niederzulassen. Die Gäste betrachteten

*) Polizist (türk.).

**) Regierungsgebäude (türk.).

***) Türkische Tabakspfeife mit geradem, hölzernem Rohr.

†) Christliches Wirthshaus (türk.).

††) Türkisches Kaffee- und Einkehrhaus (türk.).

mich schweigend mit scheuen Blicken. Ich versuchte mit denselben ein Gespräch anzuknüpfen.

„Wie geht es euch Brüder?“ fragte ich.

„Wie Gott es will,“ erwiderten mehrere.

„Und wie geht es Dir, efendi?“*) fragte mich der anscheinend älteste unter ihnen.

„Gottlob gut!“

„Gottlob!“

Unterdessen hatte der Wirth, wie der landläufige Ausdruck sagt, den bestellten Kaffee gebraten und brachte mir denselben auf dem Präsentbrette, welches er in der linken Hand hielt, während die rechte an seinem Herzen ruhte. Der rahmige Mocca befand sich in einer niedern, aber weit ausgerundeten Tasse, die in einer zweiten ruhte. Das Doppelgeschirr war mir schon im konak aufgefallen, allein dort konnte ich nicht nach dem Grunde forschen.

„Warum hast Du mir zwei Tassen gebracht, Bruder?“ fragte ich den mehandija.

„Damit Du Dir beim Trinken nicht die Finger verbrennst, efendi,“ erwiderte der Gefragte.

„Bist Du, so Gott will, fremd in diesem Lande, efendi?“ fragte mich jener Bauer, der sich kurz vorher nach meinem Wohlbefinden erkundiget hatte.

„Ich komme aus der česarevina**).“

„Hm!“

Aus dem Blicke, den er mir zuwarf, ersah ich, dass er in meine Worte Zweifel setzte. Auch die übrigen Gäste betrachteten mich mit misstrauischen Mienen.

Das Misstrauen war vollkommen gerechtfertigt. Vor allem trug ich türkische Kleider an sich. Ferner hatten sich nicht selten türkische agents provocateurs unter verschiedenen Masken unter die christliche rajah eingeschlichen, um derselben auf den Puls zu fühlen und sie zu missliebigen Aeusserungen gegen die Regierung zu verführen. Oft genügte ein unbedacht ausgesprochenes Wort, um eine ganze Gesellschaft in den Kerker zu bringen oder der Verbannung nach den asiatischen Sandwüsten zuzuführen. In der Türkei muss man jedes Wort auf die Waage legen, bevor man es ausspricht.

„Kennet ihr die Wirthin Stana in Oesterreichisch-Kostajnica und den alten Feldwebel Petrovič?“ fragte ich, um das Misstrauen zu bannen.

„Sehr gut,“ erwiderten mehrere.

„Wohlan also bei der ersten habe ich übernachtet, Petrovič aber besorgte mir die teskera. Hier ist sie!“

Bei den letzteren Worten griff ich in meine Reisetasche, zog das Document hervor und hielt es den Leuten vor.

„Nichts für ungut, Bruder in Gott,“ erwiderte der alte Bauer. „Jetzt bin ich überzeugt, dass Dein Mund die Wahrheit spricht. Bei uns kann man nie vorsichtig genug sein. Bittere Erfahrungen haben uns misstrauisch gemacht. Wir leben in ewiger Angst um unser Leben.“

*) Herr (türk.).

**) Spr. Tschessarevina d. h. Kaiserthum, Allgemeinausdruck für Oesterreich.

„Sind denn die türkischen Gesetze gar so unmenschlich, dass sie Euer Leben zu schützen nicht im Stande sind?“

„Die Gesetze sind gut, aber sie werden falsch ausgelegt und verkehrt angewendet. Mit den grossen Herren wäre ein Auskommen nicht schwer, aber die Kleinen machen uns das Leben sauer. Es giebt auch gewissenhafte Beamte und gerechte Grundherren, mit welchen ein freundliches Auskommen und friedliches Nebeneinanderleben ganz gut möglich wäre, aber ihre čatas¹⁾, meistentheils Christen, die weder an Gott noch an den Teufel glauben, sind fast ausnahmslos wahre Menschenschinder.“

„Habet Ihr grosse Abgaben zu leisten?“

„Wir geben dem Grundherrn von dem ganzen lebenden und todten Jahresertrage die trećina,²⁾ dem Kaiser aber die desétina;³⁾ andere Ausgaben haben wir nicht, ausgenommen die Erhaltung des Geistlichen.“

„Müsset Ihr auch Landesvertheidiger beistellen?“

„Die Mohammedaner wohl, die rajah aber nicht. Wir Christen müssen für jeden grossjährig gewordenen Sohn eine Militärtaxe von zweiundsiebzig Piastern⁴⁾ entrichten, damit ist die Sache für immer abgethan.“

„Schliesslich sieht es hier ja gar nicht so gräulich aus als man bei uns glaubt. Und woher kommen die vielen Räuberbanden, welche in das österreichische Gebiet sehr häufig Einfälle machen?“

„Das ist der mohammedanische mit Christen unterspickte Auswurf. Böse Menschen giebt es überall, ich glaube sogar in dem grossen Beč,⁵⁾ wo Dein Kaiser wohnt, aber in anderen Ländern werden jedenfalls die Strafgesetze strenger gehandhabt als bei uns. Unsere zap fijeh, welche über die Ruhe und Ordnung wachen sollten, rekrutiren sich in der Regel aus den Verbrecherkreisen, wie willst Du, dass Ordnung herrschen soll? Die kleinen Beamten, die meistens einen geringen Sold beziehen, und selbst diesen unregelmässig ausgezahlt erhalten, verbinden sich mit den Uebelthätern zur gemeinsamen Arbeit; sie sind die Leiter der Ueberfälle. Will man höher hinauf um Gerechtigkeit zu suchen, so heisst es gleich: die rajah ist widerspenstig, die rajah lehnt sich auf. Zudem kann man bei unseren Behörden ohne bakschisch⁶⁾ absolut nichts ausrichten. Wer mehr zahlt, der gewinnt. Was nützen uns die guten Gesetze, die man in Stambul⁷⁾ macht, wenn dieselben nicht beobachtet werden. Man sagt auch, dass der gegenwärtige Sultan den Christen gewogen ist, allein wir spüren hier nichts davon. — Doch ich langeweile Dich, Bruder, mit meinem Jammerliede. Mehandijja, bringe unserm efendi einen polič ljuta.“

Ich verstand die beiden letzten Worte nicht, deshalb wartete ich neugierig, was mir der Wirth bringen werde. .

¹⁾ Sprich Tschata's (türk.), Schreiber, auch Verwalter.

²⁾ Sprich Tretsina, das Drittel (slav.).

³⁾ Sprich Dessétina, der Zehent. In dieser Beziehung ist der Hörige in Bosnien unter der österreichischen Regierung weit schlechter daran, als er unter der Türkei war. Früher entrichtete er den Zehent in Natura, während er gegenwärtig baares Geld aufzählen muss. Die Preise der Produkte werden in der Regel so hoch angesetzt, dass der Steuerzahler ein doppeltes Quantum verkaufen muss, um die vorgeschriebene Summe aufzubringen. D. V.

⁴⁾ 1 Piaster = 16 Pf. oder 9 kr. ö. W.

⁵⁾ Spr. Betsch = Wien (slav.).

⁶⁾ Trinkgeld.

⁷⁾ Constantinopel.

Er kam bald darauf aus seinem Versteck hervor, reichte mir, die Rechte stets auf dem Herzen, ein mit einer ölgelben Flüssigkeit gefülltes Fläschchen. Wie ich später erfuhr, war es eine Achtel-Oka,* die Flüssigkeit darin aber der doppelt gebrannte Sliowitz. Ljuta heisst wörtlich scharf, zu dem Unterschiede von mehka — weich — d. h. einfach gebrannt. Hier muss man sich immer das Wort rakija — der Branntwein — dazu denken. Ljuta ist also doppelt gebrannter Sliowitz.

„Ich kann aber doch nicht so viel trinken,“ sagte ich, nachdem ich aus dem Fläschchen einen Schluck genommen.

„Warum nicht?“ fragte der Bauer. „Es wird Dir nicht schaden.“

„Ich habe in meinem Leben zusammengenommen nicht soviel Branntwein getrunken.“

„Nicht? Was trinkt man denn in Deiner Heimath?“

„Wein und Bier.“

„Wein giebt es auch in Bosnien, freilich nur in den Städten, vom Bier dagegen habe ich noch nie etwas gehört.“

„Wird denn in Bosnien die Weinrebe nicht gezogen?“

„Wohl, aber nur für die Gewinnung von Trauben zum Essen, Wein dagegen wird hier nicht gekeltert.“

„Warum nicht?“

„Erstlich ist der Weinkultur der Koran nicht günstig und zweitens nimmt sich der Sache Niemand an, weil die Erzeugung des Nationalgetränk's, des Sliowitz, bedeutend weniger kostet, als jene des Weines. Bosnien ist das Land der Schweine und der Zwetschgen, beide bilden unsere Haupteinnahmequellen.“

„Aber die Schweinezucht kostet jedenfalls viel Geld!“

„Gar nichts!“

„Wieso, garnichts?“

„Wir halten die Borstenthiere in den sogenannten zabran's, d. h. in umzäunten Eichenwäldern. Im Herbst und Winter, sogar noch im Frühjahr bis zum Emporkommen des neuen Grases nähren sie sich von den Eicheln und werden recht fett dabei, in der warmen Jahreszeit dagegen von Gras und Wurzelwerk. Sie kommen dort zur Welt, wachsen ohne unser Zuthun auf, und kommt der Käufer, so schreitet man an das Ausscheiden der verkaufsfähigen Waare. Für die Ueberwachung der grössten Schweinehorde genügen ein Paar čoban's**), die in einer mitten im Walde gelegenen Hütte wohnen.“

„Also müsset Ihr auch ausgedehnte Stallungen haben.“

„Jok brate!***) Weder unsere Schweine noch unser Rindvieh weiss, was ein Stall ist.“

„So müssen im Winter wohl viele erfrieren?“

„Nein! Dafür sorgt der Schöpfer. Das Rind bekommt im Winter einen starken, langhaarigen Pelz, welcher es vor Kälte schützt; die Schweine bekommen ebenfalls eine Winterdecke in der Gestalt von seidenweichen Haaren, welche die von den Borsten leer gelassenen Stellen so dicht aus-

*) 1 Oka = 1,28 Liter.

**) Sprich Tschoban (türk.), Hirt.

***) „Nein, Bruder!“ Das erste Wort ist türkisch, das zweite slavisch.

füllen, dass selbst die Nässe zu der Haut nicht gelangen kann. Im Frühjahr fällt die Winterdecke ab, um im Spätherbst von Neuem hervorzukommen. — Trinke Bruder ... ich weiss Deinen Namen nicht.“

„Ich heisse Peregrin.“

„Ach so, Perga! Trinke Perga; ich wiederhole, dass er Dir nicht schaden wird. Mehandjija, brate uns noch einen Kaffee!“ —

Weil vom Kaffee die Rede ist, so will ich hier dessen Zubereitung mit einigen Worten erwähnen. Derselbe ist von dem unsrigen grundverschieden. Vor Allem ist der weisse Kaffee im Orient unbekannt. Ich spreche natürlich von der einheimischen Bevölkerung. Der schwarze Kaffee dagegen bildet in dem gegenseitigen Verkehr das Alpha und das Omega sowohl bei den Mohammedanern als auch bei den Christen. Der Gast, gleichgültig, ob anverwandt, bekannt oder weltfremd, wird wenige Augenblicke nach seinem Erscheinen in einem fremden Hause mit frisch gekochtem Kaffee bewirthet. Letzterer wird in der Regel in Begleitung des Sliowitz servirt. In vielen Gegenden geht dem Kaffee das sladko*) oder in dessen Ermangelung der weisse Zucker mit einem grossen Glase Wasser voran. Der gebrannte Kaffee wird in einem meist aus Kirschstammholz hergestelltem Mörser feingestossen und durchgesiebt. Um den Gast nicht warten zu lassen, steht während des ganzen Tages eine Blechkanne mit siedendem Wasser auf dem Feuerherde. Bekommt man einen Besuch, so wird sofort eine kleine Kanne hergenommen mit Zucker und Kaffee, je nach der Anzahl der Gäste gefüllt und mit siedendem Wasser übergossen. Hierauf wird die Kanne an die Gluth gestellt und nur solange darauf gelassen, bis das Gemisch aufschäumt, was in der Regel schon nach Verlauf einer Minute geschieht. Mit dem Aufschäumen ist der Kaffee gekocht; die Flüssigkeit wird mit dem Bodensatze in Schalen gegossen und servirt. Hat man den Schwarzen ausgetrunken, dann erst erklärt man den Grund des Besuches. Ländlich sittlich. —

„Wohin geht Dein Weg, Bruder, so Gott will?“ fragte mich der Bauer, den der handjija Paja — Paul — nannte.

„Die Richtung meiner Reise kenne ich selbst nicht; ich bin ein Zehnter Bruder,“ erwiderte ich mit einer Sicherheit, als ob ich die reinste Wahrheit gesagt hätte. Die hochgradige ljuta begann bereits zu wirken.

Die Bauern glotzten mich an, als ob sie mich kaufen wollten.

„Ist es möglich?“ rief nach einer geraumten Weile Paja aus. „Na, ich bin alt geworden, aber einen Zehnten Bruder zu sehen habe ich noch nicht das Glück gehabt. Wenn es Dich nicht beleidigt, so möchte ich Dich bitten, heute bei mir zu übernachten.“

Die Sonne stand bereits tief im Westen, deshalb nahm ich seine Einladung dankend an.

„In dem Hause des knez**) Paja bist Du gut aufgehoben, efendi,“ meinte ein Gast, der, wie die übrigen, während der ganzen Zeit unserer Unterhaltung kein Wort gesprochen hatte.

„Ach so, Du bist der knez von Unac?“ sagte ich zu Paja, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

*) Wörtlich süß (slav.), hier in gesponnenem Zucker eingekochte Früchte.

**) Ortsältester (slav.).

„Jawohl, wenn es Dir recht ist.“

Die Redewendung: „wenn es Dir recht ist“, wird im Orient im Gespräch häufig angewendet, ist jedoch nicht wörtlich zu nehmen, sondern als eine leere Phrase zu betrachten.

Wenn der knez Paja Branntwein und Kaffee für mich bestellte, so that er dies nicht aus Mitgefühl, sondern um mir dadurch seine Hochachtung zu erweisen. Das Častiren — tschastiren — oder Ehre anthun, ist im Orient allgemein gebräuchlich. Häufig bezahlen Leute niedersten Standes hochgestellten Persönlichkeiten im Wirths- oder Kaffeehause einen Kaffee, Branntwein oder eine andere Kleinigkeit, ohne dass sich diese dadurch beleidigt fühlen, eben weil man ihnen damit nur eine besondere Hochachtung ausdrücken will.

Die Bosniaken dieser Gegend unterscheiden sich hinsichtlich der Tracht von den Militärgrenzern gar nicht, nur haben sie anstatt der Hüte theils Fez' von meist zweifelhafter Farbe, theils Handtücher, die turbanartig um den Scheitel gewunden waren.

„Du, Steva, bist der jüngste, also am besten bei Fuss; laufe zu meiner Mileva und sage ihr, dass ich einen Gast aus der česarevina mitbringen werde“, sagte Paja zu einem jungen, ihm gegenüber sitzenden Manne, während er hinter den Schultern seinen tschibuk hervorzog. Die Bosniaken tragen nämlich die Tabakspfeife mit Vorliebe auf dem Rücken hinter dem Hemd. In den Städten kommt dies wohl seltener vor, weil die Männer beinahe ohne Ausnahme breite lederne Lendengürtel, Stoff- oder Seidenschärpen tragen, wo das Rauchwerkzeug hinlänglichen Aufbewahrungsplatz findet.

Gleich nach Sonnenuntergang verliessen wir die mehana und lenkten unsere Schritte gegen die Behausung des Ortsältesten. Vor der Schenke standen mehrere Männer, die sich bei unserem Erscheinen gleich kerzen gerade aufstellten und gleichzeitig die Hände über der Brust kreuzten.

„Grüsse die Leute, Bruder Perga!“ raunte mir Paja ins Ohr.

„Gott helfe euch!“ rief ich den Männern mit lauter Stimme zu.

„Auch Dir möge Gott helfen, efendi!“ erwiderten die Männer, wie aus einem Munde, holten mit der rechten Hand aus, beschrieben mit derselben einen Halbkreis zum Munde und berührten schliesslich mit den Fingerspitzen die Stirn.

„So grüss man hier zu Lande“, sagte Paja, als wir die Männergruppe im Rücken hatten.

„Also habe ich recht gegrüsst?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Ganz in der Ordnung, nur wenn Du einen Mohammedaner, besonders einen Vornehmen, begegnest, dann wirst Du besser thun, Dich beim Grüßen ihrer Redeweise zu bedienen.“

„Wie grüss man einen Mohammedaner?“

„Man sagt ihm: Salem aleikum, worauf er Dir aleikum esalem erwidern wird. Der Gruss ist arabischen Ursprungs, hat sich aber auch unter den slavischen Mohammedanern eingebürgert. Viele von ihnen kennen die Bedeutung selbst nicht, fühlen sich aber dennoch dadurch geschmeichelt. Man muss mit den Wölfen heulen.“

„Wie werde ich aber einen Mohammedaner von einem Christen unterscheiden?“

„Vor allem an der Kleidung. Fast alle tragen solche nach dem Schnitte Deines Anzuges. Ferner sind sie glatt geschoren und haben nur einen vom Scheitel nach hinten herabhängenden langen Haarbeutel.“

„Also einen Zopf, wie die Chinesen?“

„Nein, sie tragen keinen Zopf, sondern das Haar hängt lose hinab.“

„Ist der Ursprung dieser Mode bekannt?“

„Das könnte ich Dir wohl nicht sagen. Einige behaupten, dass der Grund in dem Koran zu suchen ist, doch weiss ich nichts Bestimmtes darüber. Es heisst, dass sie mit Hülfe des Haarbeutels leichter in den gjenet*) gelangen, weil sie Mohammed an demselben fasst und zu sich emporzieht. Der Mohammedaner liebt es nicht, dass man ihn über sein Thun und Lassen ausforscht. Dies kann Dir, Bruder Perga, auf Deiner Reise als Richtschnur dienen. — Wir sind am Ziele; Du erlaubst schon.“

Bei den letzten Worten näherte sich Paja dem Zaunthor, öffnete das-selbe und winkte mir einzutreten. Bei unserm Erscheinen stob eine im Hofe spielende Kindergesellschaft auseinander, wie die Küchlein, wenn der Geier aus luftiger Höhe unter sie herabschiesst. In wenigen Augenblicken waren alle spurlos verschwunden.

„O Miléééva!“ rief Paja in das ein Haus sein sollende Gebäude.

„Ich hööööre!“ erwiderte eine weibliche Stimme in dem Innern des-selben. Gleich darauf erschien die Gerufene in der Vorhausthür, näherte sich mir mit zu Boden gesenkten Augen, neigte sich zu meiner Rechten, ergriff und küsste dieselbe, berührte sodann ihre Stirn mit ihr und huschte davon. Dies geschah so schnell, dass ich nicht einmal abwehren konnte.

Wir traten in das Vorhaus. Den grössten Theil desselben umfasste ein ungefähr einen Fuss hoher Feuerherd, der eigentliche Aufenthaltsort der Familie während des Tages. Paja führte mich in den sobadjik, welche Bezeichnung unserem „Stübel“ entspricht. Das Gemach war so niedrig, dass ich darin aufrecht nicht stehen konnte, deshalb beeilte sich der knez, mich zum Platznehmen einzuladen. Auf dem Boden war ein ungefähr eine Geviertklafter umfassender Teppich von fraglicher Güte ausgebreitet. Der-selbe bildete das einzige Einrichtungsstück des sobadjik. Mit dem kreuzen der Beine hatte es Anfangs bei mir seine liebe Noth; nach und nach jedoch gewöhnte ich mich vortrefflich daran. Gleich darauf wartete uns ein halb-erwachsener Junge mit sladko, Wasser, Kaffee und rakija in der oben angedeuteten Weise auf. Das zarte Geschlecht hielt sich fern.

Unterdessen hatte das Dunkel einen so hohen Grad erreicht, dass ich mein Gegenüber nur noch in den Conturen bemerken konnte. Paja klatschte in die Hand, worauf ein Junge mit einem brennenden Kienspahn erschien und sich neben der Thür mit demselben aufstellte. Ich betrachtete die Wände. In einer derselben war ein etwa einen Geviertfuss grosses Loch eingeschnitten, an dessen Rändern hie und da Papierreste klebten.

„Sind hier Glasscheiben nicht üblich?“ fragte ich den knez.

„Nein, nicht einmal in den kulas**) und in den Stadthäusern“, er-widerte der Gefragte. „Im Sommer bleiben die Fensteröffnungen unbe-deckt, im Winter aber werden sie mit Papier überzogen. Will man durch

*) Himmel (türk.).

**) Schloss (türk.).

das Papier mehr Licht eintreten lassen, so bestreicht man dasselbe mit Schweinefett.

Unterdessen wurde es in dem Vorhause recht lebendig. Männer-, Frauen- und Kinderstimmen mischten sich zu einem disharmonischen Ganzen. Die Familienglieder der Hausgemeinschaft waren von der Feldarbeit heimgekehrt und unterhielten sich am Feuerherd in der gewohnten Weise.

Die Thür des sobadjik ging auf. In derselben erschien der Junge, der uns bediente, mit einem runden Tischchen, dessen Füsse kaum drei Zoll hoch waren und stellte denselben zwischen uns auf dem Erdreich nieder. Ein zweiter brachte gleich darauf eine hölzerne Schüssel mit kisela čorba*) und einer ziemlich umfangreichen pogača;**) dann kehrte er um und brachte uns zwei Holzlöffel.

„Jetzt aber nur zugreifen!“ munterte mich Paja auf, während er drei Kreuze schlug. Der zweite Gang bestand aus einem Huhn, der dritte aber aus einem Milchferkel, beides auf dem Spiess gebraten und fast ganz ausgetrocknet. Von einem Gemüse keine Spur. Auf meine Frage, ob in Bosnien nicht auch Grünzeug genossen werde, erwiederte Paja: „Das Gras ist für die Hühner und Schweine, wir aber ziehen das Fleisch vor.“ Den Schluss bildete der Schwarze.

„Ist Deine Hausgemeinschaft gross, Bruder Paja?“ fragte ich den knez, nachdem der Junge abgeräumt hatte.

„Achtundzwanzig Seelen,“ erwiederte er.

„Sehr gross!“

„Nicht doch, es giebt noch bei weitem grössere Hauscommunionen.“

Im Orient leben die einzelnen Familienstämme in der Regel zusammen. Dies gilt jedoch nur von den Christen, dem Mohammedaner erlaubt die Religion das Zusammenleben nicht. An der Spitze der Hauscommunion steht der Familienälteste, in der Landessprache staréšina (spr. Stareschina) genannt. Er ist der Herr im Hause, alle übrigen sind Diener und müssen ihm unweigerlich unterthänig sein. Der Ausfall durch das Ausheirathen der weiblichen Familienglieder wird durch die Verehelichung des männlichen Nachwuchses ergänzt. Nach seinem Tode folgt ihm in seiner Würde nicht der nächste Anverwandte, sondern der staréšina wird von den grossjährigen männlichen Familiengliedern aus ihrer Mitte gewählt. Auf diese Weise wird das Familienvermögen nicht zersplittet, zumal da die Töchter keine Mitgift bekommen. —

„Entschuldige meine Neugierde, Bruder Paja, ich möchte Dich etwas fragen,“ sagte ich im Laufe des Gespräches zum knez.

„Rede immerhin, Bruder Perga; ich werde Dir mit Vergnügen antworten, wenn ich kann.“

„Du scheinst mir wohlhabend, warum wohnst Du in einer so elenden Hütte?“

„Weil ich heute nicht sicher bin, dass ich morgen noch hier wohnen werde. Der Grund und Boden, den ich bearbeite, ist nicht mein Eigenthum, sondern gehört dem Fakir-beg Sokolovič; nur über die Gebäude kann ich verfügen, weil ich sie herstellen liess. Die kmeten***) bleiben wohl in der

*) Spr. kissela tschorba, d. h. sauere Suppe oder eingemachtes Huhn (slav.).

**) Pogača = pógatscha, ist ungesäuertes, in der Asche gebackenes Weissbrot.

***) Hörige, Pächter (slav.).

Regel ganze Generationen lang auf einer Scholle, allein es kommen auch Fälle vor, dass man Knall und Fall fortziehen muss. In diesem Falle müsste ich meine Baulichkeiten dem Grundherrn beinahe umsonst überlassen, oder aber dieselben niederreissen und fortschleppen. Aus diesem Grunde richtet man sich möglichst ökonomisch ein, um im Falle des Abzuges keinen grossen Verlust zu erleiden. Auch die Obstbäume, die ich gesetzt habe, sind mein Eigenthum. Wird der Vertrag mit dem beg gelöst, so steht es mir frei, dieselben dem Grundherrn zu verkaufen, oder zu fällen.“

Wir sprachen noch über Verschiedenes, doch erinnere ich mich an den Inhalt unseres Zweigesprächs nicht mehr genau. Schliesslich äusserte ich den Wunsch, zur Ruhe zu gehen.

„Legjén!“*) rief Paja mit lauter Stimme. Gleich darauf brachte ein Junge eine dampfende Waschschüssel, ein zweiter aber kaltes Wasser und ein Handtuch. Dies alles war für die Fusswaschung bestimmt. Diese schöne Sitte hatten jedenfalls die Türken nach Europa verpflanzt.

Während der Operation entfernte sich auch Paja, kehrte jedoch bald wieder zurück und zwar mit einseitig gegerbten Schaffellen und Decken. Aus diesem Material formte er zwei Lagerstätten und zwar eine längs der Wand gegen Osten gekehrt, die zweite aber am unteren Ende derselben, jedoch so, dass sie mit dieser einen rechten Winkel bildete.

„Bruder Paja, schlafst Du nicht mit Deiner Familie?“ fragte ich ihn, als ich sah, dass er sich zum Niederlegen anschickte.

„Sonst wohl, heute aber ist mein Platz hier,“ erwiederte er, während er dem Leuchttungen abwinkte. Dieser huschte geräuschlos aus dem sobadjik.

„Warum ist Dein Platz heute hier?“

„Zu Deinem Schutze.“

„Wenn sonst nichts ist, so kannst Du ganz getrost davon gehen.“

„Ne bi ja toga radio — das möchte ich wohl nicht thun. Der Gastfreund***) ist bei uns heilig; man muss ihn so beschützen, wie das werthvollste, das man sein Eigen nennt.“

Wir wünschten uns gegenseitig eine angenehme Ruhe und schliefen alsbald ein.

Am folgenden Morgen verliess ich frühzeitig Pajas gastfreundliche Behausung. Er begleitete mich eine Strecke, wünschte mir dann alles Gute auf den Weg und kehrte um.

In Dubica bemerkte ich erst, dass ich die ganze Strecke unweit von der Save, also der Reichsgrenze entlang gegangen war. Ich beschloss daher nach rechts abzulenken, um in das innere Bosniens einzudringen.

Die nächste Nacht schlief ich in einem zwischen der obgedachten Ortschaft und dem Dorfe Kozarac einzeln gelegenen han. Der Handjija, ein finster dreinblickender Türke, war ein echter Trapist. Die Mehrzahl meiner Fragen beantwortete er mit dem Augenzwinkern und Achselzucken. Für ihn schien diese Welt gar nicht zu existieren. Was ihn zu der, seinem

*) Lavoir = Waschschüssel (türk.), meist aus Kupfer, bei vornehmen Mohammedanern auch aus Silber und nicht selten vergoldet.

**) Gegenwärtig ist die Gastfreundschaft auf der Balkanhalbinsel, die vor wenigen Jahrzehnten noch auf einer sehr hohen Stufe stand, meist nur noch dem Namen nach bekannt. D. V.

Naturell so sehr widersprechenden Beschäftigung veranlasste, ist mir heute noch ein Räthsel.

Nun ging die Reise fort gegen Banjaluka, wo ich am fünften Tage anlangte. Banjaluka ist eine bedeutende Stadt. In der Umgebung derselben werden bedeutende Mengen Erlenholzkohle für die Pulverfabrikation gewonnen. Die Besichtigung jenes Riesennestes mochte einem diensteifrigen zaptiјe nicht gefallen haben; er eilte auf mich zu und hiess mich in den konak mitgehen. Ich folgte ohne Widerrede. Vor den jusbascha*) der Sicherheitswache gestellt, zog ich die teskera hervor und reichte sie ihm hin. Der Mann der Sicherheit und Ordnung überflog dieselbe rasch und gab sie mir mit einer Entschuldigung zurück, während er den Polizisten mit burik**) und anderen, wenig schmeichelhaften Namen regalirte.

Ich hatte schon unterwegs bemerkt, dass die Bäuerinnen weite weisselinene Hosen trugen, die meist bis zur halben Wade hinabreichten und am unteren Ende zusammengezogen wurden. Auch trugen sie anstatt zwei nur eine Schürze und zwar am Hinterleib. Das Hemd bedeckte kaum die Kniee, so dass die Hose beinahe um eine halbe Fusslänge überragte. In der Stadt hingegen trugen die Christenfrauen bis zu den Knöcheln herabreichende Pluderhosen, die man schalware nennt. Dieselben waren durchwegs aus färbigem Stoffe hergestellt und überragten die anterija — Oberrock — um eine gute Spannlänge.

Ich forschte bei dem Wirth, bei dem ich mich einquartirt hatte, nach dem Grunde dieser eigenthümlichen Bekleidungsweise.

„Diese Tracht ist zum Schutze der Frauenehre nothwendig,“ erwiderte der mehandjija. „Die Hose unserer Frauen hat keinen Schlitz, sondern ist sackartig genäht und mittelst einer Schnurr um die Lenden befestiget. Auf diese Weise können die Türken den Frauen bei Ueberfällen nicht so leicht Gewalt anthun.“

Ich hatte von dem Zehnten Bruder auf dem ganzen Wege nirgends eine Erwähnung gemacht. Wozu auch? Einerseits hatte ich mehrere Thaler in meinem Vermögen, die ich in der Schenke der dicken Stana in Kostajnica erhielt, andererseits aber war das Leben derart billig, dass man mit geringen Kosten recht gut auskommen konnte. Zudem widerstrebt es mir, mich als etwas auszugeben, was ich in Wirklichkeit nicht war und schon gar, wenn es nicht notwendig war. In Banjaluka dagegen war mir in einer lustigen Gesellschaft — es gab auch Wein — das Wort unwillkürlich entschlüpft. Die Folge davon war, dass ich dort drei Tage zurückgehalten wurde. Mein Widerruf wurde gar nicht angehört; ich war und blieb ein Zehnter Bruder. Man führte mich in die angesehendsten Christenhäuser ein; auch die Mohammedaner erfuhren davon und behandelten mich mit grossem Wohlwollen. Schliesslich ergab ich mich in meine Rolle, um desto leichter fortzukommen. Wir hatten den ersten Wochentag für meine Abreise bestimmt und dabei blieb es.

* * *

Als ich das Capitel zu Ende gelesen, schlug ich das Buch zu und schob es vor den Schloss-Tin hin.

*) Hauptmann (türk.).

**) Esel.

„Sehet Ihr nun, Freund Martin, dass Euer Herr Peregrin kein Zehnter Bruder ist,“ sagte Vodopivec mit schelmischem Lächeln.

„Ah was, Zehnter Bruder oder nicht, seine Schilderungen bleiben immerhin interessant oder vielleicht nicht?“ erwiderte der alte Wirthschafter mit Nachdruck.

„Gewiss, gewiss!“ bejahten mehrere Anwesende.

„Das Beste wird aber erst kommen! — Jetzt weiss ich, warum Herr Peregrin immer lächelte, wenn er mir sagte, dass er ein Zehnter Bruder sei.“ —

Hiemit war der Zwischenfall erledigt und die Nachbarn verliessen unser Haus und begaben sich zur Ruhe.



Fünftes Capitel.

Meine Unterredung mit einer kaduna.*)

Doch wer keck ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort.

Ich schickte mich gerade zur Abreise an, als ein junger Mann die mehana-Thür öffnete und gerade auf mich zuschritt. Er grüsste in der landesüblichen Weise und sagte:

„Gazda**) Mirko ersucht Dich, vor der Abreise bei ihm vorzusprechen, er hat ein Anliegen an Dich.“

„Wer ist dieser gazda Mirko?“ fragte ich.

„Ein angesehener Kaufmann“, erwiderte mein Tischnachbar, der Kaufmannssohn Mladen Srakić. „Er ist schon seit längerer Zeit leidend.“

„Er wird aber doch nicht von mir verlangen, dass ich ihn gesund machen soll!“

„Gott weiss, was er will. Er wohnt nicht weit von hier, wenn Du willst, werde ich Dich dahin begleiten.“

Wir machten uns ungesäumt auf den Weg. Gazda Mirko lag auf einem minderluk***) ausgestreckt und stierte vor sich hin. Bei meinem Erscheinen versuchte er sich zu erheben, aber es ging nicht.

*) Gattin eines Mohammedaners.

**) Gazda, sprich Gasda = Herr, Gebieter (slav.).

***) Eine Holzpritsche, welche in besseren Häusern als Familienschlafstätte dient und den grössten Theil des Gemaches einnimmt. Auf derselben ruhen längs der Wände Pöster an einander gereiht, aus welchen vor dem Schlafengehen die Schlafstellen zusammengefügt werden.

„Ich habe gehört“, begann er mit matter Stimme, „dass Deine Reise über Sitnica geht.“

„Ganz richtig“, erwiderte ich, „womit kann ich Dir dienen, Bruder Mirko?“

„Ich bin, wie Du siehst, leidend und zwar schon seit mehr als einem Jahre. Alle bisher angewendeten Mittel blieben wirkungslos. Ich habe alle vrači*) drei Stunden im Umkreise zu Rathe gezogen; ich habe die Heilsprüche von mehr als zwanzig gátare**, über mich ergehen lassen, Alles vergeblich. Schliesslich liess ich auch den hečim*** des asker†) rufen, umsonst. Seit einigen Tagen schmeckt mir auch der Schwarze nicht mehr. Wenn nicht rasche Hilfe kommt, so muss ich sterben . . .“

Er hielt inne, die Stimme hatte ihm versagt.

„Ich bedauere Dich sehr, sehe jedoch nicht ein, inwiefern ich Dir dienlich sein könnte.“

„In der Nähe von Sitnica, in dem Walde von Krivobrdo, lebt ein vidar††), der angeblich jede Krankheit bannen kann. Gehe Du zu ihm und bitte ihn in meinem Namen, dass er sobald als möglich zu mir kommt; er wird es nicht bereuen. Was nützt mir das todte Geld, wenn ich aus dem Leben scheiden muss! Ich werde seinen Weg besser bezahlen, als der reichste beg . . .“

Der Kranke machte abermals eine Pause, tappte mit der Hand unter der Decke herum, dann streckte er dieselbe gegen mich aus und liess eine Silbermünze in meine Rechte gleiten.

„Das ist nicht ein Entschädigung für den Weg“, sagte er, „sondern eine Erinnerung an den kranken Mirko Stamenković, der Dich in diesem Leben nie mehr sehen wird.“ —

Bei den letzten Worten wandte sich der Kranke von mir ab, um die Thränen zu verbergen. Ich verabschiedete mich von dem Kaufmann, versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen, und durchschritt eiligen Schrittes die enge aus der Stadt führende Strasse. Unterwegs betrachtete ich die Münze, die mir Mirko zum Andenken gegeben hatte. Es war eine „bijela megjedija.“†††) Unterwegs fiel es mir erst ein, dass ich mich nach dem Namen des vidar zu erkundigen vergessen hatte. Dies hatte jedoch nicht viel zu bedeuten. War der Mann wirklich ein so grosser Heilkünstler, so musste ihn in der Umgebung ohnehin Jedermann kennen.

Gegen Mittag sprach ich in einem Strassen-han vor, um mich zu stärken und auszuruhen. Ich zog mich in das für die besseren Gäste bestimmte Gemach zurück und war eben daran, an einem zähen Hammelbratenstücke die Kraft meiner Zähne zu erproben, als der handjija mit den Worten hereingestürzt kam: „Verlass schnell das Gemach!“

Bei diesen Worten ergriff er den Teller, auf welchem das Fleisch lag und wollte forteilen. Mir war diese Hast unerklärlich, deshalb forschte ich nach dem Grunde derselben.

*) Vrači, sprich wratsch (slav.) = Hexenmeister, Quacksalber.

**) Gatare (slav.), sind Weiber, die mit Zaubersprüchen heilen.

***) Arzt (türk.).

†) Reguläre Truppen (türk.).

††) Hellscher, Wunderdoktor.

†††) Weisse, d. h. Silbermegjedija, ungefähr 2 Gulden Ö. W.

„Die kaduna des Suleiман-beg Kulenovič kommt“, erwiderte er und lief hinaus.

„Was kümmert mich die kaduna des Kulenovič-beg?“ erwiderte ich ärgerlich.

„Sie will hier Rast halten“, erwiderte der Wirth im Fortgehen. „So komm' doch schnell!“

Ich folgte dem Manne in die Schwemme und harrte der Dinge, die kommen sollten. Wenige Minuten darauf hielt ein Reitertrupp vor dem han. Als Avantgarde und Nachtrab ritt je ein Mann, zu beiden Seiten aber zwei Frauengestalten mit unverhüllten Gesichtern, woraus ich schliessen konnte, dass sie Christinnen oder Dienerinnen der kaduna waren. Letztere liess sich von einer ihrer Begleiterinnen aus dem Sattel heben und rauschte in das kurz vorher von mir unfreiwillig verlassene Gemach. Sie war hochgewachsen und nach ihren Bewegungen zu urtheilen, noch jung. Von dem Gesichte konnte ich nur ein Paar unheimlich schwarzer Augen und die Nase sehen.

Die beiden Dienerinnen folgten ihrer Gebieterin in das Gemach, ein Diener aber stellte sich vor dem Eingange desselben als Wache auf, während sich der zweite bei den Pferden zu schaffen machte. Während die kaduna die Schenke passirte, stand der handjija mitten in derselben, wie eine von dem Ungemach der Zeit und Natur gekrümmte alte Weide da.

„Soviel Umstände wegen einer kaduna!“ sagte ich ärgerlich, als wir allein waren.

„Freund Gottes, scherze nicht mit Deinem Kopfe!“ erwiderte scheu um sich blickend der Wirth. „Kulenovič-beg ist gar mächtig.“

„Wer ist dieser Kulenovič-beg?“

„Besitzer von neununddreissig meist grossen Dörfern. Er rühmt sich in der Seitenlinie der Anverwandtschaft mit dem letzten bosnischen Könige. Auch dieser han ist sein Eigenthum.“

„Um so schlimmer für ihn.“

„Warum?“

„Weil er vom christlichen und königlichen Blute abstammend die Christen als Sklaven behandelt . . .“

„Unglücksmenschen, halte ein, sonst . . .“

Er führte den Satz nicht aus, sondern zog sich knurrend zurück und liess mich allein. Nach einer kurzen Weile kam eine der beiden Dienerinnen aus dem Gemach und wandte sich gegen die Küche, wahrscheinlich, um das Mittagsessen zu bestellen. Es war ein braunes, kerniges Ding, ein junges Blut mit echt orientalischen Gesichtszügen. Während sie in der Küche weilte, kam mir ein toller Gedanke: ich wollte mit der kaduna sprechen. Was gab es da zu riskiren? Es stand ihr frei, mich vorzulassen oder abzuweisen. Ich erinnerte mich wohl an die Ermahnung, die mir der alte Feldwebel von Oesterreichisch-Kostajnica auf den Weg mitgegeben, allein durch meine Audienzwerbung verstiess ich gegen die Landessitte nicht im geringsten, deshalb blieb ich bei meinem Entschlusse. Als das Mädchen mit Wasser, sladko und Kaffee zurückkehrte, hielt ich dasselbe auf.

„Wie geht es Dir, prija*)?“ fragte ich die Dienerin.

*) Freundin (slav.).

„Gottlob gut und wie geht es Dir, efendi?“

„Gottlob gut. Möchtest Du mir nicht eine Gefälligkeit erweisen?“

„Recht gern, wenn ich nur kann.“

„Sage Du Deiner Gebieterin, dass ihr ein hadji seine Hochachtung auszudrücken wünscht.“

Hadji bedeutet in der türkischen Sprache Pilger. Diesen Titel führen jene Mohammedaner, welche Mekka, und jene Christen, die Jerusalem besucht haben. Der koran schreibt vor, dass jeder Mohammedaner in seinem Leben einmal nach Mekka, zum Grabe des Propheten, pilgern müsse. Wer nicht selbst dahin gehen kann oder will, kann auch einen Stellvertreter für sich eintreten lassen. Die Pilgerreise machen aber trotzdem die Wenigsten. Die Pilger behalten diesen Titel bis zu ihrem Tode bei und führen solchen sogar in den öffentlichen Urkunden. Die hadjas werden von der Bevölkerung mit besonderer Auszeichnung behandelt. —

Das Mädchen betrachtete mich mit klar ausgeprägtem Staunen und öffnete dabei den Mund, als ob es mich verschlingen wollte.

„Du bist ein hadji?“ pfauchte es nach einer Weile heraus.

„Ein fertiger wohl noch nicht, sondern ein angehender“, erwiderte ich lächelnd.

Ich hatte zwar eine Unwahrheit gesagt, allein dieselbe konnte im Laufe der Zeit möglicherweise zur Wahrheit werden. Wer weiss, ob ich auf meinen Irrfahrten nicht auch nach Jerusalem kommen sollte.

„Ich werde Dein Anliegen meiner Gebieterin vorbringen“, sagte das Mädchen und wandte sich zum Gehen. Bei der Thür angelangt blickte es noch einmal nach mir und verschwand in dem Herrngemache.

Bald darauf hörte ich in dem improvisirten harem*) ein helles Auflachen. „Wo man lacht, zürnt man nicht“, dachte ich mir. Meine Schlussfolgerung war richtig, denn gleich darauf erschien dasselbe Mädchen in der Schenke, deutete mir mit der Hand, dass ich warten möge und trat dann aus dem han ins Freie. Draussen wechselte die Dienerin mit dem Pferdewärter einige Worte, die ich wegen der zu weiten Entfernung nicht verstand, und kehrte mit ihm zurück. Der klapferhöhe Mann stellte sich seinem Genossen gegenüber an der Thür auf, das Mädchen trat einige Schritte auf mich zu und winkte mir heran. Pochenden Herzens folgte ich der Einladung. In dem Gemache angelangt, machte ich vor der kaduna eine ehrerbietige Verbeugung, holte mit der Hand zum Gruss so tief aus, dass ich mit derselben den Boden berührte und liess meinen speech los.

„Hochverehrte Frau, kostbarster Edelstein des berühmten und mächtigen Suleiman-beg Kulenovič, Rosenkönigin der Natur, Beschützerin der Armen und Leidenden!“ begann ich in echt orientalischer Manier. „Auf dem weiten Wege, den mir der Schöpfer vorgescrieben, wurde mir das unverdiente Glück zu Theil, in Deinen erquickenden Schatten zu gelangen. Wenn ich die Bitte, vor Dir zu erscheinen, wagte, so geschah es aus dem einzigen Grunde, um Dir und in Dir Deinem Gemahl, dessen Name von der Una bis zur Save, von der Drina bis zur blauen Adria mächtig wiederholt, meine Hochachtung auszusprechen und Dir meine Bewunderung auszusprechen.“

*) Harem heisst der von den weiblichen Familiengliedern bewohnte Theil eines mohammedanischen Wohngebäudes.

Der Bombast schien der Dame zu gefallen. Durch den feinen feredjè¹⁾ bemerkte ich, dass sich ihre Wangen während meiner Anrede rötheten. Auch ihre unverhüllten Augen bekamen einen verführerischen Glanz. Der ganze Körper war durch einen weiten yasmak²⁾ derart verhüllt, dass man nicht einmal die Hände oder die Fussspitzen sehen konnte.

„Du bist auf dem Wege nach Mekka, nicht wahr?“ fragte sie, nachdem ich geendet.

„Nach Jerussalim, wenn Du erlaubst.“

„Ah so, Du bist ein gjaur!“

Das Wort gjaur wird vielfach mit dem Ausdrucke: Christenhund übersetzt, was jedoch nicht zutrifft. Gjaur heisst ganz einfach Ungläubiger. Dieses Wortes bedienen sich die Moslims, um einen Menschen, der sich nicht zu dem mohammedanischen Glauben bekennt, zu bezeichnen.

„Ich bekenne mich zum Christenglauben“, erwiderte ich offen.

„In Jerussalim liegt Euer Jessaiah³⁾ begraben, nicht wahr?“

„Der Gottessohn ist wohl in Jerussalim gestorben, allein er ist am dritten Tage von den Todten auferstanden und vierzig Tage darauf in den gjenet⁴⁾ emporgestiegen.“

„Ist wahr?“

„So steht es in unserem koran⁵⁾ geschrieben.“

Die kaduna schwieg und schien über etwas nachzudenken.

„Stammst Du aus unser nahia her?“ fragte sie mich nach einer Weile.

„Ich komme aus fernen Landen, wenn Du erlaubst.“

„Hast Du auch eine ,vjerna ljuba'⁶⁾ daheim?“

„Ich hätte eine haben sollen.“

„Konntest Du sie vielleicht nicht sicher stellen?“

„Es war nicht der Wille Gottes“, erwiderte ich ausweichend. Das Naturkind hatte unbewusst die Wahrheit errathen und mich dadurch ins Herz getroffen. Ich war arm, deshalb wurde Aglaë eines Anderen Weib. Verflucht! Armuth!

„Bist Du mit Reisemitteln wohl versehen?“ fuhr die kaduna im Fragen fort.

„Gott, der sein Geschöpf auf die Reisen schickt, sorgt auch für seine Bedürfnisse“, erwiderte ich zum Himmel aufblickend.

„Masch' allah — Gott segne Dich!“

„Und Du, schönste kaduna, willst noch weiter reisen, insch'-allah?“⁷⁾

„Ich gehe nach Banjaluka zu meiner Mutter. Wirst Du auf Deiner Reise auch Varcar-Vakuf berühren?“

„So Gott will, ja.“

„Ich werde Dir für meinen Gebieter etwas mitgeben.“

Bei diesen Worten streckte sie nach einem auf dem Tischchen liegenden Blumenstrausse die Hand aus, zog eine Nelke aus demselben

¹⁾ Schleier (türk.).

²⁾ Frauenmantel (türk.).

³⁾ Jesus Christus. Der Welterlöser kommt auch in dem mohammedanischen Glauben vor, jedoch nur als Prophet, gleichgestellt mit den übrigen Propheten des Alten Bundes.

⁴⁾ Himmel, eigentlich Paradies.

⁵⁾ HL. Schrift.

⁶⁾ Treue Liebe, d. h. Gattin (slav.).

⁷⁾ So Gott will (türk.).

hervor und wollte sie mir einhändigen. Dabei bemerkte ich, dass ihre zarte Hand auf der Innenfläche röthlich gefärbt war. Auch die wohlgeflegten Fingernägel trugen dieselbe Farbe an sich.

„Ueberreiche diese Blume meinem Gebieter und richte ihm meinen hochachtungsvollen Gruss aus“, sagte die kaduna, während sie mir die Nelke entgegenhielt.

„Dein Auftrag ehrt mich im hohen Maasse“, entgegnete ich, „aber ich muss dennoch bedauern, die Ausführung desselben nicht übernehmen zu können.“

„Warum nicht?“ fragte mich die begovica*) verwundert.

„Weil ich in meinen Kopf zu sehr verliebt bin, um mich von demselben schon jetzt trennen zu können.“

Die kaduna brach bei meinen Worten in eine helle Lache aus und wurde hierin von ihren beiden Dienerinnen auf das Kräftigste unterstützt.

„Nein, nein, fürchte nichts!“ sagte sie, als sie ihrer guten Laune Meisterin geworden. „Er wird Dir gewiss nichts Böses anthun, zumal da Du ein hadji bist. Mein Gemahl ist nicht so eifersüchtig, als seine Glaubensgenossen im Allgemeinen es sind. Auch in Deiner Heimath sind nicht alle Männer gleich, nicht wahr? Er hat mehrere Jahre in Stambul gelebt und hat, wie er sagt, viel mit den Franken**) verkehrt. Ich versichere Dich bei dem Barte des Propheten, dass Dir nichts geschieht. Uebrigens gebe ich die Blume nicht Dir, sondern meinem Gemahl durch Dich. Willst Du?“

„Ich will!“ erwiderte ich nach einigem Zögern und nahm die Nelke in Empfang. Ich musste den Auftrag ja doch nicht ausführen. Lauteten die unterwegs anzustellenden Nachforschungen ungünstig, so konnte ich die Liebesbotschaft ganz einfach wegwerfen oder für mich behalten.

„Allah sei mit Dir und begleite Dich auf allen Deinen Wegen!“ sagte mir die kaduna zum Abschiede.

Ich verneigte mich und verliess das Frauengemach. Als ich heraustrat, verliess auch der zweite Pferdewärter seinen Posten und begab sich, nachdem er mir einige grimmige Blicke entgegengeschleudert, zu den Reitthieren vor dem han. —

„Was hast Du da?“ fragte mich der handjija, auf die Nelke deutend.

„Eine Nelke“, erwiderte ich trocken.

„Von wem?“

„Von wem! Welche Frage! Von der kaduna, von wem sonst?“

„Von der ka . . .“ Die beiden letzten Silben waren ihm in der Kehle stecken geblieben. „Ó, ó, ó, ó, ó!“ gurgelte der überraschte Schänker, jeden Laut um eine Note höher anschlagend und verliess, den Kopf wiegend, durch die Hinterthür den han. Es war ihm in dem weiten Raume zu enge geworden.

Der wachhabende Knecht gab sich alle Mühe, das Lachen zurückzuhalten, es wollte ihm jedoch nicht gelingen; er kicherte ganz vernehmlich und schnitt dabei die possirlichsten Gesichter.

„Bist Du auch ein Christ?“ fragte ich ihn, als er sich einigermassen beruhigt hatte.

*) Gemahlin des beg.

**) Allgemeinbegriff für Westeuropäer.

„Ich wohl, mein Genosse aber nicht“, erwiederte der Tugendwächter. „Halil ist ein Arnaut,*) ein wilder und verwegener Kerl ohne Gleichen, deshalb hat ihn mein Brotherr mitgeschickt. Du glaubst gar nicht, wie er geflucht und mit den Zähnen geknirscht hat, während Du bei der kaduna weiltest.“

„Meinetwegen,“ sagte ich und verfügte mich in die trapezarija**), um mein unterbrochenes Mittagessen zu vollenden.

Der handjija kam sachte herangekrochen und glotzte mich an. Nach dem Mittagessen betrachtete ich die mir anvertraute Nelke. Sie war weiss, mit leichtem Roth überhaut und dunkelroth gesprenkelt.

„Verstehst Du die Blumensprache?“ fragte ich den Wirth.

„Zum Theile.“

„Also was bedeutet diese Nelke?“

„Weisslichroth bedeutet Liebe, dunkelroth aber Sehnsucht.“

„Ich verstehe.“

„Was verstehst Du, efendi?“

„Deine Aufklärung, was sonst!“

Hiemit schnitt ich das Gespräch ab. Zur Orientirung der schönen Leserin erlaube ich mir hier zu erwähnen, dass die Blumensprache im Orient eine grosse Rolle spielt. Die Kinder der Natur ersetzen bei der meist analphabeten Jugend beiderlei Geschlechter die Liebesbriefe. Doch darüber in einem der folgenden Capitel ausführlicher.

„Woher kommst Du, Bruder, so Gott will?“ fragte mich der handjija, während er mir den Schwarzen servirte.

„Aus der Česarevina,“ erwiederte ich kurz.

„Warum fragst Du?“

„Ich dachte es mir.“

„Weshalb?“

„Weil unsere Leute nicht so verwegen sind.“

„Verwegen? Findest Du in dem Ausdrucke der Hochachtung einer Frau gegenüber eine Verwegenheit?“

„Ich weiss nicht, wie man bei Euch darüber denkt, bei uns gilt Deine That als eine Tollkühnheit. Junger Freund, spiele nicht muthwillig mit Deinem Kopfe; man lebt nur einmal. Diesmal ist Dein Streich gelungen, ein nächstes Mal dürfte er Dir wahrscheinlich misslingen. Lass ab von solchen Herausforderungen, ich meine es gut mit Dir!“

„Aber warum verlierst Du so viele Worte für nichts?“ entgegnete ich ärgerlich.

„Das nennst Du nichts? Am Ende würdest Du sogar in den harem des vezir eindringen?“

„Eindringen! Bin ich denn hier eingedrungen? Hat mir die begovica nicht ausdrücklich erlaubt, dass ich vor ihr erscheinen darf?“

„Die Frauen thun auch nicht immer, was ihren Männern recht ist. Oft locken sie mit den Landessitten nicht vertraute Männer absichtlich in die Falle, um sie dann ihrem Gatten auszuliefern und ihnen dadurch ihre Treue zu beweisen.“ —

*) Albanese.

**) Trapezarija (spr. Trapesaria) ist das Gemach, in welchem die Reisenden ihr in der Regel gemeinsames Mahl einnehmen, also Speisezimmer.

Brrrr! Hier konnte der Hase im Pfeffer liegen. Ich hatte von der Grausamkeit der mohammedanischen Frauen in meinem Leben schon hie und da gehört. Es war nicht ausgeschlossen, dass mich die Gemahlin Suleiman-beg Kulenovič mit der unscheinbaren Nelke in den Tod schickte. Aber konnte jenes scheinbar so sehr theilnehmende Wesen so grausam und blutdürstig sein? Sie fragte mich sogar, ob ich mit Reisemitteln versehen bin. Hätte sie meinen Tod gewünscht, so wäre diese Frage entschieden überflüssig gewesen. Doch wer weiss? Das Herz des Weibes ist unerforschlich; so unerforschlich wie das Walten des Schöpfers über seinen Werken. Varcar-Vakuf war übrigens von dem han, wie mir der Pächter desselben sagte, noch zwei Tagereisen entfernt, also hatte ich noch hinlänglich Zeit, darüber reiflicher nachzudenken. Ich bezahlte meine Rechnung und verliess den Ort meines ersten Abentheuers unter der Herrschaft des Halbmondes.



Sechstes Capitel.

Hadji-Mulah, der vidar und seine Pflegetochter.

Sie singet von der Liebe Glück
Und weint auch dann und wann.

Als ich an dem improvisirten harem vorbeischritt, brach in demselben das Lachen von neuem los.

„Lache nur zu, Du giftige Schlange,“ dachte ich in meinem Herzen und eilte den regellosen Weg empor, „Ich bin kein so grosser Einfaltspinsel als Du glaubst.“

Nach einer Weile blieb ich stehen, wandte mich um und blickte zurück. Der handjija und der Arnaut standen mitten auf dem Wege und schauten mir nach. Vielleicht verhandelten sie über einen bösen Streich, den sie mir in jener Einöde zu spielen gedachten. Unmöglich war es nicht. Die Strasse schlängelte sich durch einen dichten Wald die Anhöhe hinan. Wie leicht konnte mir einer auf Umwegen zuvorkommen und den Weg versperren, der andere aber, wie dies bei ausgehungerten Wölfen im Jagen ihrer Beute vorzukommen pflegt, von hinten die Treiberrolle übernehmen! An eine Gegenwehr war, da ich unbewaffnet war, nicht zu denken. Im Reiche des Halbmondes dürfen nur die Mohammedaner Waffen tragen, alle Andersgläubigen aber sind von diesem Vorrechte strenge ausgeschlossen. Ich beschleunigte meine Schritte, um die unheimliche Gegend möglichst

bald in den Rücken zu bekommen. Unterwegs blieb ich öfters stehen und horchte; nichts rührte sich. Nur da und dort sang ein Vogelmännchen dem in dem zarten Grün brütenden Weibchen ein Liebeslied vor.

Auf der Anhöhe angelangt, sah ich nicht weit unter mir eine Handelskarawane gegen die Ebene sich bewegen. Ich athmete erleichtert auf und verlangsamte meine Schritte. Der Rest des Weges bis Sitnica wurde in der Gesellschaft des Karawanenführers zurückgelegt.

Sitnica ist ein elendes Dorf von ungefähr anderthalb Dutzend Häusern. Die Karawane blieb vor dem han stehen, um auszurasten. Auch ich hemmte hier meine Schritte, denn ich musste dem Wunderdoctor in Krivobrdo einen Besuch abstatten, um ihm das Anliegen des kranken Mirko Stamenkovič vorzubringen. Die Sonne stand noch ziemlich hoch am westlichen Himmel.

„Ist Krivobrdo weit von hier entfernt?“ fragte ich einen alten Bauer, der im Schatten des Hauses sitzend, sein Pfeifchen schmauchte.

„Dort oben ist Krivobrdo,“ erwiderte der Gefragte mit der Hand auf eine gegen Osten gelegene Anhöhe weisend. „Willst Du zum hadji-Mulah gehen?“

„Wenn der berühmte vidar so heisst, dann hast du es errathen.“

„Jawohl, so heisst er. Er wohnt aber jenseits der Anhöhe, in einem Einschnitt. Seine Behausung steht mitten in einer Wildnis und ist von keiner Seite sichtbar. Wer sich in der Gegend nicht auskennt, findet sie schwer.“

„So werde ich einen Wegweiser mitnehmen.“

„Dies ist wohl nicht nothwendig. Wenn Du den Sattel erreichst, dann lass einen Jauchzer oder einen Schrei los, seine Wachhunde werden gleich anschlagen und Dir auf diese Weise den Weg weisen.“

„Hat er schlimme Hunde?“

„Oh, sehr schlimme! Wehe dem, der in ihre Gewalt kommt!“

„Wie kann ich aber zu seiner Behausung gelangen, wenn sie von so schlimmen Hunden bewacht wird?“

„Sie sind während des Tages angekettet, nur bei Einbruch der Nacht lässt er sie los.“

„Kann er denn wirklich jede Krankheit heilen?“ fragte ich den Alten, dessen anspruchlose Offenheit mir Zutrauen einflößte.

„Man sagt so, ich weiss es nicht, denn ich habe, Gottlob, seine Hilfe noch nicht nöthig gehabt.“

„Womit heilt er?“

„Mit Kräutern und Salben und Wassern, die er selbst sammelt und zubereitet.“

„Lässt er sich seine Mühe auch gut bezahlen?“

„Er verlangt nie etwas; gibt man ihm aber etwas, so nimmt er es dankbar an.“

„Ein merkwürdiger Kautz!“

„Jawohl, ein merkwürdiger Mensch. Er besucht nie einen han, auch die djamija*) soll er meiden, ist aber sonst im Verkehr sehr freundlich.“

*) Moschee (türk.).

Man sagt auch, dass er vermögend sei, doch etwas bestimmtes weiss darüber wahrscheinlich Niemand.“

„Er geht nicht in die djamija? Du hast ihn doch früher hadji genannt!“

„Ich nenne ihn so, wie ich ihn andere nennen höre. Er ist mit diesem Namen schon hierher gekommen.“

„Er ist also kein Eingeborener?“

„In dieser Gegend giebt es, mit Ausnahme der Grundherren, keine erbgesessene Mohammedaner. Hadji-Mulah ist vor ungefähr fünfzehn Jahren hierher gekommen und hat sich in jener Wildniss niedergelassen. Er ist jedoch selten zu Hause, weil seine Kunst von weit und breit in Anspruch genommen wird.“ —

Ich dankte dem Alten für die mir ertheilte Auskunft und machte mich in der angedeuteten Richtung auf den Weg.

Nach Verlauf einer guten Viertelstunde stand ich auf der Anhöhe. Jenseits derselben standen in grösserer oder kleinerer Entfernung von einander ein halb Dutzend Ortschaften. Der Wald dehnte sich auch über einen nicht unbedeutenden Theil der jenseits gelegenen Ebene aus. Im nordöstlichen Horizonte entdeckte ich eine grössere Gebäudegruppe; dies war, wie ich später erfuhr, Varcar-Vakuf. Ich ballte meine Handflächen zu einem Sprachrohre und rief in den unter meinen Füssen sich ausbreitenden Wald hinein. Ungefähr zweihundert Schritte rechts unter mir erhob sich ein so furchterliches Hundegebell, dass mir unheimlich zu Muthe wurde. Gleich darauf klang ein zartes, aber dennoch volltönend vibrierendes Huááááh! zu mir herauf. Diese Antwort kam unzweifelhaft aus einer weiblichen Brust. Ich stutzte. Das Hundegebell verstummte, wie auf ein Commandowort. Ich rührte mich nicht von der Stelle. Ein zweites Huááááh! erschallte. Es schien mir als ob dasselbe näher zu mir ausgestossen wurde als das erste. Ich lenkte ein und verfolgte die angedeutete Richtung. Hier und da bemerkte ich menschliche Fussspuren in zwei entgegengesetzten Richtungen, ein Weg oder auch nur ein Pfad jedoch führte nicht zu der geheimnissvollen Behausung des Wunderdoctors.

Meine Aufregung wuchs mit jedem Schritte, den ich nach vorwärts machte. Nach einer Weile blieb ich wieder stehen und horchte. Alles still. Ich wiederholte meinen Ruf und erhielt aus nächster Nähe die gleiche Antwort. Ich eilte weiter, blieb aber schon nach wenigen Schritten wie eingewurzelt stehen. Die Erscheinung, die ich vor mir sah, war so eigenartig, dass sie mir fast die Besinnung geraubt hätte.

Unter einer breitästigen Eiche stand eine weibliche Erscheinung von so seltsamem Aussehen, dass ich mich in das Gebiet von Tausend und einer Nacht versetzt glaubte. Ueber mittelgross von Statur, mit pechschwarzen, nach rückwärts gekämmten Haaren, in grellfarbigen aber werthvollen Frauenkleidern nach dem orientalischen Schnitt, jedoch ohne feredjé und yasmak, steckend stand die wunderbare Erscheinung bewegungslos unter dem Baume und schaute zu mir herüber. Auch der starke Wolfshund, den sie an der Leine hielt, schien die Ueberraschung ihrer Gebieterin zu theilen.

Wie lange wir uns gegenseitig betrachteten, weiss ich nicht. Ich versuchte öfters den Mund zu öffnen, um an mein Gegenüber den landes-

üblichen Gruss zu richten; vergebens, die Kiefer waren so unbeweglich, als ob sie mit einander verwachsen wären.

„Pomozi Bog — helfe Dir Gott!“ rief mir nach einer Weile jene Erscheinung zu.

Ihre Stimme hatte meinen Bann gelöst.

„Auch Dir möge Gott helfen!“ erwiderte ich mit unsicherer Stimme, während ich einige Schritte vortrat.

„Suchst Du den vidar hadji-Mulah?“

„Ganz richtig, den suche ich.“

„Er ist nicht zu Hause.“

„Das ist mir sehr leid.“

„Bist Du krank?“

„Ich Gottlob nicht, aber ein Freund von mir in Banjaluka bedarf seiner Hilfe sehr dringend. Wann kommt er nach Hause?“

„Heute bestimmt, allein die Stunde seiner Rückkunft kann ich Dir nicht genau bezeichnen.“

„So werde ich morgen kommen.“

„Morgen? Warum morgen? Du gehst Doch mit mir!“

„Wohin?“

„In unsre Behausung! Du wirst doch seine Rückkehr erwarten?“

„Ich möchte während seiner Abwesenheit seine Frau nicht belästigen.“

„Er hat keine Frau.“

„Und Du, bist Du nicht seine Tochter?“

„Ich weiss es nicht. Er nennt mich nie anders, als . . . Rathe einmal, wie er mich nennt!“

Ich nannte verschiedene christliche und mohammedanische Frauen-
namen, das Mädchen bewegte bei allen verneinend den Kopf.

„Warte ein wenig, wir werden Jenen oben fragen“, sagte das Mädchen zu den Aesten hinaufblickend.

„Dajko! Dajko!“

„Krá!“ antwortete eine krächzende Stimme. Ich blickte in die Höhe und gewahrte unweit über uns, auf einem Aste einen Raben sitzen.

„Wie heisse ich, Dajko?“ fragte das Mädchen.

„Zlato — moje zlato!“ *) erwiderte der Vogel mit heiserer Stimme, während er von dem Baume hinunterflog und sich auf dem Rücken des Hundes niederliess. Dieser liess es ruhig gewähren, jedenfalls war er daran gewöhnt.

„Das sind meine Freunde, mein Alles, was ich habe“, sagte das Mädchen mit einem tiefen Seufzer.

„Ist der Hund schlamm?“ fragte ich das Mädchen, um das Gespräch im Gange zu erhalten.

„Sehr schlamm und doch nicht. Die Baja hat vier Junge, wenn Du willst, schenke ich Dir Eines davon.“

„Ich danke Dir, Zlata; Du hast ein gutes Herz.“

Das Mädchen wurde bei den letzten Worten über und über roth im Gesicht und senkte seine Augen zu Boden.

*) Gold, mein Gold (slav.). Zlata oder Zlatana, d. h. die Goldene, ist ein im Orient gebräuchlicher christlicher Frauenname.

„Wohnet Ihr allein?“ fragte ich das Mädchen.

„Auch meine Grossmutter wohnt mit uns.“

„Und wo ist Deine Mutter?“

„Man sagt mir, sie wäre gestorben; ich habe sie niemals gekannt. Hast Du noch eine Mutter?“

„Auch meine Mutter ist gestorben. Aber warum trägst Du nicht den feredjé?“

„Vor wem sollte ich denn mein Gesicht verhüllen? Zum hadji-Mulah kommen nur alte oder gebrechliche Leute, die für ihre Leiden Linderung suchen. Einen so jungen und gesunden Mann, wie Du bist, habe ich noch gar nie gesehen.“

Bei den letzten Worten schlug moje zlato die Augen abermals ver-schämt zu Boden und schwieg.

Ich betrachtete diese merkwürdige Erscheinung genauer. Das zurück-gekämmte Haar war am Genick mittelst eines Bandes festgehalten und reichte bis zu den Oberschenkeln hinab. Ihr Teint war lichtbraun; das Gesicht aber hatte einen markant ausgeprägten orientalischen Schnitt. Das vorne spitzwinklig ausgeschnittene Hemd umhüllte einen junonischen Ober-körper. Ihre unteren Körperenden steckten in mit zierlicher Stickerei aufgelegten Strümpfen und grünen Pantoffeln. Es war eine herrliche Er-scheinung, die nur durch die weiten unbedeckten schalware einigermassen beeinträchtigt wurde.

„Fürchtest Du Dich nicht, in dieser Wildnis zu leben?“ nahm ich das Gespräch wieder auf.

„Vor wem sollte ich mich fürchten? Unsere Hunde nehmen mit fünfzig Banditen den Kampf auf. Der hadji erfreut sich übrigens sowohl Seitens der Christen, als auch Seitens der Mohammedaner einer zu hohen Achtung, um einen Angriff befürchten zu müssen.“

„Also grüsse mir den vidar und sage ihm, dass ich ihn im Laufe des morgigen Vormittages besuchen werde, um mich meines Auftrages zu ent-ledigen. Auf Wiedersehen morgen, moje zlato!“

„Willst Du wirklich nicht bei uns übernachten? Der hadji wird mich schelten, dass ich Dich fortziehen liess. Sonst bleiben die Kranken über die Nacht immer bei uns, wenn er nicht daheim ist. Und selbst wenn mein Pflegevater zu Hause ist, beherberget er seine Patienten oft in seiner Behausung, zumal wenn das Wetter ungünstig ist. Er ist sehr gast-freundlich.“

„Das glaube ich Dir gern, aber erstens bin ich nicht krank und zweitens ist das Wetter, wie Du siehst, prächtig, also kein Grund vor-handen, dass ich Euch zur Last fallen sollte.“

„Von dem Letzteren kann wohl nicht die Rede sein, sondern Du willst nicht. Wie heisst Du, Bruder?“

„Man ruft mich Perga!“

„Gehe mit Gott, Perga! Auf Wiedersehen morgen!“

„Auf Wiedersehen, moje zlato!“

Ich kehrte um und elte die Berglehne hinauf. Im Westen glänzte bereits die Abendröthe.

„Perga!“ rief mir das Mädchen nach.

„Was wünscht moje zlato?“ fragte ich, mich umwendend. Die Waldfexe stand noch immer unter der Eiche.

„Ich habe Dich schon einmal gesehen?“ rief sie mir nach.

„Mich hast Du schon einmal gesehen? Unmöglich! Wo?“

„Das werde ich Dir morgen sagen. Ich täusche mich gewiss nicht!

Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

Nach einer Weile hörte ich einen wiederhallenden Jauchzer. Nach der Entfernung zu urtheilen, war das Mädchen bei der Behausung ihres Pflegevaters angekommen. —

Mir summte das Erlebte durch den Kopf. Wer war der vidar, wer war dessen Ziehtochter? Was hatte ihn vermocht, in dieser unheimlichen Abgeschiedenheit zu leben? Wenn er wirklich ein so viel gesuchter Arzt war, wie man behauptete, so konnte er auch in einer Stadt sein Auskommen finden. In der Türkei waren tüchtige Aerzte zu derselben Zeit ein sehr seltener, daher vielgesuchter Artikel. In Ermangelung solcher mussten selbst verständige und opferwillige Kranke zu Quacksalbern und unwissenden alten Weibern ihre Zuflucht nehmen. Auch das Mädchen war kein gewöhnliches Menschenkind; dies bewies ihre äussere Erscheinung, wie nicht minder ihre geistige Aufgewecktheit.

Mit solchen Gedanken beschäftiget erreichte ich den han von Sitnica. Ueber dem Orte lag tiefe Ruhe; nur hie und da kläffte ein Hofwächter. Auch in der Schenke schliefen die Reisenden bereits, nach verschiedenen Richtungen auf dem Boden ausgestreckt. In der Türkei pflegt man nämlich mit dem Sonnenuntergange die Tagesarbeit zu beschliessen und sich zurückzuziehen. Aus diesem Grunde ist dort auch die Strassenbeleuchtung selbst in grossen Städten unbekannt. Der Orientale geht Abends oder zur Nachtzeit sehr ungern und nur dann aus, wenn ihn eine dringende Notwendigkeit dazu zwingt. In diesem Falle ist die Handlaterne, selbst in mondvollen Nächten, sein steter Begleiter. Wer zur Nachtzeit ausser seiner Wohnung ohne Leuchte angetroffen wird, erhält unausweichlich freies Quartier in dem Polizeiarreste.

„Hast Du den vidar gefunden, efendi?“ fragte mich der Wirth, während er die Eingangsthür von Innen verriegelte.

„Er ist nicht zu Hause,“ erwiderte ich.

„Ich dachte es mir. Er ist überhaupt selten zu Hause, zumal im Frühjahr, wo die Krankheiten häufiger sind, als in den übrigen Jahreszeiten.“

„Ist hadji-Mulah wirklich so gelehrt?“

„Freilich ist er gelehrt, freilich! Wenn er wollte, so könnte er mit Hilfe seiner Heilkünste ein grosses Vermögen zusammen häufen, aber er hält weder auf Silber noch auf Gold etwas. Gibt man ihm eine Entschädigung, so nimmt er sie an, wenn nicht, so begnügt er sich auch mit dem Dank. Der vezir hat ihn schon wiederholt aufgefordert, nach Sarajevo zu übersiedeln, aber er geht nicht.“

„Weiss man nichts über seine Abstammung und Vergangenheit?“

„Man spricht darüber dies und das, allein etwas Bestimmtes weiss meines Wissens Niemand.“

„Und was sagt man über seine Ziehtochter?“

„Sie soll sein Blut sein. Als er vor fünfzehn Jahren in unsere Gegend kam, liess er sich in der ungefähr zwei Stunden von hier entfernten Ortschaft Čadjavica nieder. Er verkehrte auch mit seinen Nachbarn und besuchte fleissig den dortigen han. Eines Tages traf er dort mit einem jabandjija*) zusammen. Die beiden Männer bedienten sich beim Gespräch der türkischen Sprache, wobei es zu einem heftigen Wortwechsel kam. Die Anwesenden konnten nur einige Worte verstehen, vor allem das oft wiederholte jok!**) des vidar. Letzterer verliess den han, ohne sich mit seinem Gegner ausgesöhnt zu haben und hat denselben niemals wieder betreten. Wenige Tage darauf kaufte er von unserm Grundherrn einen Theil des Waldes, baute sich mitten in denselben ein Haus und lebt seitdem von der Welt abgeschieden. Er lebt nur für seine Heilkunst und hat für die leidende Menschheit sehr viel Gutes gethan. Dieser jabandjija erzählte unterwegs, dass er den vidar von Solun***) aus kennt, wo er ein vielgesuchter Arzt war. Er nahm sich eine Griechin zur Frau, die ihm ein Pascha oder gar ein vezir entführt haben soll. Die gewaltsame Trennung von seiner Frau soll ihn zur Auswanderung und Weltentsagung veranlaßt haben. Jener fremde Mann soll ihn trotz einiger Veränderungen an seinem Aeusseren erkannt haben, doch der vidar bestritt seine Identität ganz entschieden. Um nicht wieder mit anderen Durchreisenden in Berührung zu kommen, meidet hadji-Mulah seit derselben Zeit die Strassen-hans.“

„Nun begreife ich, warum das Mädchen keinen feredjé trägt.“

„Das Gesetz nimmt zwar an, dass eine Christin durch die eheliche Verbindung mit einem Mohammedaner allein schon diesen Glauben annimmt, allein es hängt von dem Ehegatten ab, ob er auf dem Glaubenswechsel bestehen will oder nicht. Viele derselben belassen ihren christlichen Frauen den Glauben ihrer Väter, nur die Kinder aus solchen Ehen sind mohammedanisch. Aber auch darauf giebt Niemand acht. In seinem Hause und in seiner Familie ist der Moslim unumschränkter Herr und Gebieter.“

Ich wusste genug, d. h. das ganze Geheimniss des vidar. Nun begriff ich, warum er jene bezaubernde Erscheinung sein Gold nannte. Hadji-Mulah war gewissermassen mein Schicksalsgenosse, nur hatte ihm die Laune derselben noch weit übler mitgespielt, als mir. Fremden Schmerz begreift nur derjenige, der solchen früher selbst empfunden. —

Ich richtete mir aus einigen, mir von dem handjija zur Verfügung gestellten Schaffellen die Lagerstätte zurecht und streckte mich auf derselben aus. Der Schlaf mied meine Augen. Einerseits wurde mein Denkvermögen von dem Erlebnisse in Krivobrdo vollauf in Anspruch genommen, andererseits aber hatten in meiner Bettunterlage zahllose Familien von dem „Stamme“ der Aphaniptera und vielleicht gar auch aus jenem der Aptera ihre Wohnsitze aufgeschlagen. In der Türkei lässt die Reinlichkeit trotz der im Koran vorgesriebenen Waschungen alles zu wünschen übrig. Zudem darf man dort nur jene Thiere tödten, die dem Menschen zur Nahrung dienen. Ich hatte oft Gelegenheit, selbst angesehene Mohammedaner zu beobachten, die im Innern ihrer Kleider jagten und im günstigen Falle die Beute hervorziehend, eine Weile betrachteten, dann aber wieder

*) Fremder (türk.).

**) Nein! (türk.).

***) Salonich.

sachte zu Boden fallen liessen, damit sich das Geschöpf Gottes beim Berühren der Mutter Erde, nicht etwa einen Fuss verstaucht oder einen anderen Schaden erleidet.

Kaum eingeschlafen wurde ich durch den Lärm einer zur Abreise sich rüstenden Karawane geweckt. Auch meine Schlafkameraden richteten sich nach und nach auf die Beine auf, also blieb auch mir nichts anderes übrig, als ihrem Beispiele zu folgen. Im Osten erglänzte die Morgenröthe in aller Pracht eines Mittelfrühlingsmorgens. Als nun der geschäftige Kaffeewirth den dampfenden Mocca vorsetzte, feierte die Sonne gerade ihre Wiedergeburt auf unserm Planet.

Ich brachte meinen äusseren Menschen ein wenig in Ordnung und trat ins Freie, um dem Aufladen der Waaren auf die Saumthiere beizuwöhnen. Die armen Geschöpfe hatten wohl kein beneidenswerthes Loos. Manchem wurde soviel aufgeladen, dass nur der Kopf sichtbar war. Die Lasten wurden den Thieren erst am Ziele ihrer Reise abgenommen, oder wenn dieselbe länger als einen Tag dauerte, erst in der nächsten Uebernachtungsstation. Zudem sind die Saumpferde in der Türkei durchwegs unbeschlagen, also fehlt denselben die Unterlage zum festen und sicheren Auftreten.

Gegen ein Uhr Morgens*) machte ich mich auf den Weg gegen Krivobrdo. Es war ein herrlicher Tag. Das Waldconcert, ausgeführt von hunderten gefiederter Luftbewohner, versetzte mich in meine Kinderjahre, in jene unvergessliche selige Zeit zurück, wo ich in dem an unser Schloss grenzenden Walde mit kindlich frommer Seele dem Gesange der Vögel lauschte und das Wiedererwachen der Natur bewunderte.

In solchen Gedanken vertieft erreichte ich die Anhöhe. Die Waldmusik dauerte fort. Ich blieb stehen und horchte. Unwillkürlich schlossen sich meine Hände zum Gebet und

„O süßes Graun, geheimes Weh'n!
Als knieten viele ungeseh'n
Und beteten mit mir“

sangen mit zitternder Stimme meine Lippen.

Was war aus mir geworden? Meine grossartig angelegten Zukunftspläne, die ich als Kind und Jüngling geschmiedet, waren zerflossen und zerstoben, wie die in herrlichen Farben erglänzenden Seifenblasen, die ich oft aus dem Erkerfenster meines Vaterhauses durch einen leichten Schlag auf den Strohhalm von demselben trennte und in den unermesslich weiten Luftraum sandte. Fremd und von allen verlassen irrte ich in der Welt herum, ohne am Morgen zu wissen, wo ich nach dem Tagesende mein müdes Haupt niederlegen werde. Und warum? Weil ich arm war und dennoch zu lieben wagte. O Welt, o —

„Huááááh!“ schallte es in unmittelbarer Nähe an meine Ohren. Ich fuhr erschreckt zusammen und wandte mich um. Hinter einem Weissdornstrauch sprang die Tochter des vidar hell auflachend hervor.

„Du, schlimmer Kobold, hast mich aber gehörig erschreckt!“ sagte ich zu Zlata, da ich in meiner Verwirrung kein anderes Wort fand.

*) Sieben Uhr Vormittags.

„Ist wahr?“ fragte sie mit zusammengezogenen Lippen. „Sei nicht böse, es war nicht schlecht gemeint.“

„Nein, nein, ich scherze nur. Gott helfe Dir,*) moje zlato!“

„Auch Dir möge Gott helfen, Perga! Heute habe ich meine Baja bei den Jungen angebunden, damit ich Dir zum Willkommgruss die Hand reichen kann. Du musst nämlich wissen, dass sie es nicht duldet, dass mich Jemand berührt. Hier hast Du nun eine Hand für gestern, die zweite aber für heute.“

Ich ergriff ihre beiden Hände und hielt sie eine Weile in den meinigen fest. Ein leises Zittern derselben pflanzte sich auf meinen Körper fort. Ich presste ihre Hände fester zusammen. Zlata senkte ihre Augen zu Boden.

„Wie schade, dass Du nicht blond bist!“ sagte ich nach einer Weile. Das Mädchen warf mir einen befremdenden Blick zu.

„Warum?“ fragte sie. „Gefällt Dir das Brünnett nicht?“

„Mir gefällt es ganz gewiss und dazu noch mehr als das Blond, aber wenn Du blond wärest, so wärest Du eine leibhaftige vila.“

Die vile — Feen — spielen in dem orientalisch-slavischen Volks-glauben und Leben eine sehr wichtige Rolle. Sie begleiten den Menschen von der Wiege bis zum Grabe und glücklich Derjenige, dem sie gewogen sind. —

„Wenn ich eine vila wäre, müsste ich mein Wohlwollen allen Menschen zu Theil werden lassen, ich will aber nur Einem angehören“, erwiderte das Mädchen nach einigem Zögern. „Verstehst Du mich, nur Einem!“

Bei dem letzten Worte warf sie mir einen verzehrenden Blick zu. Gegen diese Behauptung konnte ich freilich nichts einwenden. Um die Liebesgluth des Mädchens nicht zu schüren, liess ich dessen Hände los und fragte es, ob hadji-Mulah wohl zu Hause sei.

„Er ist schon vor Sonnenaufgang ausgegangen, um Kräuter zu sammeln, wird jedoch nicht lange ausbleiben. Nach seiner Behauptung sind die in der Thauzeit ausgehobenen Wurzeln und Kräuter von grösserer Heilwirkung als andere.“

Ich wandte mich zum Gehen.

„Wenn Du willst, dass wir nebeneinander gehen, so müssen wir nach rechts abschwenken“, sagte moje zlato. „Kaum zwanzig Schritte von hier entfernt führt ein ziemlich breiter Weg zu unserer Wohnung.“

Wir lenkten ab und gingen, das Mädchen voran, in gerader Richtung weiter.

„Hier ist der Weg“, sagte vidars Tochter, als wir eine kleine Lichtung erreichten, und trat an meine Seite. Unterwegs schlich sich ihre Hand verstohlen unter meinen Arm. Ich presste sie an mich und blickte möglich unauffällig nach rechts. Zlata war über und über roth im Gesichte. Wir schritten eine Weile schweigend die Berglehne hinab.

„Zlato — moje zlato!“ rief der Rabe, während er über den Bäumen strich.

„Hier bin ich, Dajko!“ rief das Mädchen dem Vogel zu. „Er hat mich vermisst und sucht mich.“

*) Gott helfe Dir! und die Antwort darauf ist der für alle Tageszeiten übliche Gruss und Gegengruss der Orientchristen. Er ersetzt alle bei den Westeuropäern üblichen Grussformeln, als: guten Morgen, guten Tag, guten Abend u. dgl.

Der unheimliche Vogel flatterte bald darauf in unserer Nähe herum.

„Wir sind am Ziele!“ sagte Zlata, als wir eine ziemlich ausgedehnte Ebene erreichten. Dieselbe bildete gewissermassen einen Einschnitt in der Berglehne. In dem Hintergrunde derselben an die Felswand angelehnt, stand die Behausung des Wunderdoctors. Die Wände derselben waren aus massiven Eichenposten gezimmert. Zu beiden Seiten derselben stand, gleichsam als Wache, je eine riesige Edeleiche, deren Aeste federbuschartig das Dach bedeckten. Vor dem Hause breiteten noch andere Waldriesen ihre dichtbelaubten Aeste aus. Im Schatten der Bäume standen im Halbkreise ungefähr ein halb Dutzend kistenartige Hütten, aus welchen ebenso viele Hundeköpfe das Terrain überwachend hinauslugten. Um eine abseits stehende Linde lief eine niedere, aber breite Bank herum.

„Baba!“ *) rief das Mädchen gegen das Haus gewendet.

In der Thür erschien eine gebeugte Frauengestalt.

„Der jabandjija, von welchem ich Dir gestern Abend erzählt habe, ist wieder gekommen.“

Ich grüsste hinüber, die Alte aber brummte etwas vor sich hin und verschwand im Innern des Hauses.

„Willst Du den vidar hier, im Schatten erwarten, oder im selamlik**)?“ fragte mich Zlata.

„Ich bleibe hier unter der Linde“, erwiderte ich, während ich mich auf der Bank niederliess.

„Einen Augenblick nur, ich komme gleich wieder.“

Sie verschwand in dem Hause, kam aber schon nach wenigen Minuten mit dem sladko sammt Anhang zurück.

Das Glas- und Kaffeegeschirr ruhte auf einer massiven Silberplatte, ein Meisterwerk, wie ich solche bis dahin noch nicht gesehen hatte. Nach der Willkommengabe trug die Arztenstochter Geschirr sammt Platte zurück, kehrte aber gleich wieder und setzte sich mit gekreuzten Beinen an meiner rechten Seite nieder. Eine Weile stockte das Gespräch.

„Pflegt hadji-Mulah lange auszubleiben?“ fragte ich das Mädchen, um die Conversation wieder aufzunehmen.

„Das ist nicht immer gleich; je nachdem er auf einen mehr oder minder ergiebigen Heilkräuterfund stossst. Er ist jedoch immer vor der zweiten igjindija ***) zu Hause.“

„Hältst Du auch die igjindija's?“

„Ich bete mit meiner Grossmutter.“

„Wie betest Du?“

„Vater unser, der Du bist in den Himmeln . . .“ Ich wusste genug.

„Kommst Du nie nach Varcar-Vakuf oder sonst wohin unter die Menschen?“

„Solange ich jünger war, nahm mich die baba zuweilen mit, wenn sie in die umliegenden Ortschaften Lebensmittel einkaufen ging; seit ich aber grösser geworden bin, muss ich immer zu Hause bleiben. Auch sie

*) Grossmutter.

**) Das Gemach, wo man Besuche empfängt, also Visitzimmer.

***) Die im Koran vorgeschriebene täglich fünfmalige Körperwaschung und das ihr folgende Gebet. Die zweite igjindija wird um 5 Uhr (11 Uhr Morgens) vorgenommen.

selbst entfernt sich jetzt niemals von hier, sondern lässt sich Alles, was wir brauchen, von eigens dazu bestellten Personen ins Haus bringen.“

„Sehnst Du Dich nach der Berührung mit der Aussenwelt?“

„Unendlich! Zuweilen fürchte ich um meinen Verstand. Es zieht mich gar so mächtig weg von hier und hinaus in die Welt. Bald möchte ich singen und springen, bald wird es mir so unheimlich und wehmüthig ums Herz, dass ich Tag und Nacht weinen möchte. Ich muss fort von hier, oder ich werde sterben.“

„Apropos, Du hast mir gestern gesagt, dass Du mich schon einmal gesehen hast. Täuschest Du Dich nicht?“

Zlata schlug verschämt die Augen zu Boden und schwieg. Nach einer Weile blickte sie verstohlen zu mir herüber und sagte mit kaum vernehmbarer Stimme:

„Dich in der Person habe ich nicht gesehen, sondern Dein Bild.“

„Mein Bild? Wo?“

„Im Traume“, erwiderte das Mädchen fast unhörbar.

„Potztausend, ist das möglich?“

„Gewiss! Mir hat es vor einer Woche geträumt, dass Du gekommen bist und mich mitgenommen hast.“

„Wenn ich Dich mitnehmen wollte, würdest Du Dich nicht dagegen sträuben?“

„Nein!“ erwiderte Zlata mit vor Aufregung zitternder Stimme. „Willst Du mich mitnehmen?“

„Liebes Kind, das ist leichter gesagt, als gethan.“

„Warum?“

„Der vidar würde dazu niemals seine Einwilligung geben, Deine Entführung aber würde wegen der starken Bewachung Eurer Behausung fast unmöglich sein.“

„Wenn Du willst, so werde ich heute vor dem Schlafengehen alle Hunde vergiften; ich weiss ganz genau, wo hadji-Mulah seine Gifte aufbewahrt hält.“

„Dann musst Du bedenken, dass ich fremd in diesem Lande bin und kein Vermögen besitze. Wovon sollten wir denn leben?“

„Oh dafür ist bald gesorgt. Ich weiss, wo der vidar das Geld aufgehoben hat und werde davon soviel nehmen, als wir für die Herstellung eines Hauses nothwendig haben.“

„Und wovon sollen wir leben?“

„Du müsstest trachten, Geld zu verdienen, wie mein Vater es thut.“

„Hadji-Mulah ist ein vidar, ich dagegen habe von der Heilkunst nicht den blassesten Begriff.“

„Nun so werde ich einige Bücher mitnehmen, aus welchen Du die Heilkunst erlernen kannst.“

„Besitzt der vidar auch Bücher?“

„Gewiss, und dazu noch wenigstens viermal zehn. Willst Du?“

Ich antwortete nicht gleich, sondern dachte über die Macht der Liebe nach. Das jungfräuliche Kind schreckte weder vor der Undankbarkeit, noch vor dem Verbrechen zurück, um das ungekannte Sehnen zu befriedigen.

„Ich — ich —“

„Salem aleïkum!“ rief eine Stimme hinter uns.

Zlata sprang wie ein aufgescheuchtes Reh auf; auch ich wandte mich nach der Richtung, woher die Stimme kam. Vor uns stand ein Mann mit grauen Kopf- und Barthaaren. Seine Haltung war etwas nach vorne gebeugt. Alles deutete auf ein schon weit fortgeschrittenes Lebensalter, nur seine Augen besassen noch den feurigen Glanz der Jugend.

Während ich seinen Gruss erwiderte, küsste Zlata seine Rechte und zog sich in das Haus zurück. Ich richtete dem vidar die Botschaft aus und wollte gleich den Rückweg antreten.

„Schien Dir gestern mein Haus zu gering, dass Du die Dir von meiner Tochter angebotene Gastfreundschaft zurückgewiesen hast?“ fragte mich der hadji in dem Tone des Vorwurfs.

„Gewiss nicht, aber die Frauen waren allein“, wagte ich einzuwenden.

„Allein? Allein ist nur ein böser Mensch, den Allah verlassen hat. Solange aber Gott unter den Menschen weilt, sind sie nicht allein.“

„Es war gut gemeint, hadji. Ich bin erst seit zehn Tagen in diesem Lande, bin daher mit den Sitten und Gebräuchen desselben noch nicht so gut vertraut, als ich es zu sein wünschte.“

Ich dachte, dass mich der vidar über das Woher? Wohin? u. dergl. ausforschen werde, sah mich hierin aber gründlich getäuscht. Diesbezüglich kam nicht eine Silbe über seine Lippen.

„Komm in mein Haus, draussen nimmt die Hitze beständig zu“, sagte er anstatt jeder Frage.

Wir traten ein. Der selamlik war ziemlich geräumig. Auf zwei grossen Gestellen standen ein paar hundert Fläschchen, Tiegel und Holzbüchsen. Der selamlik war also zugleich auch die Apotheke. Auf dem Boden waren Teppiche ausgebreitet. Ein breites Ruhebett war das einzige Einrichtungsstück, welches an den Westen erinnerte. In einem Winkelgestell lagen oder standen geordnet ungefähr fünfzig Werke von grösserem oder geringerem Umfange ohne Titelaufschrift auf dem Rücken.

Der vidar erkundigte sich nach dem Zustande und nach der Krankheit des Mirko Stamenković aus Banjaluka. Ich erzählte ihm das Wenige, was ich darüber wusste und fuhr dann fort:

„Hadji-Mulah, ist es wirklich wahr, dass man jede Krankheit heilen kann?“

„Für jede Krankheit ist ein Kraut gewachsen, nur gegen den Tod keines“, erwiderte der Gefragte. „Allah, der zur Besserung der Menschheit die Krankheiten auf die Welt geschickt, wollte uns in seiner Güte auch die Gegenmittel an die Hand geben. Viele derselben sind von dem menschlichen Wissen bisher noch nicht entdeckt worden, aber sie bestehen dennoch. Was aber das Heilen der Krankheiten anbetrifft, so kann dieselben nur Gott heilen. Der Mensch ist nur das Mittel, dessen sich der Schöpfer bedient, um seinen Geschöpfen seine unendliche Huld angedeihen zu lassen.“

„Welches Heilmittel hälst Du für das Allgemeinste?“

„Den Honig, denn er enthält den Saft der edelsten Theile der meisten Blüthenpflanzen.“

„Wie lebst Du hier?“

„Wie Gott will. Der Mensch muss sich seinem Willen stets unterordnen. Sein Name sei gepriesen bis zum Ende der Zeiten!“

„Gehst Du zuweilen auch nach Varcar-Vakuf?“

Hadji-Mulah blickte mich bei dieser Frage an, als ob er mit seinem Blicke mein Inneres erforschen und meine Gedanken errathen wollte.

„Ich gehe überall hin, wohin man mich ruft“, erwiederte er nach einer Weile; „nicht der Menschen wegen, sondern weil es Allah so befiehlt. Die Menschen sind von dem Pfade der Tugend abgewichen und vergelten Gutes mit Bösem, aber deshalb darf man ihnen seine Hilfe nicht entziehen.“

„Wohin gehst Du Freitags, in die djamija?“

„Ich habe meine eigene djamija; willst Du sie sehen?“

„Ich bitte Dich darum“, erwiederte ich in dem Glauben, hier meine Neugierde befriedigen zu können. Ich bin bis dahin noch in keiner Moschee gewesen.

Wir traten ins Freie. Der hadji begann die Anhöhe emporzusteigen, ich folgte ihm auf dem Fusse. Der Aufstieg war nicht schwer. Wo der Weg besonders steil emporführte, waren in dem Felsen Stufen eingemeisselt. Nach etwa zehn Minuten erreichten wir die Anhöhe der Felswand, welche sich hinter der Wohnung des vidar fast senkrecht erhob.

„Das ist meine djamija“, sagte der Heilkünstler, auf ein kaum eine Geviertklafter umfassendes, auf vier Holzpfählen ruhendes Dach mit dem Finger weisend. „Allah lässt sich in einen beschränkten Raum nicht zwängen, er ist überall. Je grösser der Umkreis ist, den man während des Gebetes überblickt, desto leichter erhört Gott unser Anliegen, selbstverständlich, wenn wir seiner Gnade würdig sind. Der Kern einer jeden Religion ist gut, aber die Einkleidung desselben ist, weil Menschenwerk, meistens mangelhaft, deshalb muss man sich selbst zu helfen wissen und den Cultus so einrichten, als man denselben vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann.“ —

„Wohin führt dieser Fusssteig?“ fragte ich den vidar.

„Geraden Weges nach Sitnica.“

„Um so besser, so kann ich gleich von hier nach dort aufbrechen, ohne noch einmal zu Deiner Wohnung hinabsteigen zu müssen.“

„Gewiss kannst Du das thun, doch ich glaubte, dass Du mir beim Mittagessen Gesellschaft leisten wirst.“

„Ich danke Dir, hadji, gerade so, als ob ich daran Theil genommen hätte. Es ist meines Bleibens hier nicht; ich muss weiterziehen.“

Ich glaubte wenigstens bei dem Abschiede seine Neugierde erwecken zu können, täuschte mich aber auch diesmal in meiner Voraussetzung.

„Wie Du glaubst“, erwiederte der Alte gleichgültig.

Ich warf noch einen Blick in die Tiefe hinab. Das Gold des vidar stand vor der Eingangsthür und schaute zu uns hinauf. „Es wäre schön gewesen, aber es hat nicht sollen sein“, dachte ich mir, verabschiedete mich von dem menschenfreundlichen Manne und machte mich auf den Weg gegen Sitnica.



Siebentes Capitel.

Die Stellung der Frau im Islam.

„Der Mann ist der Herr über sein Weib nach dem Willen Allahs.“
Al-Koran.

In dem han von Sitnica angelangt, liess ich mir das Mittagessen vorsetzen, dann bezahlte ich meine ohnehin geringe Rechung und brach gegen Varcar-Vakuf auf. Von Čadjevica zurückblickend, gewahrte ich im Südwesten den grellbraunen Felsspalt, an dessen Fusse die Behausung hadji-Mulahs stand. Dort wohnte vidars Gold, welches Jugend und Schönheit in sich vereinigte und alle Eigenschaften des Weibes, die einen Mann glücklich zu machen im Stande sind, zu besitzen schien. Ein Gefühl, wie Reue, beschlich mich. Warum folgte ich der Einladung hadji-Mulahs nicht? Wer weiss; vielleicht hätte ich in jener Einöde mein Lebensglück finden können. Doch nein! Ich war ein Wanderer, von welchem der Dichter sagt:

„Sie sieht ihm ins Auge, er drückt ihr die Hand,
Doch fort muss er wieder in's andere Land.“

In Varcar-Vakuf angekommen, lenkte ich meine Schritte gegen den nächsten han. Wohin hätte ich als Wanderer auch hingehen sollen? Doch nicht um mich zu stärken, ging ich dahin, sondern um mich zu erkundigen, ob die Luft rein sei. Die schöne Leserin wird sich erinnern, dass ich tags vorher unterwegs mit einer delicaten Mission betraut wurde; ich musste daher, bevor ich mich zu der Ausführung derselben entschloss, an das Unternehmen mit besonderer Aufmerksamkeit die Sonde anlegen. Wenn der Kopf einmal von dem Rumpfe getrennt ist, so lässt er sich mit dem besten Kitte nicht mehr an der früheren Stelle befestigen.

„Wo ist die kula des Sulejman-beg Kulenovič?“ fragte ich den Kaffewirth, bei dem ich eingekehrt war.

„Gleich ausser der Ortschaft rechts,“ erwiderte der Gefragte. „Kennst Du ihn, efendi?“

„Nein, ich habe ihm nur eine Botschaft zu überbringen.“

„Ein sehr guter Herr,“ meinte ein Gast, „nur etwas absonderlich.“

„Was verstehst Du unter dem Worte absonderlich, efendi?“ fragte ich letzteren.

„Er huldiget meistentheils anderen Ansichten, als die übrigen beg's und aga's,*“ deshalb verträgt er sich mit denselben nicht.“

„Vielleicht sind aber gerade seine Ansichten die richtigen,“ entgegnete ich.

„Nach menschlichen Begriffen könnte man dieselben wohl angehen lassen, allein der Koran verdammt sie,“ meinte ein alter Mann, der, wie ich später erfuhr, der hodža** von Varcar-Vakuf war.

*) Nichtadeligen Grundherren.

**) Muhamm., spr. hodscha, Lehrer, zugleich Moscheediener.

„Lass hören, welcher Vergehen er sich schuldig macht.“

„Er meidet die Nähe der Rechtgläubigen und sucht die Gesellschaft der gjauri.“

„Die Christen sind schliesslich doch auch Menschen oder nicht?“ wendete ich ein.

„Ich habe das Gegentheil nicht behauptet,“ erwiderte der hodža, „allein der Umgang mit denselben macht ihn schlecht.“

„Wieso?“

„Er trinkt Wein mit ihnen und versündiget sich dadurch gegen allah.“

„Kulenovič-beg trinkt Wein in Gesellschaft von Christen, andere Mohammedaner thun dasselbe unter ihresgleichen oder im Geheimen, aber schliesslich huldigen alle mehr oder weniger dem Rebensaft.“

„Hast Du mich schon Wein trinken gesehen?“ fragte der hodža gereizt.

„Ich habe Dich bis heute überhaupt noch nicht gesehen,“ erwiderte ich kurz, „daraus folgt aber noch immer nicht, dass Du nie einen Tropfen Wein getrunken hättest.“

„Ich halte an dem Koran fest.“

„Aber ich glaube trotzdem nicht, dass Du bei dem Barte des Propheten schwören wolltest, dass Du den Wein nicht aus eigener Erfahrung kennst.“ —

Der hodža wandte sich von mir ab und stierte vor sich hin.

„Er geht auch auf die Jagd“ behauptete ein Dritter.

„Mein Gott, das ist doch keine Sünde!“

„Was, das Tödten der unschuldigen Thiere und Vögel ist keine Sünde?“ fuhr der hodža auf.

„Man darf dieselben nicht quälen, daraus folgt aber nicht, dass uns Gott dieselben zu tödten verboten hat, zumal da sie uns zur Nahrung dienen.“

„Allah hat dem Menschen das Fleisch der Haustiere und Pflanzenstoffe zur Nahrung bestimmt, die Bewohner der Felder, Wiesen, Wälder und Lüfte aber hat er erschaffen, damit sie seine Macht und Herrlichkeit preisen.“

„Gott hat überhaupt alles zu seiner Herrlichkeit erschaffen, daraus folgt aber nicht, dass wir uns derselben nicht bedienen dürften. Mein Glaube ist gewiss nicht schlechter als der eurige, aber er kennt in der Ernährungsweise keine Ausnahmen.“

„Wenn man Dich sprechen hört, so möchte man beinahe glauben, Du seist zum Suleiman-beg Kulenovič in die Schule gegangen.“

„Was nicht ist, kann noch werden,“ erwiderte ich, bezahlte eine kasida*) für den Schwarzen und entfernte mich, nach allen Seiten grüssend.

Die Ortschaft wurde bald durchschritten, dann lenkte ich aber gegen die kula des christenfreundlichen und weinliebenden Suleiman-beg Kulenovič ab. Aus dem im han geführten Gespräch glaubte ich mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, dass der von dem Fortschritte beleckte Mann meine mit seiner Gemahlin gehabte Unterredung gar nicht in die Wagschale werfen werde; ich sollte jedoch bald eines anderen belehrt werden.

*) 2 kr. ö. W. = $3\frac{1}{2}$ Pf.

Von einem Diener bis zur Thür des selamlık geleitet, trat ich mit dem üblichen Gruss ein. Auf einem niederen Divan lag, bis auf die Leibwäsche entkleidet, ein Mann und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Ich hatte ihn in seiner Ruhe gestört.

„Was ist Dein Begehr?“ fragte er mich barsch.

„Habe ich das Glück, vor dem Suleiman-beg Kulenovič zu stehen?“ fragte ich, nicht ohne ein Gefühl der Angst.

„Der bin ich, was willst Du?“

„Ich überbringe Dir von Deiner kaduna einen achtungsvollen Gruss und dieses Zeichen —“

Ich konnte den Satz nicht vollenden. Suleiman-beg schnellte wie der Blitz empor, ergriff den an der Wand hängenden yatagan*) und schwang denselben über meinem Kopfe in der Luft.

„Peziven,**) Du erfrechtest Dich ...“ schrie er mich an.

„Mit Deiner Gattin zu sprechen, die bei weitem edelsinniger ist, als Du,“ erwiederte ich scheinbar ruhig. In demselben Augenblicke erinnerte ich mich der Worte, die mir der alte Feldwebel von Kostajnica auf den Weg mitgegeben hatte. Wollte ich meinen bereits wackelnden Kopf vor dem Herabfallen bewahren, so musste ich vor allem kaltes Blut bewahren.

„Wo hast Du mit ihr gesprochen?“

„Wenn Du willst, dass ich Dir Rede und Antwort stehe, so musst Du vor allem die Mordwaffe versorgen. Daran werde ich erkennen, dass Du wirklich jener Kulenovič-beg bist, der vom königlichen Geblüt abstammen behauptet und ...“

„Das gehört nicht hierher! Beantworte meine Frage, sonst...“

„Was, Du wolltest Dich an einem hadji aus fernen Landen vergreifen? Du wolltest, anstatt Gastfreundschaft zu üben, unschuldiges Blut vergießen? Hier habe ich nichts mehr zu thun, denn Du bist nicht jener Kulenovič-beg, den ich suche!“

Bei den letzten Worten wandte ich mich zum Gehen, nicht ohne Furcht, dass er mir beim Umwenden mit der fürchterlichen Waffe in den Rücken einen Stoss versetzen könnte. Hatte er die Absicht, mich zu tödten, so konnte ich, da ich wehrlos war, meinem Verhängnis nicht entgehen. Meine einzige Vertheidigungswaffe war die Ruhe, mit welcher ich auftrat; verfehlte diese ihre Wirkung, so war ich verloren.

„Bleibe hier und sei willkommen in meiner kula,“ sagte der beg, während er mit der linken Hand meinen rechten Arm ergriff und den in der rechten gehaltenen yatagan in einen Winkel schleuderte. „Verzeihe mein Aufbrausen, ich habe geschlafen und wusste in dem ersten Augenblicke des Erwachens nicht, was ich thue.“

„Die Reihe, um Verzeihung zu bitten, ist an mir, weil ich Dich in Deiner Ruhe gestört habe,“ erwiederte ich, wobei ich die freudige Aufregung, die mein Herz beherrschte, kaum zu unterdrücken vermochte. Hätte ich gewusst, dass Du der Ruhe pflegst, so hätte ich Dich ganz gewiss nicht zu stören gewagt.“

„Wir sind also Freunde,“ sagte er, während er mir die Hand reichte. „Du . . ., wie ist Dein Name?“

*) Ein langes, nur auf einer Seite geschliffenes, breitrückiges Hautmesser (handjar).

**) Elender (türk.).

„Ich heisse Perga.“

„Du, Bruder Perga, wirst schon entschuldigen, dass ich Dich für eine kurze Zeit verlasse; ich muss ein Bad nehmen, nicht so sehr wegen der igjindija, sondern weil ich dessen wirklich bedürftig bin.“

Suleiman-beg klatschte in die Hände, worauf ein Diener erschien und sich nach den Befehlen seines Gebieters erkundigte. Dieser sagte ihm einige Worte in türkischer Sprache, die ich nicht verstand. In der Türkei wird die Tischglocke durch das Händeklatschen ersetzt.

Ich warf auf mein Gegenüber einen prüfenden Blick. Suleiman-beg Kulenović war sichtlich leidend, allein sein Unwohlsein war vorübergehender Natur. In seinen Zügen war jener leidende Zustand, den wir, Westeuropäer, Katzenjammer nennen, unzweideutig ausgeprägt. Er schien der Lebensanschauung bekri-Muja's*) zu huldigen.

Der Diener brachte sladko, Kaffee und den tschibuk und stellte sich an der Thür in Positur, zum Zeichen, dass er ganz und gar zu meiner Verfügung da sei, Suleiman-beg aber nahm ein grosses Leinentuch und entfernte sich mit demselben.

Ich habe oben des bekri-Muja Erwähnung gethan. Wer war dieser bekri-Muja? Er ist eine interessante Persönlichkeit, deshalb will ich den verehrten Leser mit demselben näher bekannt machen.

Sultan Mahmud II., ein Enkel des in der Nacht vom 26. auf den 27. Juni 1389 von Milosch Obilić, dem serbischen vojvoda**) und Schwiegersohne des greisen Serbenkaisers Lazar in seinem Zelte auf dem kosovo polje***) auf eine unaufgeklärt gebliebene Art und Weise ermordeten Sultans Murad I. war ein gerechter und für das Wohl seines Volkes sehr eingenommener Herrscher. Er hielt auf die ihm seitens seiner Räthe über die Lage im Reiche erstatteten oder vorgelegten Berichte nicht viel, sondern stieg häufig verkleidet unter das Volk hinab, um sich zu überzeugen, ob und in welchem Masse jene Berichte auf Wahrheit beruhen.

In einer Nacht verliess er als Hofgärtner verkleidet und von zwei seiner treuesten Diener begleitet durch eine Gartenpforte seinen Palast und durchschlängelte die dunklen und engen Strassen von Constantinopel. Auf seinem Rundgange stiess er auf einen harten Gegenstand und stolperte über denselben. Er tastete um sich und erkannte in dem Hindernisse einen Mann, der auf der Erde ausgestreckt lag und schnarchte. Unwillig beutelte er den Unbekannten aus dem Schlafe. Dieser war ob der Störung seiner nächtlichen Ruhe sehr ungehalten, schimpfte tüchtig darauf los und legte sich wieder nieder, um weiter zu schlafen.

„Ich, der Sultan, befehle Dir aufzustehen!“ sagte der Monarch in gebietendem Tone.

„Du bist der Sultan Mahmud?“ lallte der Unbekannte. „Das freut mich! Wenn Du wirklich der Sultan bist, so sage mir, wieviel Du für Stambul verlangst, ich möchte es kaufen.“ —

Der Monarch glaubte, es mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben, deshalb liess er ihn, da über der Stadt bereits tiefste Ruhe der Nacht

*) Mohammed der Säuer (türk.).

**) Heerführer, General (slav.).

***) Amselfeld, wo am folgenden Tage auch Kaiser Lazar gefangen und angesichts des toten Murad enthauptet wurde. In Folge dieser für die Christen unglücklichen Schlacht wurde das serbische Kaiserreich zertrümmert und kam unter die Herrschaft des Halbmondes.

herrschte, in seinen Palast tragen und bis zum folgenden Tage dort unterbringen.

Bekri-Muja, so hiess der Unbekannte, war jedoch nicht wahnsinnig, sondern betrunken. Er hatte einst bessere Tage gesehen, war aber durch das Trinken so tief gesunken, dass er nur die Lumpen, in welche sein Körper nothdürftig gehüllt war, und eine abgenützte Decke sein Eigen nannte.

Als bekri-Muja am folgenden Morgen in dem Sultanspalaste erwachte und erfuhr, welchen Vorschlag er in der vergangenen Nacht dem strengen Beherrschter aller Gläubigen gemacht hatte, erschrak er darüber so sehr, dass der greuliche Katzenjammer in kürzester Zeit von ihm wich. Er wusste, was seiner harzte.

Vor den Sultan gebracht, fragte ihn dieser, ob er noch Willens sei, Stambul von ihm zu kaufen. Bekri-Muja fiel vor ihm auf die Knie nieder und flehte um Gnade.

„Verzeihe, o Sohn allahs,“ bat der Schuldige, „ich wusste nicht, was meine Lippen sprachen; ich war unzurechnungsfähig.“

„Das glaube ich Dir, nun möchte ich aber wissen, was Dich in jenen widerlichen Zustand versetzt hat.“

„Das ist mein Geheimniss; wenn mich aber Deine Majestät frei von Strafe ausgehen lässt, so will ich Dir es enthüllen.“

„Es sei, aber Du musst mir die reine Wahrheit sagen.“

„Ein Getränk ist es, erhabener Beherrschter aller Gläubigen; ein Getränk, welches nicht nur angenehm zu geniessen ist, sondern, im gehörigen Maasse eingenommen, alle Sorgen verscheucht und den ärmsten Menschen reich macht.“

Der Sultan schüttelte ungläubig den Kopf.

„Wenn Du mir nicht glaubst, so werde ich Dir den Beweis liefern,“ sagte bekri-Muja, als er die ungläubige Miene des Monarchen sah.

Mahmud winkte zustimmend. Bekri-Muja entfernte sich, um bald darauf mit einem Krüge des köstlichen Rebensaftes und einem Becher wieder vor dem allmächtigen Sultan zu erscheinen. Er füllte den Pokal mit dem perlenden Wein und kredenzte ihn dem Sultan. Dieser kostete davon und war von dem unbekannten Getränke sichtlich befriedigt.

„Deine Majestät darf beim Kosten nicht stehen bleiben,“ sagte bekri-Muja, „sondern Du musst den Becher auf einem Zug zur Neige leeren und dem ersten den zweiten, dritten . . . vierten . . . folgen lassen. Je mehr man trinkt, desto besser schmeckt es.“

Der Sultan befolgte den Rath bekri-Muja's und gerieth dabei bald in eine rosige Laune, die sich mit jedem Becher steigerte. Aus Dankbarkeit ernannte er den bekri-Muja zum Statthalter einer einträglichen Provinz, schenkte ihm einen mit Edelsteinen besäten Säbel, ferner kostbare Kleider und dergleichen.

Am folgenden Morgen wurde bekri-Muja-Pascha abermals in den Sultanspalast befohlen, Mahmud litt nämlich an einem heftigen Katzenjammer, wusste aber nicht, wie er denselben von sich bannen könnte.

„Trinke wieder!“ erwiderte bekri-Muja. „Diese Krankheit kann man nur mit dem Safte der Rebenfrucht heilen.“

Und Mahmud trank wieder und immer wieder, bekri-Muja aber verwaltete die seiner Botmässigkeit anvertraute Provinz und vertrieb sich die Langeweile ebenfalls mit der Thräne der Rebe.

Der Zustand Mahmud's erreichte mit der Zeit einen besorgniss-erregenden Grad. Er kam aus dem Weindusel gar nicht mehr heraus. Die Kronräthe waren über denselben verzweifelt, die Aerzte standen, da sie die Ursache des Uebels nicht kannten, rathlos da. Auch den Sultan widerte sein Zustand schliesslich an. Er liess bekri-Muja nach Constantinopel kommen, um sich bei ihm wegen der Beseitigung des anhaltenden Katzen-jammers Rath zu erholen.

„Trinke wieder!“ sagte bekri-Pascha. „Ein anderes Mittel dagegen gibt es nicht.“

„Wie lange soll ich so forttrinken?“

„So lange, bis Du so tief herabsinkst, als ich gesunken war, bevor Deine Güte mich aus dem Schlamme hervorzog.“

Diese Worte ernüchterten den Monarchen besser, als jedes andere Heilmittel. Er entkleidete bekri-Muja aller seiner Würden und verbannte ihn in eine Provinz, wo die Rebe nicht gedieh, er selbst aber entsagte fortan dem Weingenusse und wendete sich wieder dem ‚haschisch‘*) zu. So erzählt die türkische Legende. —

Als Suleiman-beg Kulenovič wieder den selamlik betrat, war die Sonne bereits hinter den Bergen zur Ruhe gegangen. Er entschuldigte sein langes Ausbleiben mit einer wichtigen Angelegenheit, deren Erledigung keinen Aufschub erlaubte und befahl das Abendessen anzurichten.

Der Diener entfernte sich, um schon in der nächsten Minute mit vier Standleuchtern, in welchen Wachskerzen steckten, zurückzukehren. Er stellte dieselben in der Mitte des selamliks im Quadrat auf und zündete die Kerzen an. Hierauf entfernte er sich wieder und kehrte mit einem kurzfüssigen Tische zurück, den er zwischen die Leuchter stellte. Zum Schlusse legte er auf dem Boden noch zwei Polster zurecht und hiemit dachte ich die Vorbereitungen vollendet. Meine Annahme war nicht richtig, denn schon in dem nächsten Augenblicke trat ein zweiter Diener ein und brachte auf einer Präsentirplatte eine Gabel nebst Messer und legte beides rechts, also auf dem für mich bestimmten Platze auf den Tisch.

Hier muss ich einschalten, dass sich die Mohammedaner beim Essen anstatt des Besteckes, der Handfinger bedienen. Flüssige oder suppige Speisen kennt die mohammedanische Küche nicht. Die Speisen sind derart zubereitet, dass man dieselben ganz gut mit den Fingern ergreifen und dem Munde zuführen kann. Das Fleisch kommt immer in kleine Stücke geschnitten auf den Tisch, also ist ein Zerkleinern desselben nicht nothwendig. Nach jedem Gange wird das Geschirr abgeräumt, dann wäscht man sich die Hände und setzt das Mahl fort. In manchem Herrenhause habe ich später auch ganz eigenartige Servietten angetroffen. Zu Beginn der Tafel bekommt nämlich jeder Theilnehmer eine nudelartig ausgewalgte und nach Art unserer Omletten zusammengerollte mundreife Mehlspeise. Ist man mit einem Gericht fertig, so reisst man von dem Teige

*) Das aus verschiedenen Kräutern und Wurzelwerk und Hanfsamen mit Hilfe des Wassers zubereitete Lieblingsgetränk der Mohammedaner.

ein Stück ab, wischt sich mit demselben gehörig die Finger ab, formt dann eine Kugel daraus und befördert dieselbe in den Magen. Ländlich, sittlich. Während des Essens sitzt man entweder mit gekreuzten Beinen aufrecht, oder liegt auf dem Boden ausgestreckt, den Oberkörper auf dem linken Ellbogen gestützt, während man mit der Rechten nach den aufgetischten Herrlichkeiten langt.

Die Grundessenz eines mohammedanischen Mahles bilden Hammelfleisch und Reis, welche unter Zusatz von Butter oder Rindsschmalz mit einander vermengt, den pilaf^{*)} liefern. Ausser Hammelfleisch wird noch das Rindfleisch und das Geflügel genossen. Kälber werden erst im zweiten Jahre geschlachtet. Den Genuss des Schweinfleisches verbietet der Koran. Auf das Wild hält der Mohammedaner gar nichts. Auch der Fisch ist eine häufige Erscheinung auf dem Tische des Mohammedaners; nur den Hecht weist er zurück, weil er nach seiner Behauptung das Kreuz und die Marterwerkzeuge, mit welchen der Welterlöser in den Tod geschickt wurde, in seinem Kopfe trägt. Fast alle Speisen der Mohammedaner sind mehr oder minder stark gezuckert und gewürzt, deshalb gewöhnt sich der Europäer nicht leicht an den Genuss derselben. Auch Mehlspeisen sind bei den Mohammedanern nicht selten. In erster Linie steht die pita oder der Fleischstrudel. Zur Herstellung derselben nimmt man das Herz, die Lunge und die Leber vom Lamm oder Kitz und schneidet dieselben in kleine Stücke, welche im siedenden Fett geröstet werden. Diese Fülle wird sodann in sehr fein ausgezogenem Teig eingewickelt, in eine niedere Backcasserole gelegt und in den Ofen eingeschoben. Das Getränk der Frauen und Kinder bildet das Wasser mit oder ohne Zuckerzusatz und die Milch.

Die Mohammedaner sind, ohne Unterschied der Geschlechter, leidenschaftliche Raucher. Die Kinder beginnen sich schon in dem zarten Alter von sechs oder sieben Jahren darin zu üben. Das starke Geschlecht zieht, besonders zu Hause, den tschibuk und das nargiléh^{*)} der Zigarette vor, während die Frauen und Mädchen mit Vorliebe selbstgedrehte Spagnoletti rauchen. Deshalb haben die meisten derselben dunkelbraun oder schwarz gefärbte Enden des Daumens und der beiden Nachbarfinger. Das nargiléh kann von mehreren Personen gleichzeitig geraucht werden und zwar je nach der Anzahl der aus Leder hergestellten biegsamen Rohre. Die türkischen Tabake sind im Vergleiche zu jenen des Westens sehr mild, können also auch leichter vertragen werden. Der Tabak von Jenidje und Trebinje ist geradezu wohlriechend. —

Als der Tisch abgeräumt wurde, verliess auch Suleiman-beg, wie er sagte, für einen Augenblick den selamlik. Er kehrte wirklich schon nach wenigen Minuten zurück. In jeder Hand trug er eine Weinflasche.

„Das ist das Lebenselixir“, sagte er mit lächelnder Miene. „Diesen Schatz muss ich in eigener Person überwachen, sonst verschwindet er in den stets durstigen Kehlen meiner Diener allzurasch.“

„Und was sagt Dein Mohammed dazu?“ fragte ich den „gläubigen“ Muslim.

^{*)} Risotto.

^{**) Standpfeife.}

„Oh unser Prophet ist ein toleranter Mann, der gern ein Auge zu drückt. Uebrigens wird ihm im gjenet soviel Ehre erwiesen und soviel Weihrauch gestreut, dass er sich um die Erdenkinder und deren Treiben gar nicht kümmern kann. Denke Dir die Unzahl huris,^{*)} die ihn bedienend umflattern. Ich habe nur eine solche huri um mich und bekomme sie oft satt, deshalb habe ich sie zu meiner Erholung auf unbestimmten Urlaub geschickt.“

„Warst Du auch Soldat, Suleiman-beg?“

„Habe die Hetze wohl ein paar Jahre mitgemacht, aber die Spielerei war mir schliesslich zu theuer. Der Sultan zahlt in der Regel keinen Sold, auf eigene Kosten dem Vaterlande zu dienen, gefiel es mir aber auch nicht, deshalb hing ich den Säbel sammt den Offizier auf den Nagel und ging nach Hause, wo es mir trotz der Abgeschiedenheit ganz gut gefällt. Hier giebt es freilich keine irdischen huris aus den verschiedenen Stämmen der Franken, wie in Constantinopel, aber deshalb braucht man aus stiller Sehnsucht nicht in Verzweiflung zu gerathen. Man richtet sich der Umgebung anpassend ein und kommt dabei ganz gut aus.“

Der Gutsherr von Varcar-Vakuf goss ein Glas nach dem anderen hinab. Seine müden Züge belebten sich; auch seine Augen bekamen nach und nach einen unheimlichen Glanz.

„Nun erzähle mir aber, wo und wie Du mit meiner Gemahlin zusammen gekommen bist“, sagte Suleiman-beg nach einer Weile. „Ich bin darauf sehr neugierig.“

Ich schilderte ihm in kurzen Zügen meine Absicht, zur Bereicherung meines geographischen und ethnographischen Wissens die Balkanhalbinsel zu durchstreifen und brachte mit derselben auch die angesuchte und mir von seiner Gemahlin gewährte Audienz in Verbindung.

„Sei vorsichtig!“ ermahnte er mich, als ich geendet. „Du kennst den Fanatismus unserer Mohammedaner nicht. Ein zweites derartiges Wagniss könnte Dich Deinen Kopf kosten. Nun aber die Gläser frisch geleert, dann wirst Du mir etwas von Deiner Heimath erzählen. In Stambul habe auch ich viel mit den Franken verkehrt, und wenn ich mich zu behaupten erdreiste, dass ich meinen Landsleuten im Denken und in den Geissnungen etwas vor bin, so habe ich dieses nur dem Umgange mit Deiner Raçe zu verdanken. Doch was sage ich! Von Deiner Raçe! Sind wir nicht ebensogut Europäer, als ihr? Dass wir uns zu einem andern Glauben bekennen, ändert an der Sache gar nichts. Man nennt uns Türken, aber ganz und gar mit Unrecht. Wir sind wohl mohammedanische Slaven, aber Türken niemals! Die wahren Türken wohnen jenseits des Bosporus.“

Bei den letzten Worten erhob sich Suleiman-beg, ergriff die leeren Fläschchen und entfernte sich mit denselben.

„Lijepa naša domovina,
Oj junačka zemljo mila,
Stare slave djedovina
Da bi vazda čestna bila!“ ^{**}*)

tönte es von dem Corridor im reinsten Bosnischen zu mir herein. Das Lied sang Suleiman-beg.

*) Huris sind schöne Mädchen (= den Engeln der christlichen Religion), welche die Gläubigen im Himmel bedienen.

**) O unser schönes Vaterland, O du liebes Heldenreich, Alten Ruhmes Erbschaft du, Stets sei hochgepriesen!

„Schade um den Mann“, dachte ich in meinem Herzen. „Er ist nicht nur ein Freund des Rebensaftes, sondern huldigt augenscheinlich auch sonst fortschrittlichen Ideen und könnte bei gehöriger moralischer Unterstützung seitens anderer ihm gleichgesinnter Männer diesem unglücklichen Volke das Sklavenjoch, unter welchem es seit Jahrhunderten seufzt, wesentlich erleichtern.“ —

Nach der Rückkehr des bestens aufgelegten Mohammedaners begann der Bacchuscultus von Neuem.

„Was hält man im Westen von unseren Frauen?“ fragte mich Suleiman beg im Laufe des Gespräches.

„Soll ich Dir die Wahrheit sagen?“ entgegnete ich.

„Gewiss, deshalb frage ich Dich.“

„Wohlan so höre: Wir halten euere Frauen als unschuldige Opfer der Tyrannenherrschaft der Männer.“

„Habe es mir gedacht! Diese im Westen allgemein verbreitete Ansicht ist jedoch grundfalsch. Vor allem verdammt der Westeuropäer die Ausschliessung der mohammedanischen Frau von der Oeffentlichkeit. Dieselbe besteht in der Wirklichkeit gar nicht, sondern ist ganz einfach ein Phantasiegebilde der Schwarzseher. Unsere Frauen können ausgehen, wann und wie oft sie wollen. Dass sie bei ihren Ausgängen von Dienerinnen oder Dienern begleitet werden, geschieht nicht so sehr zu ihrem Schutze, als vielmehr, um damit ihre hohe Stellung anzudeuten.“

„Warum gehen aber euere Frauen verschleiert einher.“

„So befiehlt es der Korán. Diese Anordnung hat jedoch sein Gutes. Gerade der Schleier macht das Weib interessant und begehrenswerth. Würde man sie unverschleiert einhergehen sehen, so würde ihre Erscheinung dadurch an Anziehungskraft verlieren, wogegen das Geheimnissvolle, das Verhüllte seine Zugkraft dauernd beibehält. Oder bist Du einer anderen Meinung?“

„Das hat jedenfalls etwas für sich, aber ich frage Dich, warum haben euere Frauen im öffentlichen Leben und Verkehr nichts mitzureden?“

„Weil es mit der Weltordnung im Widerspruche steht. Das Weib hat mit der Oeffentlichkeit nichts zu thun. Dieses Zugeständniss hat sich an allen Nationen, die sich zu einem solchen Missgriff verstiegen, bitter gerächt. Dafür ist die Mohammedanerin aber unumschränkte Gebieterin in ihrem Hause. Ihre Herrschaft im Hause ist so gross, dass nicht einmal der eigene Gatte ihre Wohnräume betreten darf, wenn sie ungestört sein will. Wo kommt das im Westen vor? Hat sie Besuch oder will sie allein und ungestört sein, so stellt sie ein Paar Pantoffel vor ihre Thür. In diesem Falle darf Niemand, selbst ihr Gatte nicht zu ihr. Das Gleiche gilt von der Zeit, die sie im Bade zubringt.“

„Aber was machen euere Frauen den ganzen lieben Tag zwischen den vier Mauern?“

„Ich habe Dir doch gesagt, dass sie ausgehen können. Dass dies jedoch verhältnissmässig seltener geschieht, als im Westen, ist wohl nicht zu leugnen, allein dies bringt ihre Lebensweise mit sich. Die Frauen des Westens haben in allen Volksklassen und Rangstufen mehr oder weniger das Hauswesen zu leiten, was bei unseren Frauen nicht der Fall ist. Die Mohammedanerin kümmert sich um das Hauswesen nicht im geringsten.“

Wenn es auf ihre Leitung ankommen würde, so müssten die Häuser ihrer Männer bombenfest sein, um nicht aus den Fugen zu gehen. Zudem brauchen unsere Frauen gar nicht zu arbeiten. Die Frau des letzten hamal*) oder Handlangers arbeitet so wenig, als die Gemahlin des Pascha. Erlauben ihr die materiellen Verhältnisse nicht den Luxus eines dienenden Geistes, so ist deren Gatte gleichzeitig ein Sklave seines Lebenserwerbes und seines Hauses. Wenn der christliche Arbeiter von der Arbeit müde, mittags oder abends heimkehrt, so findet er das Essen bereits fertig; er kann sich niedersetzen und ausruhen, während sein mohammedanischer Leidensgenosse dasselbe für sich und seine Familie erst herstellen muss. Es ist allerdings wahr, dass der Islam auch tüchtige Arbeiterinnen, besonders hervorragende Stickerinnen aufzuweisen hat, allein diese gehören zu den Ausnahmen, während ich hier von der Regel spreche. Wenn sie arbeiten, so geschieht dies nicht, weil sie müssen, sondern zum Zeitvertreib. Besitzt die mohammedanische Frau eigenes Vermögen, so kann sie dasselbe nach Belieben verwalten und verwenden, ohne dass der Gemahl etwas dareinzureden hat.“

„Aber eine gekaufte Frau bleibt doch immer eine Sklavin ihres Besitzers,“ wagte ich einzuwenden.

„Wer sagt denn, dass wir unsere Frauen kaufen?“

„Bei uns ist diese Ansicht allgemein verbreitet.“

„Sie ist aber ebenso falsch, als so manche andere. Wir kaufen unsere Frauen nicht, sondern müssen vor der Eheschliessung sogar ihre Zukunft sicher stellen.“

„Wie meinst Du das, Suleiman-beg?“

„Der Bräutigam muss der Braut für den Fall der Ehescheidung eine entsprechende Summe, die sich nach den Vermögensverhältnissen desselben richtet, sicherstellen und bei der Auflösung des Ehevertrages an die letztere auszahlen.“

„Wer aber kein Geld hat?“

„Der heirathet ganz einfach nicht, weil er keine Braut findet. Unsere geschiedenen Frauen sind also weit weniger zu bedauern, als die christlichen, denn sie bekommen bei der Scheidung den im Ehevertrage stipulirten Betrag ausbezahlt, sie dürfen alles, was ihnen gehört mitnehmen und können sich wieder verheirathen.“

„Ist die Ehescheidung im islam mit Schwierigkeiten verbunden?“

„Ganz und gar nicht. Sind beide Theile mit derselben einverstanden, so zahlt der Gatte seiner scheidenden Gattin den Sicherstellungsbetrag aus, der Ehevertrag wird vernichtet und dadurch die Ehe ohne Intervention, sei es der weltlichen, sei es der geistlichen Behörde aufgelöst. Ist aber ein Theil gegen die Scheidung, so kommt die Angelegenheit vor den kadi.**) Geht die Scheidungsklage von der Frau aus, so ist deren Gatte immer der verlierende Theil. Eine der Gattin von ihrem Gatten vor Zeugen zugefügte Bekleidigung allein schon ist ein hinlänglicher Grund für die Ehescheidung.“

„Wird das mohammedanische Weib im allgemeinen gut behandelt?“

„Gewiss! Man hat noch nie gehört, dass sich ein Mohammedaner an seinem Eheweibe thätlich vergriffen hätte. Kann man so etwas von den Männern des Westens behaupten? Ich glaube kaum!“

*) Packträger (türk.).

**) Richter.

„Also seid ihr gewissermassen Pantoffelritter?“

„Ganz richtig. Weisst Du auf welche Weise die Mohammedanerinnen das Ehescheidungsbegehrn stellen?“

„Nein! Ich bin neugierig darauf!“

Gefällt es einer kaduna nicht mehr mit ihrem Gatten zu leben, so geht sie ganz einfach zum kadi und überreicht ihm einen Pantoffel. Dieser stellt die Ehescheidungsklage vor. Es ist auch schon vorgekommen, dass sich zwei geschiedene Ehegatten, mitunter sogar nach Verlauf von mehreren Jahren wieder vereinigt und den Rest ihren Erdenlebens in bester Harmonie zusammen zugebracht haben.“

„Wir sind also, wie ich sehe, von der Wirklichkeit sehr weit entfernt.“

„Gewiss!“ bestärkte der beg. „Wenn Du wieder in Dein Vaterland zurückkehrst, so kläre Deine Landsleute auf. Bei euch stellt man die Mohammedaner mit den reissenden Thieren auf die gleiche Stufe. Es ist allerdings wahr, dass unter dem Halbmonde nicht selten Menschenblut fliest und zwar häufig aus nichtigen Gründen, allein das liegt erstens in dem Fanatismus der Anhänger des Propheten, zweitens aber in dem sozialen Abgrunde, welcher zwischen der herrschenden Klasse und der unterjochten rajah gährt. Bei dem gegenseitigen tief eingewurzelten Hasse sind blutige Zusammenstösse unvermeidlich. Es wird aber eine Zeit kommen, in welcher die schroffen Contraste geebnet und auf Grund der unanfechtbaren Menschenrechte ein modus vivendi geschaffen wird. Um dies zu erreichen, müssen beide daran betheiligten Partheien entgegenkommend und versöhnend eingreifen. So lange sich aber ein Theil der Bevölkerung auf den Quarz, der andere aber auf den Stahl herausspielt, so lange wird der Anprall der beiden an einander immer Feuer und Blut erzeugen. Es wird wohl eine Zeit kommen, in welcher diese Gegensätze ausgeglichen werden, allein dieselbe schwebt ohne Zweifel noch in weiter Ferne. —“

„Aber warum heisst es denn im al-korán, dass der Gatte der Herr über sein Weib ist, wenn bei euch die Frauen eine so grosse Freiheit geniessen?“ fragte ich den beg, um das Gespräch auf das eigentliche Thema zurückzuführen.

„Das ist er ja doch!“ erwiderte der Gefragte mit Wärme. „Daraus folgt aber nicht, dass unsere Frauen ein Sklavenleben führen. Jene Lehre des Propheten drückt übrigens in erster Linie die Oberhoheit des Mannes aus. Ist dies nicht auch bei euch, Christen der Fall? Im Interesse der nichtmohammedanischen Frauen wäre es zu wünschen, dass sie hinsichtlich der Behandlung mit den Verehrerinnen des Propheten ein gleiches Loos hätten.“ —

Ich hätte noch so manche Einwendung machen können, allein Suleiman-beg schwebte schon in den höheren Regionen. Es war ihm anzuschreiben, dass er einen Widerspruch nicht geduldet hätte, also blieb ich still. Zudem verkündeten die Hähne das Nahen der Geisterstunde, deshalb bat ich ihn um die Anweisung meines Nachtlagers. Suleiman-beg entsprach bereitwillig meinem Wunsche und wenige Minuten später ward es still und ruhig in der altehrwürdigen kula des Grundherrn von Varcar-Vakuf.



Achtes Capitel.

Drei Tage in einem tekijeh.*)

Das ist der Brüder vereinter Chor,
Die Andacht erhebt sie zum Herrn empor.

Die Sonne hatte sich bereits hoch über dem östlichen Horizonte erhoben, als ich am kommenden Morgen erwachte. Das Geräusch, welches mein Aufstehen verursachte, lockte den Diener, der vor meinem Schlafzimmer Wache hielt, herbei. Er brachte mir das mit Wasser gefüllte Waschbecken, ein Meisterwerk mittelalterlicher Ziselierkunst, und ein langes mit Goldstickerei umrandetes Handtuch von feinster Leinwand und erkundigte sich nach meinen weiteren Befehlen.

„Schläft der beg noch?“ fragte ich den Mann.

„Jawohl, efendi, er steht immer spät auf“, erwiderte der Gefragte.

Ich kleidete mich an und betrat den weiten Hof. Die Dienerschaft, Männer und Weiber, erstere vorherrschend, letztere aber ausschliesslich aus Christen bestehend, bewegte sich im echt orientalisch-trägen Tempo hin und her. Ein Mann, dessen Aeusseres von jenem des übrigen männlichen Gesindes vortheilhaft abstach, kam auf mich zu und grüsste mich ehrerbietig.

„Gehörst Du auch zu der Dienerschaft des Suleiman-beg?“ fragte ich den Mann nach der Erwiderung seines Grusses.

„Ich bin der čaus*) auf der kula“, erwiderte der Gefragte.

„Darf ich wohl den Blumengarten betreten?“

„Nach Belieben, denn die begovica ist, wie Du wissen wirst, nicht zu Hause, andere mohammedanische Frauen giebt es aber in der kula nicht.“

Hier erlaube ich mir einzufügen, dass die Blumengärten in der Türkei ein ausschliessliches Territorium der Frauenwelt bilden. Ich werde mich in einem späteren Capitel darüber ausführlich ergehen und erwähne hier nur, dass der Blumengarten der Gemahlin des Grundherrn von Varcar-Vakuf, trotzdem der Lenz seine ganze Pracht noch nicht entfaltet hatte, ein wahres Paradies war.

Ich verweilte unter den Kindern des Lenzes eine geraume Weile und ergötzte mich an der Fülle und an dem Wohlgeruche derselben. Eine Jasminlaube winkte mir so einladend entgegen, dass ich nicht widerstehen konnte. Ich betrat dieselbe und liess mich auf der niederer Rasenbank nieder. Auf dem Boden lagen verwelkte, mitunter auch zerknitterte Blumen, die wahrscheinlich die junge begovica am Vortage ihrer Abreise

*) Mohammedanisches Kloster.

**) Sprich tschausch (türk.) = Aufseher, in der Militärsprache Zugsführer.

gepflückt und verstreut hatte. Ein seltsam banges Gefühl beschlich mich. Es kam mir vor, dass ich das träumerische Lied:

„Alles freuet sich und hoffet,
Wenn der Frühling sich erneut“

singen hörte. Alles freuet sich und hoffet, nur in meiner Brust war die Hoffnung erstorben. Was hatte ich noch zu erhoffen? War ich nicht auch eine geknickte Blume? Meine Gedanken flogen in die weite Ferne über die stolze Adria, nach dem mir so grausam entrissenen Schatze. „Lass alle Hoffnung fahren!“ raunte mir eine Stimme ins Ohr. „Verloren, verloren auf ewig!“ —

Hastige Schritte auf dem vom Regen weissgewaschenen Kieswege weckten mich aus meinen Träumen; Suleiman-beg näherte sich der Laube.

„Bruder, wo steckst Du denn?“ fragte er mich. „Ich suchte und rief Dich an allen Ecken und Enden.“

„Hier gefiel es mir so ausserordentlich gut, dass ich auf die Aussenwelt vergass“, erwiderte ich verwirrt.

„Hier hast Du etwas von mir!“

Bei diesen Worten übergab mir der beg eine blassrothe halb aufgeblühte Nelke.

„Ich danke Dir, mein guter beg“, erwiderte ich. „Wolltest Du mir nicht auch die Bedeutung Deines Geschenkes erklären?“

„Verstehst Du denn die Blumensprache nicht?“

„Nein!“

„Du wirst sie schon erlernen; vielleicht noch früher, als Du denkst. Die aufblühende rothe Nelke bedeutet den Beginn aufrichtiger Freundschaft. Ich habe in Dir einen Menschen kennen gelernt, der, wenigstens in meinen Augen, Achtung und Freundschaft verdient und werde Dir eine solche stets treu bewahren. Aus diesem Grunde darfst Du nicht ungehalten sein, wenn ich mich Dir gegenüber offen ausspreche. Ich habe heute Morgen über Dich nachgedacht. Weshalb solltest Du in der Welt herumirren? Bleibe bei mir, es wird Dir an nichts fehlen. Ich werde Dir die Oberaufsicht über alle meine čauši übertragen. Dabei wirst Du Dein Auskommen recht gut finden. Ich fühle häufig das Bedürfniss, mit gebildeten Menschen zu verkehren, finde aber nur sehr selten eine Gelegenheit dazu. Wenn Du aber unseren Glauben annehmen willst, so schenke ich Dir ein, meinetwegen auch zwei Dörfer. Auf diese Weise wirst Du ein aga und kannst Dir nach Belieben ein Mädchen unseres Glaubens als Lebensgefährtin aussuchen. Wo Suleiman-beg Kulenovič sein eigenes Ich in die Wagschale wirft, dort gibt es keinen Widerstand. Meine Gattin hat eine hübsche Schwester, welche Dir gewiss keinen Korb geben wird, wenn ich mich bei ihr für Dich verwende. Willst Du?“

Ich war von dem Antrage des menschenfreundlichen beg derart verwirrt, dass ich kein Wort der Erwiderung fand. Als sich diese einigermassen gelegt hatte, begann der Kampf in meinem Herzen. Nahm ich seinen Antrag an, so war ich mit einem Handschlage unabhängig; meine Zukunft war gesichert. In meiner Heimath hatte ich ohnehin nichts zu suchen; hier aber konnte ich mir ein sicheres, vielleicht sogar ein glückliches Heim gründen. Doch nein!

„Dir ist die Wahl schwer, nicht wahr?“ fragte mich Suleïman-beg, der meinen Seelenkampf bemerkt haben mochte. „Der Religionswechsel bildet das Hinderniss, ich weiss es.“

„Errathen, mein guter beg.“

„Warum? Unser Glaube hat mit eurer Religion sehr Vieles gemeinschaftlich. Oder wolltest Du vielleicht gar behaupten, dass euere Religion besser ist als unsere?“

„Ich behaupte gar nichts, aber meine Ansicht geht dahin, dass Jeder-mann, der den Glauben seiner Väter wegen materieller Vortheile verleugnet, ein elender Wicht ist.“

Der beg sah mich verwundert an.

„In dieser Hinsicht dürftest Du wohl Recht haben“, sagte er nach einer Weile. „Ich sehe, dass es auch unter den gjauri feste und ehrenwerthe Charaktere gibt. Wohlan, folge Du Deiner inneren Eingebung und ziehe wieder fort von hier. Wenn Du Deine Gesinnung einst ändern solltest, so wirst Du mich stets bereit finden, mein Versprechen einzuhalten. Ich bin ein Kulenovič; ein Kulenovič ist noch nie wortbrüchig gewesen. — Wann willst Du abreisen?“

„Sogleich!“

„Meinetwegen, aber Du musst Dir gefallen lassen, dass ich Dich bis Jajce begleite.“ —

Wir verliessen den Garten und kehrten in die kula zurück, wo uns ein üppiges Morgenmahl erwartete. Nach dem Frühstück führte mich der beg in seinen Marstall und hiess mich ein Reitpferd wählen, worauf wir in den Sattel stiegen und von zwei ebenfalls berittenen Dienern gefolgt, die Reise nach Jajce antraten.

Wir kamen viel langsamer fort, als mir angenehm war, nicht wegen der Gesellschaft, in welcher ich mich befand, sondern wegen des Besuches aller an der Strasse gelegenen han's. Auch nicht die elendste Schenke wurde übergangen. Aus diesem Grunde erreichten wir unser Endziel erst bei einbrechender Nacht. Wir stiegen im Haupt-han ab und sahen uns in wenigen Minuten von einem Dutzend meist junger begs umgeben. Der Abend und ein grosser Theil der Nacht verlief in der animirtesten Art und Weise. Die Hauptrolle spielte dabei der Weinkrug, der unermüdlich die Runde machte. Wir sassen freilich nicht in der trapezarija, denn so etwas hätte ein nicht geringes Aergermiss erregt, sondern in einem in dem Hoftrakte gelegenen Locale. Jeder han hat derartige mehr oder minder ausgedehnte Sündenräume, in welchen die Verehrer des Propheten von prophanen Augen unbemerkt dem Bacchus huldigen. —

„Und das Pferd?“ sagte am folgenden Morgen Suleïman-beg, als ich mich verabschieden wollte.

„Ich habe es, wie Du weisst, gestern Abends dem Stallknecht übergeben“, erwiderte ich.

„Willst Du es nicht haben? Ich habe es Dir doch geschenkt; das heisst, wenn Du von mir ein Geschenk annehmen willst.“

Ich nahm das Geschenk dankbar an, erhielt von meinem Wohlthäter für einige an oder unweit des von mir zurückzulegenden Weges wohnende beg's Empfehlungen, sprang in den Sattel und trabte davon.

Ein Reiter! Ein Reiter auf eigenem Pferde! Diese Thatsache übertraf meine kühnsten Erwartungen. Es wäre schön gewesen, aber es hat nicht sollen sein. Sokol,*) so hiess mein Pferd, war ein Gemisch von arabischem und tscherkessischem Blut, dabei jung und viel feuriger, als mir angenehm war. Anfangs ging es noch an, mit der Zunahme der Sonnenhitze aber wurde die Zahl der uns umschwärmenden Fliegen von Minute zu Minute grösser und setzte dem Thiere ärger zu, als demselben lieb war. Sokol feuerte in Folge dessen nach allen Seiten aus. Dadurch gerieth mein Körper nicht selten gar bedenklich ins Wanken. Wenn der geehrte Leser zudem noch in Betracht zieht, dass ich von der Reitkunst nicht viel verstand und gleichzeitig mit den Folgen der letzten beinahe schlaflos durchlebten Nacht zu kämpfen hatte, so wird er sich den Ritter von der traurigen Gestalt, den ich darstellte, unschwer ausmalen können. Hie und da winkte mir wohl ein han entgegen, allein ich blieb standhaft auf meinem Sokol sitzen, weil . . . nun, weil ich das Ab- und Aufsitzen fürchtete.

Gegen Mittag zogen, vom Nordwinde gepeitscht, schwarze Wolken herauf. Der Himmel verfinsterte sich und in wenigen Minuten ergoss sich ein Platzregen in dem vollsten Sinne des Wortes über mich herab. Ich befand mich ungefähr auf dem halben Wege zwischen den beiden Ortschaften Dubrava und Gosiči.**) Kein Haus, kein Dach in der Nähe. Ich lenkte von der Strasse rechts ab und ritt einem aus ungefähr zwanzig Eichen von riesigem Umfange bestehendem Walde zu. Bevor ich denselben erreichte, war ich bis auf die Knochen nass. Unter dem ersten Baume, der als der stärkste von allen gleichsam über die übrigen zu wachen schien, angekommen, kroch ich, so gut meine halberstarren Glieder es zuliessen, aus dem Sattel, band das Pferd an einen tief herabhängenden Ast, ich selbst aber verkroch mich in den hohlen, mit vorjährigem Laub ziemlich hoch angefüllten Bauch des Baumriesen. Ich hatte mich in dem behaglichen, mit trockenem Laube ausgepolsterten Raume kaum halbwegs häuslich eingerichtet, als auch schon der Morpheus seinen lähmenden Schatten über mich warf und mich dieser Welt entrückte.

Als ich erwachte, stand die Sonne bereits tief im Westen. Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen und steckte den Kopf durch die Oeffnung hinaus. Mein prächtiger Sokol war nicht mehr da. Ja, habe ich denn wirklich ein Pferd besessen? Vielleicht hatte ich von einem solchen nur geträumt? Ich dachte nach. Gewiss besass ich ein Pferd, denn von den Knieen herab klebte an meiner Hose eine Menge kurzer Haare, die offenbar von einem Pferd herührten. Aber wohin war das Pferd verschwunden? Hatte es Jemand gestohlen oder hatte es sich losgemacht und war instinktmässig gegen Varcar-Vakuf fortgaloppirt? Diese beiden Fragen sind mir heute noch ein Räthsel, aber soviel steht fest, dass ich von meinem Sokol nie mehr etwas gehört habe. „Wie gewonnen, so zerronnen!“ dachte ich mir und arbeitete mich mit einiger Anstrengung aus dem Laubhaufen heraus. Meine Kniee waren in Folge der Nässe ziemlich steif geworden; mit der Bewegung jedoch kam wieder Leben in dieselben und ich schritt

*) Der Falke (slav.).

**) Sprich Gossitschi.

rüstig aus. Ich übernachtete in dem Strassen-han von Gosiči und wollte am folgenden Morgen früh aufbrechen und von nun an gehörig ausschreiten, da mich das Leben in Bosnien anzuwidern begann.

In der Nacht stellte sich ein hitziges Fieber bei mir ein; die Regen-nässe und das unregelmässige Leben in der letzteren Zeit hatten meine Gesundheit erschüttert. Gegen Morgen hatte das Fieber nachgelassen und ich brach, obwohl sehr leidend, auf. Anfangs ging es noch an, als ich aber Turbe erreichte, versagten mir die Füsse den Dienst. Ich betrat den han und hatte kaum noch die Kraft, mich in einen Winkel des übrigens nicht besonders reinen Gemaches, niederzusetzen, ohne dabei zu fallen.

Turbe ist ein aus vier Wohnhütten und dem han bestehender Weiler. Das Wort turbè bedeutet in der türkischen Sprache die Grabstätte. Wie mir der handjija erzählte, lag unweit davon ein mohammedanischer Friedhof, auf welchem die todten Anhänger des Propheten aus der Umgebung beigesetzt wurden. Die Gräberstätte hatte auch dem Weiler den Namen gegeben.

„Ist ein vidar in der Nähe?“ fragte ich den Wirth, als ich sah, dass die Fieberhitze bedenklich stieg.

„Es gibt wohl hie und da kmeten, die sich vidari schimpfen lassen, aber sie taugen alle zusammen nichts“, erwiderte der Gefragte. „Die Leute kennen sich nicht einmal bei den Krankheiten des Viehes aus, geschweige denn bei den Leiden der Menschen. Wenn Du Dich nur bis Travnik fortrbringen könntest. Dort gibt es wohl mehrere hečims.“

„Könnte man nicht einen hierherkommen lassen?“

„Das schon, aber erstlich sind sie sehr theuer und dann wüsste ich nicht, wo ich Dich unterbringen könnte. Ein kranker Mensch bedarf der Ruhe, die ich Dir bei dem beschränkten Raume, über den ich verfüge, nicht sichern könnte. Hier ist ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, eine Unordnung, die zuweilen selbst einem gesunden Menschen unangenehm ist.“

„Schöne Gegend!“ dachte ich mir. „Ich bin krank und ohne Obdach.“

Einen Augenblick wandelte mich die Reue an, dass ich den grossmütigen Antrag Suleiman-beg's abgelehnt hatte. Doch nein! Die goldene Freiheit und Unabhängigkeit hatte ihr volles Recht, von mir auch Opfer zu verlangen. Auf meine feste Körperconstitution bauend, hoffte ich, das Uebel bald zu überwinden.

„Ich hab's efendi, ich hab's!“ fuhr der Wirth auf, während er sich einen nicht sehr gelinden Schlag auf den Kopf versetzte.

„Was hast Du, handjija?“

„Ich begreife nicht, dass ich nicht gleich daran gedacht habe! Kaum eine Viertelstunde von hier entfernt liegt das Ali Pascha - tekijeh, dort wirst Du freundliche Aufnahme und eine ausgezeichnete Pflege finden, ohne eine para*) bezahlen zu müssen. Die Mönche kennen sich auch in der Heilkunst aus.“

„Aber Mann Gottes, ich bin doch ein Christ, wie kann ich als solcher in einem mohammedanischen Kloster Unterkunft und Hilfe suchen?“

*) Die kleinste türkische Scheidemünze, ungefähr $\frac{4}{5}$ Pfennig.

„O, das macht nichts, die mohammedanischen Mönche kennen keinen Glaubensunterschied, sondern behandeln alle, die bei ihnen vorsprechen, mit gleicher Freundlichkeit und Liebe.“

Ich schüttelte ungläubig mein Haupt. Das Wenige, was ich bis dahin von den mohammedanischen Mönchen wusste, lautete dieser Behauptung ganz und gar entgegengesetzt.

„Was der handjija sagt, ist reine Wahrheit,“ mischte sich ein alter Mann, der in dem entgegengesetzten Winkel hockte und den ich bis dahin garnicht wahrgenommen hatte. „In einem tekijeh sind alle Menschen gleich; wollte Gott, dass dies auch im Uebrigen so wäre!“

„Aber ich habe bisher immer gehört, dass die mohammedanischen Mönche die fanatischesten Moslims sind.“

„Das ist wohl wahr, schliesst aber die Gastfreundschaft, die jedem rechtgläubigen Mohammedaner heilig ist, nicht aus. Diese Satzung bildet den Glanzpunkt der mohammedanischen Religion.“

Ich konnte den Zweifel, der meine Seele beherrschte, noch immer nicht bannen.

„Die mohammedanischen Mönche sind im Allgemeinen gegen alle Menschen gastfreundlich, insbesondere aber gegen Reisende,“ fuhr der Alte nach einer Weile fort. „Die Gastfreundschaft wird aber nicht selten, besonders von arbeitsscheuen Christen, missbraucht. Viele derselben durchziehen das Kaiserreich kreuz und quer, ohne arbeiten zu müssen.“

„Giebt es viele Klöster in der Türkei?“

„Stellenweise mehr als genug. Ausser den tekijeh bestehen auch noch verschiedene manastiri*) der orthodoxen Christen, wie nicht minder šokčische**) Klöster.“

„Also steht es mit den Christen nicht so schlecht, wie man bei uns glaubt.“

„Das türkische Gesetz ist zwar nicht schlecht, aber es ist ohnmächtig. Die beg's und aga's kümmern sich um dasselbe nicht, sondern verfahren mit der rajah nach ihrer Willkür. Aber wehe dem Menschen, der sich ihren Anordnungen nicht fügt; er ist verloren. Ist der Grundherr gut und menschlich gesinnt, so kommt man leicht fort, tritt das Gegentheil ein, so sind die Qualen der Hölle im Vergleiche zu unseren Leiden, ich möchte sagen, ein Linderungsmittel.“ —

„Ich möchte Dir, efendi, wenn Du erlaubst, rakija mit Honig kochen; das wird Dir gut thun,“ meinte der Wirth.

„Aber das würde die Hitze nur noch vermehren,“ entgegnete ich.

„Das macht nichts. Je mehr Du schwitzest, desto früher wirst Du wieder gesund werden. Du kannst Dich dann eine Weile niederlegen und ausruhen, gegen Abend aber gegen das Kloster aufbrechen.“

„Meinetwegen.“

Der handjija entfernte sich, um mir das Heilmittel zu bereiten.

„Mein pobratin***) Paja hat recht,“ sagte der Alte, als der Wirth fort war. „Ruhe nur aus, ich werde Dich, wenn es Dir recht ist, bis zum tekijeh begleiten.“ —

*) Klöster.

**) Katholische von saka (spr. schaka), die Faust, weil sich die Katholiken mit der Faust bekreuzen.

***) Wahlbruder (slav.), siehe Capitel.

War es Einbildung oder Wirklichkeit, aber es steht fest, dass ich mich nach dem Genusse der vermeintlichen Medizin und nach dem wahrscheinlich von derselben hervorgerufenen kurzen Schlafe bedeutend wohler fühlte. Ungefähr eine halbe Stunde vor dem Sonnenuntergange machten wir uns auf den Weg.

„Warum heisst das Kloster Ali Pascha-tekijéh?“ fragte ich meinen Begleiter unterwegs.

„Weil es von Ali Pascha gestiftet wurde,“ erwiderte der Alte. „Das Kloster war früher ein Herrngut, und da sein Besitzer kinderlos war, so wandelte er dasselbe in ein Kloster um und zog fort von hier, nach Mekka, wo er bald nach seiner Ankunft gestorben sein soll.“

Das Kloster, ein ausgedehnter, in gutem Zustande erhaltener Bau, lag in einem Eichenwalde versteckt. Mein Begleiter stellte mich dem Vorstande scheik hadji-Nedir vor, verabschiedete sich von mir und trat den Rückweg an. Der scheik, eine hagere, gebeugte Gestalt, empfing mich zwar mit wenigen, aber freundlichen Worten, führte mich in eine Zelle und liess mich in derselben allein zurück. In derselben sah es zwar ärmlich, aber reinlich aus. Das einzige Möbel bildete eine weite, mit einer Strohmatte bedeckte Holzpritsche. Auf den weissgetünchten Wänden sah ich mehrere Koran-Sprüche aufgeklext

Hadji-Nedir brachte mehrere Kopfkissen, machte aus denselben auf der Pritsche ein Bett zurecht, half mir beim Entkleiden, deckte mich schliesslich zu und verliess wieder die Zelle. Die unheimliche Stille, die mich umgab, dauerte zum Glück nur eine kurze Zeit. Ich vernahm auf dem Gange Stimmen, die sich meiner Zelle näherten. Gleich darauf erschien der Klostervorstand, von zwei anderen derwischen*) begleitet, in der Thür. Einer von ihnen, ein kleines Männchen, mit lebhaften Augen, trug eine Leuchte in der Hand. Er grüsste, näherte sich meiner Lagerstätte und erkundigte sich nach meinem Befinden. Dieser Mann hiess, wie ich später erfuhr, Mehmed und war zugleich auch der Klosterarzt. Nach den an mich gestellten Fragen glaubte ich schliessen zu dürfen, dass er von der Heilkunst wirklich etwas verstand. Nach der Consultation wechselte er mit den beiden Mönchen in türkischer Sprache einige Worte, worauf sich diese entfernten.

„Dich hat ein rheumatisches Fieber befallen“, sagte derwisch Mehmed, als wir allein waren. „Die Folgen davon sind, wenn man nicht rechtzeitig dagegen wirkt, schwer zu beseitigen, deshalb wollen wir dem Uebel gleich entgegenarbeiten, damit Du, insch'-allah**), recht bald wieder auf die Füsse kommst.“

Nach diesen Worten setzte er sich neben mir nieder, zog aus dem Gürtel die brojanica hervor und widmete seine Zeit dem dolce par niente.

Brojanica ist ein slavisches Wort und bedeutet soviel als Zählapparat, von brojiti, zählen. Dieselbe besteht aus einer Anzahl von gleich grossen Kügelchen aus Holz oder Bein oder Bernstein, die an einer Schnur angekreist sind, ungefähr wie der sogenannte Rosenkranz der Katholiken. Die Orientalen, ohne Unterschied der Confession, bedienen sich derselben, um sich durch das Abrollen der Kügelchen die Zeit zu verkürzen.

*) Mönche (türk.).

**) So Gott will (türk.).

Nach ungefähr einer halben Stunde kehrten die beiden Mönche wieder in meine Zelle zurück. Der Begleiter des Vorstandes brachte einen dampfenden Kessel und stellte denselben neben der Pritsche auf den Boden. Der demselben entsteigende Dampf verbreitete einen gar nicht unangenehmen Pflanzen- und Gewürzgeruch.

„Das ist für Dich“, sagte derwisch Mehmed, der Arzt. „Die Verkühlung muss man aus dem Körper vertreiben, bevor sie in die Knochen eindringt, sonst bringt man sie sein Lebtag nicht heraus.“

Bei den letzten Worten zog er meine Decke hinweg, entblößte mich von der Leibwäsche und nahm mit dem Pflanzenabsud die Einreibung meines Körpers vor. Die Manipulation war alles eher, als angenehm, denn der Klosterjünger Aesculaps trug gehörig auf, d. h. er bearbeitete mich mit einer Kraftanwendung, dass ihm der Schweiß auf der Stirn perlte. Das war jedoch erst der Anfang. Nach ungefähr einer Viertelstunde trocknete er mich mit einem Leintuch ab und hiess mich auf die unterdessen von den beiden anderen Mönchen auf der entgegengesetzten Stelle des minderluk bereitete Liegestelle gehen. Den zweiten Akt der Heilmethode derwisch Mehmeds bildete die Massage, aber auf eine Art und Weise, dass ich es in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Ich wurde gepufft und geknetet, dass mir Sehen und Hören verging. Ich jammerte und schrie wie der Vogel in der Springfalle vergebens.

„Es muss sein!“ erwiderete der Klosterarzt auf alle meine Einwendungen.

Da aber auf dieser Welt alles ein Ende hat, so musste endlich auch die Tortur meiner sterblichen Hülle aufhören. Derwisch Mehmed deckte mich zu und verabschiedete sich von mir mit den Worten:

„Nun haben wir, insch'-allah, die Verkühlung ausgetrieben. Ruhe gehörig aus, wenn es nothwendig sein sollte, so werden wir morgen die Procedur wiederholen.“

„Das wohl weniger!“ dachte ich mir, als sich die Mönche entfernten. „Ich werde eher bei Nacht und Nebel durchgehen, als mich noch einmal kneten lassen.“

Ich betrachtete meinen Körper, um mich zu überzeugen, ob meine Knochen heil sind. Dieselben waren wohl unbeschädigt, allein mein ganzer Körper war so wehleidig, dass mir jede, auch die kleinste Bewegung sehr empfindliche Schmerzen verursachte. Dabei schwitzte ich aber, wie man zu sagen pflegt, für die Lebendigen und für die Todten. Zudem wurde mein Kopf derart eingenommen, als ob ich den grässlichsten Katzenjammer gehabt hätte. Ich verfiel in eine Art Taumel und schlief trotz der heftigen Schmerzen alsbald ein.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, sass Mehmed an meiner Lagerstätte und fragte mich, wie ich mich fühle. Während der Nacht waren alle Schmerzen von mir gewichen, nur die Körperoberfläche war hie und da noch wehleidig. Ich wollte aufstehen.

„Davon ist keine Rede,“ sagte derwisch Mehmed, als er meine Absicht bemerkte. „Du musst heute ausruhen, morgen ein stärkendes Bad nehmen und dann wirst Du in allahs Namen wieder fortziehen. Du kannst ohnehin, selbst als gesund, noch zwei Tage in dem tekijeh verbleiben.“

„Wie so?“

„Weil jedem Fremden ein dreitägiger Aufenthalt bei einer Brudergenossenschaft freisteht.“

„Wenn Jemand aber länger als drei Tage bei euch bleiben wollte?“

„Das kann er immerhin thun, muss aber nach Verlauf obiger Zeit arbeitend miteingreifen. Der tekijéh-Vorstand schickt Niemand fort, sondern bringt dem Gaste Geräth oder Werkzeug und heisst ihn mitgehen. Wir sind arme Leute, die nichts ihr Eigen nennen. Die Gebäude, die wir bewohnen, und die Felder, die wir bebauen, sind uns von allah zur Verwaltung übergeben worden. Aus dem Ertrage derselben bestreiten wir unsere Lebensbedürfnisse, der Rest aber gehört den Armen und den Menschen, welche allah auf Reisen schickt. Drei Tage genügen auch dem Müden zur Rast und Gewinnung frischer Kräfte. Bleibe also ruhig liegen und stärke Dich; ich habe auch für Deine Verpflegung Sorge getragen. Du erlaubst schon, dass ich Dich einen Augenblick allein lasse . . .“

Derwisch Mehmed entfernte sich, kehrte aber schon nach wenigen Minuten mit dem Frühstück zurück.

„Greife zu, Bruder in allah!“ sagte er, während er das Mitgebrachte auf den minderluik stellte. „Wenn der Magen befriedigt ist, ruht es sich besser.“

Das Frühstück bestand aus pilaf und einer Tasse Wein. Ich betrachtete bald die Tasse mit ihrem Inhalt, bald den Mönch.

„Wie kommt der Wein in ein tekijéh?“ fragte ich verwundert den Arzt.

„Ihr nennt es Wein und trinket davon nach Belieben, zuweilen sogar über das Mass, wir dagegen betrachten das Product der Rebe als ein Heilmittel und nehmen dasselbe auch nur als solches ein. Zur Erhaltung der Gesundheit ist der Genuss jeder Gabe, die uns die Natur zur Verlängerung unseres Lebens beschert hat, erlaubt. Allah hat zwar dem Leben des Menschen feste Grenzen gesetzt, das hindert aber nicht, dass der Mensch sein Möglichstes thun muss, um für dasselbe zu kämpfen.

„Trinket ihr, derwische auch keinen Branntwein?“

„Nein! Unsere Nahrung besteht aus Hülsenfrüchten, Getreideproducten und aus Wasser. Mit dieser Kost müssen auch unsere Gäste vorlieb nehmen, Kranke aber müssen eine bessere Nahrung haben.“

„Machet ihr in der Erweisung der Gastfreundschaft keine Ausnahme?“

„Nein! Warum auch? Sind denn nicht alle Menschen Geschöpfe allah's? Wir alle sind seine Kinder und seinem unerforschlichen Walten unterworfen. Es wird eine Zeit kommen, in welcher sich alle Kinder der Erde in einem Gott und in einem Glauben liebend umarmen werden. Wir leben in einer Zeitperiode der Zerwürfnisse und des gegenseitigen Hasses, aber nach Regen und Sturm wird der Sonnenschein des Friedens, der Eintracht und der gegenseitigen Liebe kommen. Insch 'allah!“

„Giebt es in dem otomanischen Kaiserreiche verschiedene Bruderschaften oder leben alle derwische nach einer Regel?“

„Der islam umfängt verschiedene Vereinigungen, von denen unsere jedoch am stärksten sein dürfte, in Romania*) wenigstens. Die Bruderschaft der bektaschi hat keine gemeinsamen Wohnsitze. Jedes Mitglied

*) Europa.

derselben lebt für sich, wo und wie es will. Die bektaschi*) durchziehen als Verkünder des Glaubens das unendliche Reich der Gläubigen und leben von der Mildherzigkeit ihrer Mitmenschen. Sie tragen keine einheitliche Kleidung und erkennen sich gegenseitig durch Zeichen und Winke. Sie können auch heirathen. Ihre Frauen geniessen den Vorzug, dass sie sich vor den Mitgliedern dieser Vereinigung innerhalb der Grenzen ihrer Wohnstätten nicht zu verschleieren brauchen. Sie essen und leben, wenn sie zu Hause sind, mit ihren Frauen gemeinschaftlich, deshalb haben deren Wohnungen keinen Harem.“

„Sind sie auf andere Männer nicht eifersüchtig?“

„Nicht im Geringsten. Man hat auch noch nie von einem Treubruch ihrer Frauen gehört. — In Stambul, in Anatol**) und weiter hinaus lebt die weitverzweigte Bruderschaft der mewlews oder der tanzenden derwische, von denen Du jedenfalls schon gehört hast. Der Gründer dieser Bruderschaft hiess Harzet Mewlawa, daher ihr Name. Ihre Gottesverehrung besteht im Gebet und in verschiedenen Drehungen und Bewegungen des Körpers, — Eine weitere Bruderschaft bilden die kopaï, auch Zauberer oder Schlangenbeschwörer genannt. Diese stammen aus Indien ab und kommen in unserem Welttheile nur in Stambul vor, wo man deren Hilfe zum Austreiben der Schlangen aus den Wohngebäuden in Anspruch nimmt. Ausserdem bestehen noch die Bruderschaften der ruffaï, saadi und der nakschibenti, die jedoch von untergeordneter Bedeutung sind. Unser tarikat***) heisst kadri†). Hie und da giebt es auch einzeln wohnende Einsiedler, allein diese halten sich an keine einheitliche Lebensregel und bilden auch keine Vereinigung.“

Während der Schilderung hatte ich mein Frühstück verzehrt. Mehmed nahm Schüssel und Schale und entfernte sich. Bald darauf drang ein wellenförmig steigendes und fallendes Murmeln zu meinen Ohren; es war das zweite Tagesgebet, welches die derwische verrichteten. Ich schlummerte bald wieder ein, allein der Schlaf war von kurzer Dauer. Nach dem Erwachen fühlte ich mich vollkommen wieder hergestellt und wäre am liebsten aufgestanden, wenn Mehmed nicht das Gegentheil angeordnet hätte. Ich blieb also liegen. Die Zeit verstrich sehr langsam; es wollte garnicht Abend werden. Endlich ging auch die Sonne zur Ruhe und die Abendröthe übergoss die Stätte des Friedens und der Arbeit mit ihrem Gold, welches nach und nach die Nacht mit ihren schattigen Fittichen bedeckte, um es wenige Stunden später der Aurora bei ihrem Erwachen zur Verfügung zu stellen. Neu gestärkt stand ich am folgenden Morgen auf, kleidete mich an und verliess meine Zelle. Ich blickte durch ein Gangfenster in den Hof und bemerkte um den tschardivan ††) herum ungefähr zwanzig Mönche, welche den abdest machten, d. h. die Morgenwaschung ihres Körpers vornahmen. Um sie in ihrer Andacht nicht zu stören — die Waschung des Körpers gehört auch zur Andacht — zog ich mich möglichst still in meine Zelle zurück.

*) Der in dem Beginn der österreichischen Occupation von Bosnien und Herzegovina vielgenannte hadji-Loja war ebenfalls ein bektasch oder Bettelderwisch.

**) Kleinasien (türk.)

***) Orden.

†) Eremiten, Einsiedler.

††) Der von einem auf vier Pfeilern ruhenden Dache geschützter Klosterbrunnen.

Nach der Waschung begann das Morgengebet, welches eine geraume Weile in Anspruch nahm. Das hauptsächlichste Gebet der kadri macht die Anrufung Gottes aus. Jeder derwisch muss während einer jeden Gebet verrichtung den Namen allah wenigstens neunhundertneunundneunzigmal aussprechen.

Ungefähr eine Viertelstunde nach der Verrichtung der Morgenandacht erschien derwisch Mehmed mit dem Frühstück in meiner Zelle. Ich genoss das mir Vorgesetzte und verliess sodann mit dem Mönche den gastlichen Raum.

„Wo finde ich euren Vorstand?“ fragte ich den derwisch unterwegs.

„Dedè scheïk?*) Er ist in seinem Harem,“ erwiderte der Gefragte.

„Was hast Du gesagt, er ist in seinem harem? Kloster und harem, wie reimt sich das?“

„Nach Euren Begriffen reimt es sich wohl nicht, nach unseren dagegen ganz gut. Auch wir, derwische, könnten beweibt sein, wenn wir uns diesbezüglich strenge an den koran halten wollten, denn der Prophet hat die Ehe für alle Männer obligatorisch erklärt. In den ersten Zeiten unserer Wiedergeburt war dies wegen der schnelleren Vermehrung der Anhänger islam's nothwendig. Wie aber auf der Welt kein Gesetz und keine Verordnung von beständiger Dauer und Wirksamkeit ist, so kamen in Folge der Zeiten von allah erleuchtete Männer und Vollstrecker der Satzungen unserer heiligen Religion zu der Ueberzeugung, dass die obligatorische Ehe der moslims nicht mehr absolut nothwendig sei; deshalb sind jetzt nur noch die scheiks der Klosterfamilien und selbst diese nicht immer verheirathet. Wir sind auch nicht an das Klosterleben gebunden, sondern können austreten und fortgehen, wann wir wollen; es kommt jedoch sehr selten vor, dass ein kadri-derwisch die Ruhe des tekijéh mit dem Geräusch der Welt vertauscht. — Doch was wolltest Du von dem scheïk? Vielleicht eine Geldunterstützung auf den Weg?“

„Nein, sondern ich wollte mich nur für die mir gewährte Gastfreundschaft bedanken.“

„Bedanken? Wofür? Wir erfüllten an Dir nur die Menschenpflicht; die Pflichterfüllung aber bedarf keiner Dankbezeugung. Gehe in allah's Namen. Seine Hand geleite Dich an das Ziel Deines Strebens und schliesslich in das Reich seiner Herrlichkeit! Insch' allah!“

Ein warmer gegenseitiger Händedruck und ich verliess das gastfreundliche Kloster.

*) Vater Vorstand.



Neuntes Capitel.

Meine erste Anstellung im Reiche des Halbmondes.

„Oeffne mir, o junger Kerkermeister,
Des Kerkers Thür auf Gottes Bürgschaft,
Meine Slava feiernd vierundzwanzig
Stunden nur zu Hause will ich weilen.“
Serbisches Volkslied.

Der Morgen war herrlich. Ich fühlte mich nach zweitägiger Rast körperlich wohler, als während der ganzen Zeit meiner Irreise. Die Heilmethode derwisch Mehmeds hatte sich an mir ausgezeichnet bewährt. Ich beschleunigte daher meine Schritte und erreichte nach zweistündigem Marsche die Stadt Travnik.

Travnik unterscheidet sich von den übrigen orientalischen Städten in garnichts. In den Gassen und Strassen herrscht gleicher Schmutz, als anderswo, nur glaubte ich in den engen Gassen mehr unreine Hunde bemerkte zu haben, als in den Städten und von den Mohammedanern bewohnten Ortschaften, die ich bis dahin gesehen. Da mir die Stadt also nichts Interessantes oder Sehenswürdiges bot, so kehrte ich derselben nach zweistündiger Rast den Rücken und setzte die Reise gegen Bosna Saraj*) fort.

Der nächste Weg dahin führt über Busovača und Kiseljak, allein man sprach soviel von Raubgesindel und Banditenbanden, die sich in jenen Gegenden herumtreiben sollten, dass ich Angst bekam und den zwar etwas längeren, dafür aber sicherer Weg über Zenica und dann längs dem Bosnaflusse hinauf zu nehmen beschloss. Warum sollte ich einer möglichen Lebensgefahr entgegengehen, da es in meiner Macht stand, derselben auszuweichen?

Auch der Weg zwischen Travnik und Zenica ist sehr eintönig und bietet dem Wanderer keine Augenweide. Ich übernachtete in Gučjagora und wollte am folgenden Morgen frühzeitig aufbrechen, hatte aber die Rechnung ohne Jupiter pluvius gemacht. In der Nacht fiel ein ausgiebiger Regen auf die Erde nieder, deshalb wollte ich abwarten, bis das Regenwasser zum Theil einsickerte und die Sonne die Strasse halbwegs wieder gangbar machte.

Im Orient ist ein Nicht-Raucher ein Unding, was Wunder daher, dass auch ich endlich in den sauern Apfel biss und mir einen wohlfeilen tschibuk**) anschaffte. Mit der Erwerbung des Rauchapparates war aber auch die Anschaffung eines Tabakbeutels und der Rauchware verbunden. Das alles kostete Geld, aber es musste sein, schon wegen der Wahrung

*) Das „goldene Heim“ (türk.), Sarajevo.
**) Pfeife.

der Manneswürde. Der handija rieth mir, das Rauchzeug sogleich zu versuchen; allein ich wollte dasselbe nicht prophaniren und beschloss für die Inauguration eine feierlichere Gelegenheit zu wählen.

Gegen Mittag verliess ich Gučjagora und schlenderte wohlgemuth gegen Zenica weiter. Die Sonne hatte in kurzer Zeit ihre Pflicht gethan und die Strasse leidlich trocken gelegt. Die Gegend, die ich durchschritt, bot ebenfalls nichts Erwähnenswerthes dar. Hie und da ein Strassenhan, eine Karawane, Reisende zu Fuss oder zu Pferd und ein paar Hüttendorf, dies war Alles, was ich zu Gesicht bekam. Die Strasse zieht sich fast ausnahmslos am Fusse des südlichen Ausläufers der Vlasičplanina dahin.

Ein des Weges zu Pferd kommender Mohammedaner erwiderte auf meine Frage nach der Entfernung meines Reisezieles für denselben Tag, dass ich Zenica ohne Anstrengung meiner Beine in einer halben Stunde erreichen könne. Die Sonne stand noch ziemlich hoch über dem Horizonte, also brauchte ich mich nicht zu beeilen. Ich hemmte meine Schritte und gab mich meinen Gedanken hin. Es war das Heimweh, das mit aller Macht wieder in mir erwachte.

Heimweh! Wie kann in dem Herzen eines Heimathlosen das Heimweh wiedererwachen? Mein Gott, die Schwalbe hat auch keine Heimath, wenigstens keine solche im engern Sinne, aber von den Sandwüsten Africas in den gastlichen Norden zurückgekehrt, sucht sie vor Allem die Stätte, die ihr das Lebenslicht gab, auf und umflattert freudig zwitschernd dieselbe. Sie baut sich ein anderes Nest, eine neue Heimath, lässt aber, so oft sie an ihrer Geburtsstätte vorbeifliegt, ihren Freudenruf erschallen. Die Heimath ist ein eigen Ding; in der Fremde lernt man sie erst lieben und schätzen. Sie gleicht einem Kinde, welches seine liebende Mutter verloren. Die echte und aufrichtige Liebe für dieselbe wird in dessen Herzen erst wach, nachdem sie, für diese Welt verloren, in die kalte Erde gebettet wurde. Auch der braune Sohn der Natur, der tschergasch*), hat keine eigentliche Heimath, sondern irrt unstätt in der Welt herum, aber man sollte ihn hören, mit welchem Stolze er von „seiner Heimath“ spricht. Es lastet vielleicht sogar der Fluch der Ortschaft, in deren Nähe ihn seine Mutter in die Welt setzte, auf ihm, denn die Hühnersuppe, die dessen Mutter im „Wochenbett“ genossen**), rührte aller Wahrscheinlichkeit nach, von gestohlenem Gute her. Vielleicht verstieg sich sein Vater während der nothwendigen kurzen Rast noch weiter und benützte, um nicht müssig zu sein, die freie Zeit zur Verübung von schwerwiegenden Eingriffen in das Eigenthum der Ortsbewohner. Er hat von seiner Heimath also gar nichts als den Fluch, aber er liebt sie dennoch. In seiner Heimath ist alles besser und schöner, als sonst wo. Darum, wer sein Vaterland so recht von Herzen liebgewinnen will, der gehe in die Fremde, wenn auch nur vorübergehend.

„Sei's auch schön im fremden Lande,
Doch zur Heimath wird es nie,“

sind Goldkörner, deren wahren Werth man erst in der Fremde kennen lernt.

*) Nomadisirender Zigeuner.

**) Die Zigeuner legen bei gewissen Familienanlässen im Essen und Trinken einen unglaublichen Luxus an den Tag. Wenn man das Nöthige nicht finden kann — der Zigeuner stiehlt nicht, er findet — so wird es um Geld oder im Tauschwege angeschafft, aber es muss hoch hergehen.

„Pomozi Bog, efendi — Gott helfe Dir, Herr!“ Mit diesen Worten wurde ich aus meinem schmerzlichen Nachsinnen geweckt und blickte auf. Ungefähr fünf Schritte von mir entfernt, abseits vom Mittelwege, stand mit gekreuzten Armen ein Mann und wartete nach Landessitte, d. h. weil er mich für einen Mohammedaner hielt, dass ich an ihm vorbeigehen werde. An seinem Aeussern erkannte ich einen rajah*), der sich eines gewissen Wohlstandes erfreut, denn seine Kleider waren aus feiner Leinwand angefertigt und rein. Letzterer Umstand fiel mir besonders auf.

„Auch Dir möge Gott helfen!“ erwiderte ich in der Landessprache, während ich mich ihm näherte. „Wie geht es Dir, Bruder?“

„Gottlob gut“, erwiderte der Mann, ohne der Antwort die Frage nach meinem Befinden beizufügen, wie es gebräuchlich. Er hielt mich, wie ich bereits erwähnt habe, für einen Mohammedaner, da hiess es gut achtgeben.

„Woher kommst Du, so Gott will?“

„Von Zenica, efendi. Ich war bei Ibrachim-agá, um seine Befehle entgegenzunehmen.“

„Bist Du dessen kmet?“

„Wenn Du erlaubst, ja, und gleichzeitig knez von Gučjagora.“

„Wie behandelt euch euer Grundherr?“

„Gottlob gut“

„Knez, jetzt hast Du eine Unwahrheit gesagt“, fiel ich ihm ins Wort, weil ich sah, dass seine Lippen zitterten. „Mir gegenüber kannst Du schon aufrichtig sein, denn ich bin ebenfalls so gut ein Christ als Du.“

„Hast Du die Wahrheit gesagt, Herr?“

„Gewiss!“

„Nun so will auch ich Dir die Wahrheit sagen.“ Er schilderte mir mit wenigen, aber beredten Worten die Leiden seines Dorfes. Ich tröstete ihn mit der Hoffnung auf bessere Tage.

„Herr, eine Bitte, wenn Du erlaubst“, sagte der knez, als ich mich zum Gehen wandte.

„Was wünschest Du?“

„Ich habe meinen Feuerstein verloren und nun kann ich nicht rauchen. Nicht wahr, Du bist nicht böse, dass ich Dich belästige?“

Ich hatte zur grösseren Vorsorge zwei Feuersteine gekauft, deshalb schenkte ich ihm einen davon und setzte die Reise fort. Nun fiel es mir ein, dass auch ich einen tschibuk hatte. Da ich von Zenica ohnehin nicht mehr weit entfernt war, und die Sonne bis zum Untertauchen noch wenigstens eine Stunde Zeit hatte, so beschloss ich, mich im Rauchen zu versuchen.

Der Niederwald reichte beinahe bis zu der Strasse herab. An dem Saume desselben standen vereinzelte Eichen von ehrwürdigem Alter und gewährten den Reisenden eine willkommene Raststätte. Unter einer der selben sassen zwei rajah-Kinder, ein ungefähr vierzehnjähriger Knabe und ein um ein oder zwei Jahre älteres Mädchen. Ich zog meinen tschibuk und den Tabakbeutel hervor und lenkte gegen die Eiche, unter welcher die Kinder sassen, ein. Der Junge ergriff sofort das Hasenpanier und

*) Christl. Pächter (türk.).

verschwand im Dickicht; auch das Mädchen wollte seinem Beispiele folgen, allein der Schrecken hatte dessen Glieder derart gelähmt, dass es nach einem kurzen Fluchtversuche stehen blieb. Ich beschleunigte meine Schritte, um das zu Tode erschrockene Bosniakenkind zu beruhigen und rief auch den Jungen zurück. Ersteres gelang mir auch alsbald, der Flüchtling dagegen blieb unsichtbar. Ich ersuchte auch das Mädchen, meinem Beispiele zu folgen, vergebens, der Junge kehrte weder zurück, noch gab er auf unser gemeinschaftliches Rufen eine Antwort.

Branka, so hieß das Mädchen, war auffallend brünett, hatte aber ein hübsches Profil und regelmässige Körperperformen, die durch das etwas enge, vorn offene Hemd mangelhaft verhüllt wurden. Sie glich einer Rosenknospe am Vorabend des Aufbrechens. Anfangs war sie sehr wortkarg; ich musste daher zu einem Kunstmittel greifen, um sie redseliger zu machen. Ein bakschisch im Betrage eines piasters löste ihre Zunge auf eine kaum glaubliche Weise. Die schöne Leserin wird vielleicht die Augenbrauen zusammenziehen und mich schelten, dass ich einem erwachsenen Mädchen ein dem Almosen gleichkommenden Betrag zu schenken mir erlaubte. Im Westen wäre dies wohl eine Beleidigung, die Türkei dagegen ist auf dem bakschisch erbaut.*). Insbesonders im öffentlichen Leben ist der bakschisch mächtiger, als alle Gesetze und Verordnungen. Bei den Staatsbeamten verschiedener Kathegorien bildet derselbe die Haupteinnahmequelle. Alles nimmt bakschisch an, von dem letzten Amtsdienner bis zum Gross-Vezir hinauf. Das Recht wird in der Regel dem Mehrbietenden zugesprochen, die ärarischen Lieferungen werden, unbekümmert um die Bedingungen, dem freigebigsten Manne zugeschlagen, die Beamtenstellen werden gewissermassen im Licitationswege vergeben, die erledigte Pfarre bekommt der zahlungsfähigste Priestercandidat und so fort in das Unendliche. Wo das Gesetz aber absolut nicht umgangen werden kann, wo das Recht unumstösslich dasteht, dort wird die gewinnende Partei solange herumgezogen, bis sie sich zur Entrichtung eines entsprechenden „Geschenkes“ herbeilässt. — Geradeso verhält es sich im Privatleben. Vor einem bakschisch erröthet Niemand.

Die schwarzäugige Bosniakin erzählte mir, dass der Junge, der sie im vermeintlichen Falle der Gefahr feige verlassen, ihr Bruder von dem Onkel ist und wahrscheinlich mit der der Obhuth der Beiden anvertrauten Ziegenherde heimwärts gezogen sei.

„Wohnst Du weit von hier?“ fragte ich sie im Laufe des Gespräches.

„O nein, gleich da oben am Kogel, ungefähr fünf Glaubenslängen weit.“

Das Gespräch spann sich auf die ungezwungenste Art und Weise fort. Das Mädchen beantwortete wohl nicht alle meine an dasselbe gestellten Fragen, weil der Gesichtskreis seines Geistes aus sehr leicht verständlichen Gründen sehr enge begrenzt war. Unser Gespräch befand sich in dem besten Gang, als ich ober mir den Abhang entlang, im Dickicht ein verdächtiges Geräusch vernahm. Von einer bangen Ahnung ergriffen

*) Es ist nur zu bedauern, dass diese Unsitte auch in den christlichen Balkanstaaten fortwuchert und sich bis auf den heutigen Tag ungeschwächt erhalten hat. D. V.

sprang ich auf. Von allen Ecken und Enden kamen mit Knitteln und Mist- und Heu-Gabeln bewaffnete Männer hervor und bildeten in dem nächsten Augenblicke einen Kreis um mich, während das Mädchen in den Wald flüchtete.

„Schlagt den Türkenhund nieder! Tod den Schändern unserer Töchter! Nieder mit ihm!“ schrie die Meute wild durcheinander.

Ein wuchtiger Schlag, der meinem Kopfe zugeschlagen war, durch die rechtzeitige Biegung nach links aber die rechte Schulter traf, belehrte mich, dass ich keine Zeit zu verlieren habe. Ich machte einen gewaltigen Sprung, rannte zwei Angreifer nieder und gab gegen Zenica Fersengeld. Ich mochte ungefähr einhundert Schritte gelaufen sein, als ich zwei zaptijs zu Pferd die Strasse heraufkommen sah. Was nun? Werden sie mich in Schutz nehmen oder nicht? Ich wusste, dass die türkische Polizei den Abschaum der Bevölkerung des Osmanenreiches bildete und nicht selten den Banditen Späherdienste leistete, mitunter mit denselben sogar offen gemeinsame Sache machte. „Sicher ist sicher“, dachte ich mir und sprang, auf die Ausdauer und Länge meiner Beine vertrauend, nach rechts dem Walde zu. In dem nächsten Augenblicke sausten auch schon zwei blaue Bohnen an meinen Ohren vorbei. Mit einigen Riesensprüngen erreichte ich den Wald und rannte, wie ein gehetztes Wild, in gerader Richtung weiter. Vor den zaptijs war ich nun sicher, allein das Geschrei hinter mir aber belehrte mich, dass die Bauern die Verfolgung nicht aufgegeben hatten. Ich setzte, unbekümmert um die sich mir entgegenstellenden Hindernisse, die mir meist in Gestalt von herabhängenden Aesten und zahlreichem Dornesträuch Gesicht und Hände zerkratzten und die Kleider zerfetzten, meine Flucht durch dick und dünn fort. Das Geschrei wurde immer schwächer und verstummte endlich ganz. Ich athmete erleichtert und verlangsamte meine Schritte. Die von Travnik nach Zenica führende Strasse bildete mit jener, welche Sarajevo mit der Save verband, einen Winkel von ungefähr 80° und da ich die erstere unweit Zenica verliess, mich also in der Nähe des Scheitels des Winkels befand, so musste ich, die gerade Richtung verfolgend, in kurzer Zeit auf die letztere gelangen.

Ich eilte also in gerader Linie fort, erreichte nach wenigen Minuten den Hügelrücken und blieb stehen, um Atem zu holen. Nun fand ich erst Zeit, um über das gefährliche Abenteuer nachzudenken. Warum wurde ich verfolgt? Ich hatte mich weder gegen Gott, noch gegen die Menschheit versündigt! Man rechnete es mir zum Verbrechen an, dass ich am helllichten Tage, bei Sonnenschein, wenige Schritte von der Strasse entfernt, an einem freien Platze mit einem rajah-Mädchen ein in jeder Hinsicht unschuldiges und harmloses Gespräch zu führen mir erlaubte. Das ist denn doch kein Verbrechen! Und dennoch! Diese Bescherung hatte ich jedenfalls dem Vetter der schönen Branka zu verdanken. Als er sich bei meiner Annäherung in den Wald flüchtete, lief er schnurstracks nach Hause und band seinen Angehörigen den Bären auf, dass ein des Weges kommender Mohammedaner seine Base überfallen, überwältigt und vielleicht gar getötet habe. Der Umstand, dass ich zu Fuss reiste, veranlasste sie zu dem Schlusse, dass ich ein Landstreicher oder sonst ein tiefstehendes Individuum sei, dem man mit weniger Gefahr an den Leib rücken kann, als einem beg oder einem aga. Der Ueberfall ist aber auch für die Erbitterung,

welche zwischen der unterdrückten christlichen rajah und der herrschenden, mit ihr blutsverwandten mohammedanischen Bevölkerung herrschte, bezeichnend.

Im Süden lag, von der ersten Gluth des Abendroth übergossen, Zenica, wo ich in einer halben Stunde Schutz und Ruhe zu finden hoffte. Eitles Hoffen!

Anfangs wollte ich in gerader Linie auf mein Endziel lossteuern, änderte aber, um im Abenddunkel nicht irre zu gehen, den Plan und setzte den Weg in der Richtung gegen Osten fort. Auf diese Weise zog sich der Weg zwar ein wenig in die Länge, aber dafür gelangte ich um so sicherer an meinen Bestimmungsort, da ich auf der Reichsstrasse unmöglich fehlgehen konnte.

Unterdessen war im Osten der Mond aufgegangen. Es war der erste Abend nach dem Vollmonde, also stand die Leuchtkraft beinahe der ganzen Scheibe den Nachtwandlern zur Verfügung. Das Rauschen des Bosnaffusses, an dessen linken Ufer die Strasse angelegt ist, war mir ein sicherer Beweis, dass ich mich ganz nahe an dem Wendepunkte befand. Noch etwa zwanzig Schritte und ich stand mitten auf der Strasse. In demselben Augenblick durchzitterte ein schriller Pfiff in der Richtung von Zenica die Luft, dem ein zweiter von der entgegengesetzten Seite antwortete. Was war das? Gelten die nächtlichen Grüsse vielleicht mir?

„Aufhalten!“ rief eine Stimme im Süden. Ich wusste genug. Die Halunken hatten meine Verfolgung also nicht aufgegeben, sondern nur die Tactik geändert. Ihre Voraussetzung, dass ich die Hauptstrasse aufsuchen werde, war ganz richtig, nur wussten sie nicht, ob ich mich gegen Süden oder gegen Norden wenden werde. Um mich aber ganz sicher in ihre Gewalt zu bekommen, theilte sich der Trupp in zwei Theile. In ihrer blinden Wuth fiel es Niemand ein, dem flüchtenden Mädchen nachzueilen und von demselben die Aufklärung über mein Verhalten ihm gegenüber zu fordern. Was sollte ich nun thun? Vor und hinter mir eine von dem tödtlichsten Hasse erfüllte Meute, welche vom Rachedurst getrieben, für eine Aufklärung oder Rechtfertigung taub und stumm war und nur im Vergiessen des gegnerischen Blutes Befriedigung suchte. Ich hatte demnach nur zwischen dem Flusse und dem Walde zu wählen. Dem erstern konnte ich mich wegen seiner reissenden Strömung nicht anvertrauen, in dem letztern mein Heil zu suchen war aber aus einem zweifachen Grunde nicht geheuer. Erstlich konnte ich mich wegen der herrschenden Mondhelle in demselben nicht verstecken; wollte ich aber durch das Gehölz fliehen, so befand ich mich auf einem unbekannten Terrain, auf welchem das durch die Flucht verursachte, in der stillen Nacht leicht vernehmliche Geräusch die Verfolger auf meine Spur führen und mir den Tod bereiten konnte. Nach kurzem Nachdenken entschloss ich mich, in der entgegengesetzten Richtung von Zenica die Flucht zu ergreifen. Dafür hatte ich meine guten Gründe. Floh ich gegen Zenica, so konnte ich abermals den zaptijeh in den Rachen rennen, während ich auf der entgegengesetzten Seite unbewachtes Terrain vermutete. Ich wandte mich also gegen Norden, aber nicht im Laufschritt, sondern im Marschtempo, weil ich meine Kräfte für den entscheidenden Augenblick sparen wollte. Um meine Verfolger

zu täuschen, zwang ich mich zu einem Jodler, der mir aller Wahrscheinlichkeit nach sehr schlecht gelang. Ich mochte ungefähr zwanzig Schritte zurückgelegt haben, da wurde es rechts von mir im Gebüsch lebendig. Nun hiess es ausgreifen. Den ersten Angreifer, der sich auf mich losstürzte, warf ich zu Boden und nahm mit Windeseile die Welt unter meine Füsse.

„Was jagt durch die Nacht für gespenstiger Tross,
Wie Wolken und wogende Wetter?“

hätte beim Anblick der wilden Jagd ein Dichter ausgerufen. Ich lief so schnell, dass mein Reisetäschchen stets so weit hinter mir zurückblieb, als diess der Hängeriemen zuließ. Aber auch meine Verfolger waren gut bei Fuss; die Entfernung zwischen uns war beinahe immer gleich gross. Das Wuthgeschrei und das Gejohle hallte schauerlich durch die stille Nacht. Ich erreichte einen han und wollte schon gegen denselben einlenken, aber in dem nächsten Augenblick kam mir ein besserer Gedanke. Es fiel mir auf, dass er noch offen war. Konnten in demselben nicht Gäste weilen, welche meine Flucht als den Beweis meiner Schuld betrachtet und mich meinen Verfolgern ausgeliefert hätten? Ich eilte deshalb weiter. Meine Verfolger schienen, bei dem han angelangt, das Scheitern ihres Planes eingesehen zu haben. Als das Geschrei verstummte, wagte ich mich umzusehen. Die Luft war rein, meine ehrenwerthen Glaubensbrüder hatten die Strasse gesäubert. Sie beehrten wahrscheinlich den handjija*) mit ihrem Besuche. Es war aber nicht ausgeschlossen, dass sie zur Erreichung ihres Ziels abermals zu einer List ihre Zuflucht nahmen und mir nach der Art der jagenden Wölfe auf Umwegen zuvorzukommen trachteten. Je tiefer der Mensch in der Bildung steht, einen desto ausgiebigeren Gebrauch macht er von dem ihm innwohnenden thierischen Instinct.

In einer Strassenbiegung gewahrte ich einen Reiter. Er hatte einen Vorsprung von ungefähr fünfundzwanzig Schritten. Ich beschleunigte meinen Gang und kam demselben so nahe, dass ich an seiner wallenden Kleidung einen popen**) erkannte. Noch ein paar Schritte und ich hätte ihn erreicht. Das Unglück wollte aber, dass er sich umwandte und mich bemerkte. Er stiess einen wilden Schrei aus und begann auf sein Bockpferdchen loszuschlagen. Nun begann die Hetzjagd auf's Neue, aber ich hatte meine Rolle gewechselt.

„Hi, ho! Hi, ho!“ schrie der pope, während er auf das arme Thier, welches theils wegen der schweren Last und wahrscheinlich auch wegen des vorgerückten Alters nur mit Mühe weitertrabte.

Ich rief dem Fliehenden in allen möglichen Thonarten nach, vergebens; je mehr ich mich bestrebte, ihm meine friedlichen Absichten zu verrathen, desto mehr bemühte er sich, aus meinem Bereiche zu gelangen. Nach ungefähr einer Viertelstunde ergab er sich in sein Schicksal. Er kroch aus dem Sattel und kniete mitten auf der Strasse nieder.

„Gnade efendi!“ bat er, während er mir seinen Geldbeutel entgegenhielt. „Nimm Alles, was ich habe, nur das Leben nimm mir nicht!“

„Du bist aber furchtsam, pope“, sagte ich, wobei ich das Lachen nicht unterdrücken konnte. „Dass ich in der Flucht mein Heil suchte, ist

*) Gastwirth (türk.).

**) Griechisch-nichtunirter Geistlicher (serb.).

leicht begreiflich, denn mich verfolgte in feindseliger Absicht eine bewaffnete Rotte, während ich wehrlos bin, dass aber Du vor einem Manne, der in Deiner Gesellschaft Schutz suchte, die Flucht ergriffst, ist nicht besonders läblich von Dir. Stehe auf, prečasni*)! Gott helfe Dir!“

„Waaas, Du wolltest mich nicht ausrauben?“ brachte er mühsam hervor.

„Würde mir gar nicht im Traum einfallen! Ich bin ein friedlicher Mensch, der von einer rachelustigen Meute grundlos verfolgt wurde und unter Deinem Schutze in Sicherheit kommen wollte.“

„Gott möge es Dir lohnen!“

„Sprich nicht so, pope, sondern stehe auf und lass uns weitergehen.“

„Gieb mir Deine Hand, ich fühle mich zu schwach, um aufzustehen zu können.“

Anstatt ihm die Hand zu reichen, trat ich auf ihn zu und brachte ihn auf die Füsse. Er taumelte, wie ein Betrunkener. Ich bat ihn, aufzusitzen, er wehrte jedoch ab.

„Ich zittere an allen Gliedern und könnte mich im Sattel nicht halten“, sagte er, während er die Zügel des Pferdes ergriff. „Wir werden die kurze Strecke bis zum nächsten han zu Fuss zurücklegen und uns dort stärken. Wenn es Dir so ergangen ist, als mir, so wirst Du sicherlich auch einer Kräftigung bedürftig sein.“

„Mir ist es wohl weit schlechter ergangen als Dir“, erwiderte ich, „denn ich schwebte zweimal in der Todesgefahr, während Du Dir mit ein klein wenig Mannesmuth selbst den Schrecken leicht erspart hättest.“ —

Wir waren unterdessen bei dem han angelangt. Derselbe war, wie zu erwarten war, geschlossen, allein der pope wusste Bescheid. Er band sein Rösslein in dem Hofe an, dann aber führte er mich durch ein Hinterpförtchen in die Schenke. In einem kellerartigen, von einer Unschlittkerze matt erleuchteten Kämmerlein sassen, nach dem Aeusseren zu urtheilen, zwei christliche Kaufleute und der Wirth. Nun betrachteten wir, ich und der pope, uns gegenseitig. Ich lachte, auch der pope verzog sein Gesicht zu einer lachenden Grimasse. Er mochte ungefähr fünf Kreuze am Rücken tragen und war das Prototyp eines orientalisch-orthodoxen Geistlichen, das heisst, er trug langes, über die Schulter herabfallendes ungekämmtes Haar, hatte einen zerzausten Bart und von Schmutz glänzende Oberkleider. Der Schrecken war aus seinen Gesichtszügen noch nicht gewichen. Als ich mich in Sicherheit wusste, forderte auch die Natur ihre Rechte; der Hunger meldete sich mit Ungestüm. Der handjija sorgte für Speise und Trank und wir geriethen bald in die fröhlichste Laune. Der pope erzählte den beiden Gästen sein Abenteuer, worauf ich unter allgemeiner Heiterkeit das meinige zum Besten gab.

„Du bist, so Gott will, nicht aus unserem Lande,“ sagte der pope im Laufe des Gespräches zu mir, „die Sprache verräth Dich.“

„Ich bin der Zehnte Bruder aus fernen Landen,“ erwiderte ich, von den genossenen Geistern belebt, mit komischem Pathos.

Allgemeines Oooooh!

Ich wollte in dem han übernachten, allein der pope liess es nicht zu.

*) Spr. pretschasni, Ehrwürden; Titel der orthodoxen Geistlichen (serb.).

„In pope Miladin's Hause ist noch immer Platz genug, um einen liebwerthen Gast beherbergen zu hönnen,“ sagte er. „Zudem haben wir nicht weit zu gehen, Vranduk ist kaum eine Viertelstunde von hier entfernt.“

Wir verliessen den han und wandten uns gegen Vranduk. Der pope liess das Pferd laufen und schritt neben mir einher. Die Nacht war feierlich schön. Eine heilige, durch nichts gestörte Stille herrschte ringsherum.

„Als ich Dich mir nachlaufen sah, bedauerte ich vom Herzen, den Rath der Meinigen nicht befolgt zu haben, allein jetzt ist es mir doppelt angenehm,“ sagte der pope, als er sich vor dem Schlafengehen von mir verabschiedete. „Die Meinige legt mir nämlich, so oft ich nach Zenica reite, wiederholt warm ans Herz, noch vor Sonnenruhe heimzukehren, allein zuweilen ist es mit dem besten Willen nicht möglich.“ —

Als ich am kommenden Morgen erwachte, hatte die Sonne bereits den Zenith verlassen. Kein Wunder auch nach einem so aufregenden Tage und nach der mehr als zur Hälfte durchwachten Nacht. Ich fühlte aber trotz der langen Ruhe noch immer Müdigkeit in meinen Gliedern. Beim Anziehen bemerkte ich erst, dass meine Kleider während der vorwärtigen Flucht an vielen Stellen zerrissen waren. Meine äussere Hülle war während der kurzen Reise in Folge abwechselnder Witterung, Strassenstaub und Unreinlichkeit in den han's so ‚herabgekommen‘, dass ich in derselben selbst in der Türkei in einer anständigen Gesellschaft zu erscheinen mich geschämt hatte. In dem Hause des popen ging es noch an, denn sowohl die Gattin, als auch dessen achtzehnjährige Tochter hatten ausser Glasperlen nichts Gekauftes an sich. Alles wurde im Hause erzeugt, zwar ordinär, aber dauerhaft. Doch nein! Der Fez der Tochter stammte ebenfalls aus dem Krämerladen. Dass das Haupt der popeschen Familie kein Stutzer war, habe ich bereits oben erwähnt. Auch das Haus des Geistlichen unterschied sich weder in seinem Aeusseren noch in seinem Innern von jenem des knez von Unac, bei dem ich die erste Nacht in Bosnien als Gast weilte, in garnichts, nur die Hauscommunion des letzteren war der Familie des popen an Zahl weit überlegen.

Das Mittagessen wurde in Fülle aufgetragen, auch das gebrannte Zwetschenwasser fehlte nicht. Dass die popadija und ihre Tochter daran nicht theilnahmen, setze ich als bekannt voraus. Nach dem Abräumen küsste uns Darinka, so hiess die Tochter des popen, wahrscheinlich zum Dank, dass wir dem Gebotenen alle Ehre angethan, ehrfurchtsvoll die Hände und zog sich zurück.

„Mein Sohn, ich möchte, wenn Du erlaubst, ein ernstes Wort mit Dir reden,“ sagte pope Miladin, während er den fildjan*) auf das Präsentirbrett stellte.

Ich sah mein Gegenüber gross an. Er wollte ein ernstes Wort mit mir reden. Worüber?

„Ich höre, Vater Miladin,“ erwiderte ich.

„Ich habe zuerst selbst darüber nachgedacht und meine Meinung auch der Meinigen mitgetheilt, und auch sie ist ganz meiner Meinung.“

„Worüber?“

*) Kaffetasse (türk.)

„Habe nur ein wenig Geduld, ich komme gleich darauf. Dann ging ich zu Peter Glavanja und zu Radovan Pavlovič, also zu Leuten, die in der Welt herumgekommen sind; auch sie stimmen vollkommen mit mir überein.“

„Aber worüber denn?“

„Schau, in Zenica lebt ein reicher Kaufmann, namens Martin Mladenovič, er ist zwar ein šokac*), das macht aber nichts. Der dortige frater**) kommt öfters in sein Haus . . .“

„Ich verstehe noch immer nicht, wo Du eigentlich hinaus willst.“

„Nur Geduld, mein Sohn, du wirst mich bald verstehen. Also, wie gesagt, der frater kommt öfters in sein Haus und hat seine Kinder so abgerichtet, dass sie lesen können, wie grosse Gelehrte.“

„Endlich geht mir das Licht auf!“ erwiderte ich, da ich nun wusste, wo der Hase im Pfeffer lag. „Du willst, ich soll Deine Tochter im Lesen und Schreiben unterrichten, nicht wahr?“

„Nicht nur meine Tochter, sondern auch die andern, wenn es Dir recht ist.“

„Meinetwegen. Wird aber die Behörde nichts dagegen haben?“

„Oh die kümmert sich nicht darum, zumal, da wir Dich bezahlen werden, nicht aber die Behörde. Glavanja ist ein reicher Schweinehändler, auch Pavlovič, der dučandjija, ***) sitzt im Geld, aber keiner von Beiden kann weder lesen noch schreiben.“

„Aber ich möchte mir zu erlauben bemerken, dass erwachsene Leute viel schwerer lernen, als Kinder.“

„Es handelt sich auch nicht um die Väter, sondern um deren Söhne. Die ganze Welt schreitet fort, nur wir röhren uns nicht vom Fleck. Vielleicht könntest Du auch die Söhne des Halil-beg unterrichten. Nimmst Du meinen Vorschlag an, mein Sohn?“

„Hier meine Hand, Vater Miladin.“

„Ich danke Dir und hoffe, dass Du diesen Deinen Entschluss nicht zu bedauern haben wirst. Unsere Kinder brauchen ohnehin nicht viel zu wissen, sondern nur die Anfangsgründe. Ist es nicht traurig, dass es im ganzen Dorfe keinen Menschen gibt, der einen Brief durchlesen könnte? Es geschieht ohnehin selten, dass man etwas Geschriebenes zu sehen bekommt, wenn es aber doch einmal vorkommt, so muss man nach Zenica gehen, um zu erfahren, was die knjiga†) enthält.“

„Und Du, Vater Miladin?“

„Leider Gott, dass auch ich das az von dem buki ††) nicht unterscheiden kann.“

„Du kannst nicht lesen?“ fragte ich den popen verwundert. „Das ist doch nicht möglich!“

„Dir scheint es freilich unmöglich, es ist aber dennoch wahr.“

„Aber wie kannst Du, ohne lesen zu können, die Messe lesen und andere gottesdienstliche Functionen verrichten?“

*) Katholik.

**) Katholischer Geistlicher. In der Türkei dürfen nämlich auf Grund eines fermans nur die Franciscaner-Ordenspriester die kirchendienstlichen Handlungen verrichten.

***) Kaufmann (türk.), von dučan, der Kaufladen.

†) Wörtlich Buch (slav.), wird aber auch anstatt des Wortes Brief gebraucht.

††) Slavische Benennung der beiden ersten Buchstaben des Alphabets.

„Dazu ist nicht viel nothwendig. Die wenigen in unserm Religionscultus nothwendigen Gebete und Formeln habe ich als Dienstknecht des vladika*) von Tuzla von seinem Diakon auswendig gelernt, dann zahlte mein Vater dem Bischofe fünfzig Ducaten,**) ich heirathete, wurde zum Priester geweiht und hierher als Pfarrer geschickt.“

„Sind in eurer Religion alle Priester verheirathet?“

„Jeder Candidat muss verheirathet sein, bevor er zum Priester geweiht wird; stirbt aber dessen Gattin, so darf er eine zweite Ehe nicht mehr eingehen. Ein verheiratheter Priester kann es aber nur zum prota***) bringen, deshalb werden die Bischöfe dem Ordensstande entnommen.“

„Haben euere Bischöfe grosse Einnahmen?“

„Das will ich meinen! Erstlich sind es die Priesterweihtaxen beziehungsweise die Pfarrfründenveräusserungen, die eine nicht unbedeutende Summe abwerfen. Diese Taxe richtet sich nämlich nach dem finanziellen Werthe der betreffenden Pfarre. Je besser und einträglicher eine Pfarre, desto höher ist die für die Installation auf dieselbe zu entrichtende Taxe. Ferner sind die Pfarrertaxen, die wir dem Bischofe alljährlich entrichten müssen. Die Ehebewilligungen bei Blutsverwandten und die Ehescheidungen tragen auch sehr viel ein, mit einem Worte, in dem konak des vladika rollt von allen Seiten das Geld zusammen. Freilich muss er einen Theil davon dem Patriarch und dem Gouverneur, in dessen Territorium sich die betreffende Diöcese befindet, abtreten, aber es bleibt ihm noch immer viel übrig. Natürlich darf man nicht ausser Acht lassen, dass die Erwerbung einer Diöcese ein Heidengeld kostet, aber das Capital trägt immerhin noch sehr hohe Zinsen.“

„Aber die Mönche besitzen bekanntlich kein Geld, wie kann also ein armer Mann eine Bischofswürde kaufen, die, wie du sagst, viel Geld kostet?“

„Ein eigentlicher Mönch kauft sie auch nicht, sondern ein reicher Mann. Hat der Patriarch den Kaufschilling erhalten, so bestellt er für den Käufer auf die Dauer eines Jahres einen Bistumsverweser, der Bischofcandidat aber wird in das Kloster geschickt und eingekleidet, legt nach Verlauf des Probejahres die Gelübde ab und verlässt das Kloster als Bischof.“

„Aber das ist doch die aufgelegte Simonie!“

„Was willst Du, mein Sohn? Bisher ist es so gewesen, wie lange es so weitergehen wird, hängt von der Zukunft ab. Ich —“

„Pomozi Bog, bračo — Gott helfe euch, Brüder!“ grüsste ein Mann, der in der Thür erschien, und schnitt dem popen das Wort ab. Hinter dem Eintretenden stand ein zweiter.

„Auch euch möge Gott helfen, Bruder Peter und Bruder Radovan. Nur hereinspaziert!“

Wir begrüssten uns in der landesüblichen Weise, worauf die beiden Gäste neben uns Platz nahmen. Der freundliche Leser dürfte auf Grund der Namen, die ihnen der Geistliche gab, wahrscheinlich schon heraus-

*) Bischof (slav.).

**) 500 Mark.

***) Erzpriester oder Dechant von dem griechischen Worte προτάς.

gefunden haben, dass die Gäste die beiden reichen Männer des Ortes waren, deren Söhne mir zur Ausbildung anvertraut werden sollten.

„Prečasni“, sagte der Schweinehändler, nachdem er an dem sladko-Löffel geleckt, „wir zwei sind recht böse auf Dich.“

„Warum, Bruder Peter?“

„Weil Du Dein Versprechen nicht gehalten hast. Du hast doch gesagt, dass Du uns nach dem Mittagessen mit Deinem liebwerthen Gaste beehren wirst. Wir warten und warten, aber Niemand lässt sich blicken. Ich schaue zum Hause Radovan's hinab, Radovan spähet zu mir hinauf, der pope aber sitzt in aller Gemüthlichkeit in seinem Hause und unterhält sich mit seinem Gaste, ohne auch uns diesen Genuss zu gönnen.“

„Was willst Du, Bruder Peter, man kommt ohnehin mit einem gebildeten Menschen so selten zusammen, dass man sich darnach sehnt, wie die vor Hitze aufgesprungene Erde nach ergiebigem Regen.“

„Gerade deshalb.“

„Nur Geduld, mein guter Freund! Auch Du wirst, so Gott will, noch genug Gelegenheit haben, mit ihm zu verkehren, denn er hat versprochen, bei uns zu bleiben, wenigstens einige Zeit.“

„Ist wahr? Das freut mich wirklich.“

Wir sprachen sodann über dies und das. Auch Radovan, der in erster Zeit den Bescheidenen spielte und sich still verhielt, griff nach und nach ins Gespräch ein und bewies eine gesunde und kernige Denkweise. Ich wollte meine Lehrthätigkeit gleich am folgenden Morgen beginnen, allein der pope wehrte ab.

„Morgen ist Freitag“, sagte er, „also darf nicht angefangen werden. Einen Tag früher oder später hat gar nichts zu sagen. Wenn unsere Kinder für das Lernen einen Sinn haben, so werden sie ohnehin noch genug erlernen, sind sie aber, was ich nicht hoffen will, Tölpel, so macht ein Tag mehr oder weniger auch nichts aus.“

„Deine Worte sind des Goldes werth“, sagte Radovan, um dem popen ein Compliment zu machen.

Unterdessen hatte sich die Sonne geneigt. Wir hatten während des Nachmittags unzählige fildjans bis auf den Satz geleert.

„Brechen wir auf, Brüder, wenn es euch recht ist“, sagte Peter Glavanja.

„Wohin?“ fragte der pope.

„Wohin!? Zu mir, wohin sonst? Wolltet ihr in meinem Hause den Schwarzen nicht einnehmen, so müsset ihr mir wenigstens die Ehre erweisen, den Abendimbiss mit mir zu theilen. Radovan geht auch mit.“

Wir machten uns auf den Weg. Vranduk ist ein bosnisches Dorf von mittlerer Ausdehnung; es zählt ungefähr fünfzig Bauernhäuser, einen dučan und zwei han's. Der Ort ist, weil an der nach Sarajevo führenden Strasse gelegen, ziemlich belebt. Die Häuser sind fast ausschliesslich aus Holz gezimmert und stockhoch. Zahlreiche Karawanen durchziehen die Ortschaft nach beiden Seiten hin. Es heisst auch das Termopyle von Bosnien.

In dem Hause des Schweinehändlers sah es ungleich eleganter aus, als in jenem des popen. Sein sobadjik war echt orientalisch, aber elegant

Popen.

eingerichtet. Auch der in demselben für die Gäste bestimmte minderluk war mit werthvollen Teppichen belegt und mit feingestickten Ruhekissen garnirt.

„Das haben meine Töchter gearbeitet“, sagte Glavanja zu mir, als er mich die Arbeit anstaunen sah.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir einzuflechten, dass die Orientalinnen geborene Stickerinnen sind. Wer die Herstellung der im Westen so viel begehrten und so viel bewunderten orientalischen Teppiche und sonstiger Erzeugnisse der Stickerei nicht mit eigenen Augen gesehen hat, möchte niemals glauben, dass solche meist unter den Händen von Autodidacten niedersten Ranges und bei Abgang jeder Mustervorlage entstehen. Die Farben sind zwar vorherrschend etwas grell, allein die Farbentöne beeinträchtigen die meisterhaft ausgeführte Composition in keiner Weise. Eines Tages sah ich einem halberwachsenen Ziegenhirtenmädchen, welches an einer Schürze stickte, zu. Die Blumen entstanden wie hervorgezaubert an demselben. „Nach welchem Muster arbeitest Du?“ fragte ich die Hirtin. — „Eto ga — hier ist es“, erwiderte es, auf den Blumenteppich, den die Natur über die Erde ausgebreitet hatte, weisend. —

In dem Speisezimmer des Schweinehändlers bemerkte ich auch schon hie und da Träger westeuropäischer Cultur. Da gab es Sessel und Portlandteller, ferner eine blendend weisse Tischdecke, die auf dem Tische des popen durch ihre Anwesenheit glänzte. Es gab auch Ijuta, jedoch nur vor dem Mahle, um, wie er sagte, den Appetit zu wecken, während und nach dem Essen aber perlte der jungfräuliche Syrmier aus und ein und machte seinem kaiserlichen Pflanzer alle Ehre.

(Syrmien, einst par excellence deliciae Romanorum genannt, ist eine kleine, zwischen Slavonien, der Donau und der Militärgrenze gelegene, zu Croatiens gehörige Provinz. Syrmische Weine sind weit und breit bekannt und berühmt. Der Begründer des Weinbaues in Syrmien war der römische Kaiser Probus, ein geborener Syrmier. Er liess dort im Jahre 280 n. Chr. die ersten Weinberge anlegen. Nach ihm ist auch die die Provinz ihrer ganzen Länge nach durchziehende, beinahe ausschliesslich mit Reben bestandene Berghügelkette benannt, nur ist in Folge der Zeit aus der probuska gora — Probusgebirge — durch Verwechselung und Verschmelzung der Laute der ersten Silbe fruška gora entstanden.)

Auch die Töchter Glavanja's trugen Spuren des Westens in Gestalt von Schuhen, anstatt der landesüblichen Opanken oder Sandalen an sich, die Söhne dagegen stolzirten wie junge beg's in orientalischer Tracht einher. Glavanja kam mit seinen Schweineherden bis Maria Theresiopol hinauf und brachte, besonders wenn er mit seiner Waare gute Geschäfte machte, dies oder jenes nach Hause.

Bevor wir uns trennten, entstand zwischen dem Seelenhirten von Vranduk und dem Schweinehändler wegen meiner Wohnung und Verköstigung ein hitziger Wortfechtstreit; ein jeder wollte mich bei sich behalten. Da keiner nachlassen wollte, so wurde mir schliesslich die freie Wahl gestellt. Ich zog zum sichtlichen Aerger Glavanja's das anspruchslose Heim Vater Miladin's der zweifellos aufrichtigen und uneigennützigen, aber meinen Verhältnissen nicht anpassenden Gastfreundschaft des Schweinehändlers vor und verliess mit dem erstern das gastliche Haus.

Zu Hause angelangt, tranken wir noch einen — einen Schwarzen nämlich — ehe wir schlafen gingen und kamen dabei abermals auf die Lese- und Schriftkunst zu sprechen.

„Aber Vater Miladin, auf welche Weise führst Du die verschiedenen Register, da Du nicht schreiben kannst?“ fragte ich den Diener Gottes.

„Das werde ich Dir gleich zeigen“, erwiderte der pope, stand auf, nahm die Talgkerze in die Hand, leuchtete zur Zimmerdecke hinauf und fuhr fort: „Siehst Du diese Zeichen auf dem Querbalken?“

„Jawohl: ein Strich, zwei Striche und ein Kreuz.“ „Richtig. Ein Strich bedeutet die Geburt, weil in der Regel nur ein Kind auf einmal zur Welt kommt; zwei Striche bedeuten die Ehe, weil zur Schliessung derselben zwei Personen nothwendig sind, das Kreuz aber gehört auf das Grab, nicht wahr?“

„Gewiss, aber ich sehe noch immer keine Register.“

„Du wirst sie gleich sehen.“ Hier, ober dem einen Striche — er langte mit der Hand hinauf und zog einen Holzstab hervor — „ist das Geburtenregister aufbewahrt. Hier hast Du es.“

Ich ergriff das sonderbare Register und betrachtete es näher. Es war ein fingerdickes, ungefähr eine halbe Elle lange, noch berindetes, in zwei gleiche Hälften gespaltenes Haselstaudenstäbchen mit ungefähr zehn Einschnitten, die jedoch so gemacht wurden, dass die Spaltlinie durch die Mitte derselben lief.

„Aber Vater Miladin, das ist ja ein leibhaftiges Kerbholz und kein Geburtenregister!“ sagte ich, nachdem ich das seltsame „Buch“ eine Weile betrachtet hatte.“

„Ganz richtig. Es ist ein Kerbholz, aber die Kerbhölzer dienen zu verschiedenen Zwecken. Hier stellt es das Geburtenregister dar. — Nun gehen wir weiter. Hier ist“ — er zog das Stäbchen über den zwei Strichen heraus — „das Ehestandsregister und hier der Todtenzähler. Der Vollzug einer jeden hierauf bezüglichen Handlung wird auf dem betreffenden Kerbholze mittelst eines Messereinschnittes eingetragen. Ist das Jahr um, so übersendet man die eine Hälfte eines jeden Kerbholzes der competenten Behörde, die zweite bleibt aber im Archiv zurück.“

„Kann man nicht einen Fehlgriff machen?“

„Nein, denn die Einschnitte werden immer in der Anwesenheit von zwei Zeugen gemacht.“

„Ich meine, ob man sich nicht im Kerbholze irren kann?“

„Nicht möglich, denn ein jedes Kerbholz ist verschieden von dem andern. Dasselbe erkennt man an der Rinde. Wie Du siehst, werden die Geburten auf Haselstauden-, die Ehen auf Eichen-, die Todesfälle aber auf Weidenholz eingeschnitten und diese Holzgattungen kennt Jedermann an der Rinde.“

„Werden für die Kerbhölzer stets die gleichen Holzgattungen genommen?“

„Immer, denn sie haben eine auf die betreffende heilige Handlung bezughabende symbolische Bedeutung. Die Haselstaude hat unter allen Bäumen und Sträuchern die zarteste Blüthe, versinnlicht daher das zarteste Menschenalter, also die Geburt; die Eiche ist das Symbol der Stärke, also auch des Mannesalters, in welchem er den Ehebund zu schliessen berufen

ist, die Weide dagegen ist das Sinnbild des Zerfalles, deshalb wird auch deren Holz für die Herstellung des Sterberegisters genommen.“

Ich stand sprachlos vor dem Manne des Glaubens.

„Du staunst über die Einfachheit unserer Matrikenführung, nicht wahr? Sie ist einfach, dabei aber dennoch untrüglich. Auf diese Weise führen auch unsere Kaufleute ihre Geschäftsbücher, nur mit dem Unterschiede, dass sie sich für die verschiedenen Münzsorten auch verschiedener Einschnittzeichen bedienen. Ein derartig geführtes Geschäftsbuch hat vor dem geschriebenen den Vorzug, dass es nicht gefälscht werden kann. Daraus ersiehst Du, dass man auch von unwissenden Menschen etwas lernen kann.“

Der Geistliche hatte recht, auch von Unwissenden kann man etwas lernen. Diese Art der Verbuchung ist unstreitig das einfachste, das Grundelement der Buchführung. Wenn unser Erzvater Noah über die Ausgaben für die Bundesarche eine Verrechnung führte, so konnte dieselbe unmöglich einfacher gewesen sein.

„Wenn aber Jemand einen Taufschein benötigen würde, wie machst Du es dann?“

„Wozu einen Geburtsschein?“

„Nehmen wir an, um seine Familienangehörigkeit oder sein Alter zu erweisen.“

„Die Familienangehörigkeit lässt sich bis in das dritte Glied zurück unschwer durch Zeugen erweisen. Ist hierüber eine schriftliche Bestätigung nothwendig, so geht der Betreffende mit den Zeugen zu der Obrigkeit und wird befriediget. Ein geschriebenes Geburtenregister ist nach unserm Brauch beinahe unmöglich. Du musst nämlich wissen, dass bei uns der Familienname mit jeder Generation geändert wird. Mein Vater z. B. hiess Stefan Matanovič, d. h. Stefan der Sohn des Matthäus, Ich führe aber schon nicht mehr seinen Familiennamen, sondern leite den meinigen von dem Taufnamen meines Vaters ab, heisse also Miladin Stefanovič. Mit mir stirbt mein Familienname aus, denn meine Tochter heisst nach meinem Taufnamen Darinka Miladinovič. Auch die Mohammedaner haben die gleiche Abstammungsbezeichnung, nur mit dem Unterschiede, dass der Eigenname des Vaters jenem des Sohnes unverändert nachgesetzt wird. Mehmed Ali z. B. heisst Mehmed der Sohn des Ali.“

Das vorstehend Gesagte ist die Regel, es gibt aber auch Ausnahmen. Unser Freund, der Schweinhändler, sollte nach seinem Vater Mladenovič heissen, hat es aber vorgezogen, seinem Spitznamen *) die Ehrenstelle des Familienamens einzuräumen. Auch dieser wird mit ihm sterben und seine Kinder heissen nicht Glavanja, sondern Petrovič. — Was aber das Alter anbetrifft, so fragt bei uns Niemand darnach. Gute Nacht!“

Ich blieb in meinem Schlafraume allein. Einestheils war mir angenehm, dass mich mein Gönner verliess, weil ich mich auf diese Weise ungestört mit meinen Gedanken beschäftigen konnte. An jenem Tage war ich in ein neues Stadium meines Lebens getreten. Ich hatte wieder eine Stellung, zwar eine nichtssagende Stellung, aber immerhin besser als das

*) Glavanja (slav.) heisst zu deutsch Grosskopf oder Dickschädel.

planlose Herumirren. Der Anfang war gemacht; der Grundstein war gelegt, der weitere Aufbau hing von meiner Willenskraft ab und von — der Liebe.

Da ich nichts zu thun hatte, so blieb ich am folgenden Morgen länger auf dem Schafpelz liegen, als ich sonst gewohnt war. Vater Miladin durfte um mich besorgt gewesen sein, deshalb öffnete er leise die Thür und guckte hinein.

„Ich fürchtete, Dir wäre etwas zugestossen“, sagte er nach dem Morgengrusse. „Deshalb kam ich, um nachzusehen.“

Ich stand auf, kleidete mich an und wollte in die Umgebung einen Ausflug machen.

„Wie wär's, mein Sohn, wenn Du dem Halil-beg einen Besuch machen möchtest? Du hast mit ihm zwar nichts zu thun; Du hast Deine vollgiltige Reiselegitimation, die Dich vor allen Vexationen schützt, aber nach meinem Dafürhalten wäre ein solcher Schritt dennoch nicht zu unterlassen. Man muss mit den Wölfen heulen.“

„Was für ein Mensch ist dieser Halil-beg?“ fragte ich den popen.

„Ein fanatischer islamit, sonst aber kein übler Mann. Er ist besser, als so mancher andere beg dieses Kreises.“

Ich antwortete nicht gleich, sondern liess über meinen äussern Menschen einen wehmüthigen Blick gleiten. Mein Anzug hatte in der verhältnissmässig kurzen Zeit sehr gelitten. Der Regen hatte den Strassenstaub derart eingetrieben, dass dieser nur durch sorgfältiges Waschen daraus entfernt werden konnte. Das war aber nicht das grösste Wehe; den Stein des Anstosses bildeten die paar Dutzend Löcher, welche mir zwei Tage vorher die Flucht durch des Waldes Dickicht eingetragen.

„Vater Miladin, darf ich offen sein?“ fragte ich den popen.

„Gewiss! Noch mehr, Du sollst, Du musst mich als Deinen Vater betrachten und mich stets in Deinem Herzen lesen lassen.“

„So höre also: In diesem Anzuge kann ich dem beg keinen Besuch machen.“

„Warum nicht?“

„Weil ich in demselben eher einem Landstreicher, als einem civilisirten Westeuropäer ähnlich sehe.“

„Aber Kind Gottes, siehe mich an! Diese mantija*) habe ich vor zwölf Jahren gekauft und hoffe sie noch ein Paar Jahre zu tragen. Ich trage sie freilich erst seit zwei Jahren für alle Tage, aber dennoch. Meine mantija ist zwar abgetragen und schmutzig, aber deshalb hat mir Halil-beg noch nie die Thür gewiesen. Hierzulande hält man auf kostbare Kleider nicht viel. Uebrigens, wie Du glaubst.“

„Vater Miladin, Du hast mich nicht verstanden. Nicht nach kostbaren Kleidern ging mein Sinn, sondern nach Reinlichkeit. Du bist ein Kind dieses Landes und der hierländischen Lebensweise, also kommt es bei Dir, entschuldige die Bemerkung, auf etwas mehr oder weniger ansprechende Reinlichkeit gar nicht an. Dir kann man Dein vernachlässigtes Aeusseres verzeihen, mir als Westeuropäer aber nicht. Ich muss vor Allem

*) Das bis zu den Knöcheln herabreichende Oberkleid der orthodoxen Priester.

trachten, meinen Anzug in Ordnung zu bringen, dann aber werde ich Deinen Wunsch und meine Pflicht unverweilt erfüllen. Ist ein Schneider im Orte?“

„Ein terzija? Nein! Wozu auch? Die Bauern haben einen solchen nicht nöthig, der beg, ferner Glavanja und Pavlovič aber lassen in Zenica arbeiten.“

„So muss auch ich meinen Anzug nach Zenica zum Ausbessern senden.“

„Aber wie willst Du das anstellen?“

„Sehr einfach: übermorgen haben wir Sonntag, die Mohammedaner dagegen Werktag; ich sende meinen Anzug Sonntag früh nach Zenica, bleibe den Tag über zu Hause und die Sache ist abgethan. Oder bist Du nicht auch dieser Ansicht?“

„Du hast recht, doch warte ein wenig, ich werde gleich wiederkommen.“

Sprach's und verliess das Haus. Ich folgte ihm mit den Augen nach; er lenkte seine Schritte gegen Glavanja's Behausung.

Ich glaubte dessen Absicht errathen zu können. Jedenfalls wollte er einen Anzug für mich leihweise auftreiben. Dies schnitt mich in das Herz. Mit fremden Federn habe ich mich nie geschmückt und hatte es auch jetzt nicht so dringend nothwendig. Musste ich denn gerade heute zu Halilbeg? Nach einer Weile kamen der pope und Glavanja aus dem Hause des letzteren und lenkten gegen den dučan Radovan's ab. „Er wurde hier abgewiesen, jetzt geht er weiterfechten und mein Elend verkünden“, dachte ich mir. Einmal wollte ich ihm schon nachlaufen und ihm den Standpunkt klar machen, besann mich jedoch eines besseren. Ich konnte sein Opfer auch zu Hause zurückweisen. Vor dem Hause wurde es mir zu schwül, deshalb zog ich mich in mein Schlafstübchen zurück und grollte meinem Geschick. Verfluchte Armuth!

„Bruder Perga, der Vater ruft Dich“, mit diesen Worten weckte mich Darinka, die eingetreten war, ohne dass ich gewahr wurde aus meinem Dahnbrüten.

Ich trat vor das Haus und sah den popen mit einem gesattelten Pferde vor demselben stehen.

„Hier bringe ich Dir ein Reitpferd“, sagte er zu mir, „halte es, bis ich meinen Däumling sattle.“

„Was soll ich mit dem Pferde?“ fragte ich ihn verwundert.

„Wir wollen einen kleinen Spazierritt machen.“

„Aber ich verstehe ja nicht zu reiten!“

„Du wirst schon erlernen.“

Ich betrachtete das Thier; es war ein echtes Kind der ungarischen Pusta. Ich habe mich auf Schloss Eulenhurst wohl häufig im Reiten versucht und es darin, ich möchte sagen, bis zu einer gewissen Sattelsicherheit gebracht, allein die Reitpferde des Herrn Volinski waren geschult und fromm, während der vor mir sich aufbäumende Braune ein unverdorbenes Kind der Natur zu sein schien. Doch bange machen galt nicht, zumal, da sich an den Fenstern und in den Thüren der gegenüberliegenden Häuser mehrere meist dem zarten Geschlechte angehörige Gesichter zeigten. Beim Reiten hängt Vieles von dem ersten Augenblicke ab. Das Pferd weiss

sofort, ob es einen wirklichen Reiter oder einen sonntäglichen Angstmeier zu tragen haben wird und richtet sich meistentheils auch darnach ein. Als Vater Miladin auf seinem Däumling aus dem Hofe auf die Strasse herausgetrippelt kam, schwang ich mich mit einem einzigen Anlauf in den Sattel und sass darin fest und sicher. Das Thier merkte meine Ueberlegenheit und gehorchte willig meiner Leitung, was beim Sokol, den mir mein mohammedanischer Freund in Varcar-Vakuf geschenkt hatte, durchaus nicht der Fall war.

„Und Du sagst, dass Du kein Reiter bist, he-he-he!“ sagte lächelnd der Geistliche. „Ein edeles Thier, nicht wahr?“

„Ein Prachtexemplar! Wem gehört es?“

„Meinem Freunde Glavanja; er hat es erst vor zwei Monaten aus Ungarn mitgebracht, hat fünfzig Ducaten gekostet.“

„Wohin reiten wir, Vater Miladin, so Gott will?“ fragte ich meinen Begleiter, als wir den ersten han im Rücken hatten.

„Nach Zenica zum terzija“, erwiderte der Gefragte. „Bei dieser Gelegenheit werde ich Dich auch im mudirat*) melden, damit wir später keine Unannehmlichkeiten haben.“

Ich hatte mich kaum erwehrt, in meinem schadhaften Anzuge vor dem beg von Vranduk zu erscheinen, nun schleppte er mich nach Zenica, um mich dem mudir vorzustellen. Der gute Mann wollte mich auf jeden Fall bloss stellen. Miladin's Handelsweise kränkte mich, deshalb verhielt ich mich auf dem ganzen Wege einsilbig und verschlossen.

„Vor dem mudir lass nur mich für beide reden“, sagte Miladin zu mir, als wir absassen und die Pferde dem Stallknechte übergaben. „Jetzt trinken wir einen Schwarzen, dann werden wir aber zuerst den terzija aufsuchen.“

Wir gelangten durch mehrere enge und krumme Gassen in die čaršija**) und suchten den Herrenbekleidungskünstler auf.

„Bruder Mustaj, hast Du für diesen efendi einen fertigen Anzug?“ fragte der pope, auf mich weisend, den Schneider.

„Nicht einen, sondern zehn, wenn Du willst, Bruder Miladin,“ erwiderte der Gefragte. „Wünschest Du etwas Besseres?“

„Gewiss! Etwas Ordentliches, ob es ein paar megjedije mehr kostet, ist einerlei.“

Ich sah den Popen gross an und wollte eine Einwendung machen, allein er legte den Finger auf den Mund, um mir anzudeuten, dass ich zu schweigen habe. Nun wurde mir sein Besuch bei Glavanja und Pavlović klar. Er hatte denselben jedenfalls meine Lage klargelegt und sie zu Vorschüssen für meinen Anzug veranlasst. Ich war ihm für seine Bemühungen zu meinen Gunsten dankbar und segnete ihn. Da es mir freigestellt war, einen Anzug nach meinem Geschmack und jedenfalls auch für mein Geld zu wählen, so suchte ich das Beste aus, was am Lager zu haben war. Wenn ich einen oder zwei Monate länger dienen musste, um es abzuzahlen, was that es? Andere Auslagen hatte ich ohnehin nicht. Ich liess meinen

*) Bürgermeisteramt.

**) Čaršija (spr. tscharschija) heisst in der Türkei jener Stadttheil, in welchem die Geschäfts läden stehen. Die čaršija enthält keine Wohnungen.

alten Anzug behufs Ausbesserung beim terzija zurück, suchte dann, ebenfalls in Begleitung meines Wohlthäters, den berber auf, der gegen Entgelt von 10 Para, mit dem Rasirmesser auf meinem Gesichte jagend, die sporadisch auftauchenden Mooserscheinungen abfing und der Stutzer à la orientale stand in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit da. Nun konnte ich mich wohl sehen lassen, nicht nur beim mudir in Zenica, oder bei Halil-beg in Vranduk, sondern auch beim vezir in Bosna Sarai. Selbst das sonst phlegmatische Gesicht des Vater Miladin erhellte ein zufriedenes Lächeln, als er seinen Blick eine Weile auf mir ruhen liess.

Mit dem mudir waren wir bald fertig. Anfangs betrachtete er mich beinahe mit höhnischer Miene, als ich aber die teskera hervorzog und ihm dieselbe vorwiess, zerstreuten sich die Wolken auf seiner Stirn. Er sprach leutselig mit mir, bewirthete uns mit dem selbst in den obrigkeitlichen Schreib- und Rathsstuben unvermeidlichen Schwarzen und entliess uns in Gnaden. Es ist merkwürdig, Welch' unendliche Kraft so ein unansehnliches Papierblatt hat.

„Vater Miladin, ich danke Dir für Deine Güte nochmals“, sagte ich zu dem popen auf dem Heimwege und werde mich derselben stets würdig zu erweisen trachten. Solange nicht der ganze Betrag von euch abgedient ist, will ich keine para von Euch haben.“

„Schon gut, schon gut, mein Sohn! Nimm Du Dich nur unserer Kinder an, als ob sie Deine Geschwister wären, für das Uebrige wird unser Herrgott sorgen.“

In Vranduk angekommen, ritt ich geradenweges zum Glavanja, um mich auch bei ihm sowohl für das Pferd, als auch für den Vorschussantheil zu bedanken.

„Nicht der Rede werth“, erwiderte er abwehrend. „An Geld leiden wir, Gottlob, keinen Mangel, was uns fehlt, ist die Bildung. Wir wollen jedoch hoffen, dass nach und nach auch diese in die Bosna ponosna*) einziehen werde. Was unsere Eltern für uns nicht gethan haben, müssen wir für unsere Kinder thun und dies um so mehr, da sich uns hiezu eine günstige Gelegenheit bietet. Wenn ich nicht auf Einkaufreisen bin, so steht Dir das Pferd immer zur Verfügung. Meine Söhne wagen sich nicht auf dasselbe; sie haben übrigens ihre eigenen Reitpferde. Doch ich sehe, dass Deinem Anzuge noch etwas abgeht; Du erlaubst schon einen Augenblick.“

Er ging in das Nebengemach, brachte ein Packet aus demselben und gab es mir mit den Worten:

„Das gebe ich Dir als einen Beweis meiner aufrichtigen Freundschaft.“

Ich nahm das Geschenk an, bedankte mich für dasselbe und verfügte mich zum Pavlovič, um mich auch bei ihm zu bedanken.

„Hier hast Du ein paar piaster, damit Du nicht ohne Geld bist“, sagte der dučandjija, während er eine Goldmegjedija**) in meine Hand gleiten liess. „Hier kann man ohnehin nicht viel Geld verbrauchen, auch wenn man wollte, aber es ist immerhin gut, dass man etwas Klingendes im Beutel hat. Nur bitte ich Dich meine Kinder, wenigstens Anfangs,

*) Stolz, Attribut von Bosnien.

**) Türk. Pfund = 20 Mark.

nicht zu strenge zu behandeln, weil sie sehr furchtsam sind. Etwas werden sie schon auch bei guter Behandlung lernen und viel muss es ja nicht sein.“ —

„Was hast Du denn im Papier, mein Sohn?“ fragte mich der pope, als ich gegen sein Haus einlenkte.

„Ein Geschenk des Glavanja“, erwiderte ich; „worin dasselbe besteht, weiss ich selbst nicht.“

„Lass sehen!“

In der Papierhülle ruhte eine prachtvolle seidene Schärpe, nicht viel kleiner als ein Leintuch. Die popadija und ihre Tochter waren entzückt über das herrliche Geschenk und betasteten und bewunderten dasselbe immer wieder von neuem.

„Wieviel kostet eine solche Schärpe?“ fragte ich den popen.

„Ganz genau könnte ich Dir wohl nicht sagen, aber zehn Ducaten ganz gewiss, wenn nicht mehr.“

„Aber wie kann der gute Mann einem Menschen, wie ich bin, ein so grosses Geschenk machen?“

„Er kann es leicht thun, denn sein Vermögen wird auf fünfzigtausend Ducaten geschätzt. In Bosnien sind die materiellen Verhältnisse nicht so verzweifelt, wie man sie vielleicht im Auslande schildert. Das Land ist fruchtbar, die Bedürfnisse der Menschen dagegen gering. Der Ueberschuss wird stets in Geld umgesetzt, welches wegen der geringen Bedürfnisse meist in der Tasche bleibt. Du darfst auch nicht die Leute nach ihrem wenig einladenden Aeusseren beurtheilen. Wollte man die rajah nach ihrer Kleidung schätzen, so müsste man dieselbe sammelt und sonders in den Bettelsack werfen. Die Leute gehen aus zwei Gründen dürftig gekleidet einher: erstlich sind sie's von der Jugend auf so gewöhnt und zweitens muss es sein der Türken wegen. Diese haben nie genug; je mehr sie sehen, desto mehr wollen sie haben. Auch ich bin nicht so arm, als ich aussehe, aber für wen soll ich mich denn aufputzen? — Darinka, zeige dem Perga Deinen gjerdan*)“, sagte Miladin zu seiner Tochter.

Diese ging fort und brachte ihre Halsschnur, die wenigstens hundert-fünfzig Ducaten enthielt. Einhundertfünfzig Ducaten sind eintausend-fünfhundert Mark in Gold. Ein selbstgesponnenes, auf dem eigenen äusserst primitiven Webstuhle gewebtes und mit eigenen Händen angefertigtes Hemd, welches die Wäsche und das Oberkleid darstellt, dazu eine ebenfalls eigenhändig hergestellte Schürze, an den Füssen selbstgestrickte Strümpfe aus Hauswolle und kostlose Sandalen, auf dem Kopfe ein Fez im Werthe von 1—2 Mark, um den Hals aber die Geldschnur im effectiven Werthe von 1500 Mark! Was sagt die schöne Leserin dazu? Ländlich, sittlich.

„Siehst Du, das sind Geschenke, die meine Tochter in siebzehn Jahren, d. h. seit ihrer Geburt, bei Taufen, Trauungen u. dgl. von meinen

*) Halsschnur (türk.). In der Türkei besteht der Halsschmuck der Frauen und Mädchen fast ausschliesslich aus Gold- und Silbermünzen, welche durchlöchert auf Schnüren angereiht, um den Hals getragen werden. Dabei spielt der österreichische Ducaten die Hauptrolle. Ich habe Frauen, besonders mohammedanische, gesehen, die auf mehreren Schnüren eintausend und noch mehr Ducaten um den Hals trugen. Aermere tragen Gold mit Silber gemischt, oder letzteres allein, und zwar vorherrschend Maria Theresienthaler und Zwanziger.

Pfarrinsassen erhielt. Natürlich erhielt sie das Geld nicht gleich ducatenweise, sondern in kleineren Beträgen, die ich dann in Gold umwechselte, aber für eine so kleine Pfarre als Vranduk, ist das immerhin ein ansehnlicher Betrag. — Was mir dabei aber am besten gefällt, ist die Wuth, die in Nadir-beg aufkochen wird, wenn er Dich mit der Schärpe sieht, denn er hat gerade eine solche.“

„Wer ist dieser Nadir-beg?“

„Der älteste Sohn des Grundherrn von Vranduk, ungefähr im gleichen Alter mit Dir.“

„Wenn es ihm nicht recht sein sollte, so kann er sich wohl eine andere kaufen, Geld dazu wird er ohne Zweifel haben“, erwiderte ich gleichgültig.

„Und ob er's hat! Er versteht aber auch, dasselbe unter die Leute zu bringen. Nadir-beg ist sonst kein übler Mensch, nur leidet er keinen Widerspruch.“

„Wenn er aber im Unrecht ist?“

„Er will aber nicht im Unrecht sein, nie!“

„Es wird aber vielleicht eine Zeit kommen, in welcher er sich auch daran gewöhnen müssen wird.“

„Diese Zeit ist aber jedenfalls noch in weiter Ferne.“

„Vedremmo.“ —

Ich legte mich mit einer unbeschreiblichen Zufriedenheit zur Ruhe. Nun war ich wieder ein Mensch. Das Herumirren in der Welt hatte hoffentlich für immer ein Ende. Ich hatte in einem unansehnlichen bosnischen Dorfe warmfühlende Herzen gefunden, die sich meiner wie der eigenen Kinder angenommen und mir ihre gastlichen Häuser geöffnet hatten. Glück und Zufriedenheit wohnen nicht nur in Städten und Palästen, sondern in auch anspruchslosen Dörfern und Hütten; in den letzteren vielleicht noch häufiger, als in den ersten, weil man hier weniger braucht, um glücklich und zufrieden zu sein, als dort. Das Geschenk Glavanjas machte mir eine so grosse Freude, wie nur ein einziges früher in meinem ganzen Leben — die Haarlocke Aglaës. Aglaë! Wo war sie? In den Armen eines ungeliebten Mannes! Vielleicht weinte sie sich vor Schmerz wegen der gewaltsamen Trennung die Augen krank. Wenn sie meiner aber nicht mehr gedachte? Nein, nein, ich kannte sie zu gut. Sie trug an unserer Trennung keine Schuld, es war ein widriges und grausames Geschick, welches uns verschiedene, ja entgegengesetzte Wege vorschrieb. —

Der für Vranduk denkwürdige Tag war angebrochen. Ich eröffnete den Unterricht mit der schwarzäugigen Darinka des popen Miladin. Mangels Bücher und Schreibrequisiten musste ich zu Brett und Holzkohle meine Zuflucht nehmen. Nun ging ich zum Glavanja und von diesem zum Pavlovič. Ersterer meinte zwar, dass die Söhne der beiden im gemeinschaftlichen Unterrichte besser fortkommen würden, worauf ich jedoch nicht eingehen wollte, ohne zu ahnen, dass ich dem Kaufmann dadurch einen sehr grossen Dienst erwies. Ich hatte ohnehin genug freie Zeit und konnte diese auf solche Weise am Besten verwerthen.

Nach dem Unterrichte schrieb ich einem in Slavonisch-Brod wohnenden Geschäftsfreunde Glavanjas und ersuchte denselben im Namen des letzteren um Uebersendung von Büchern für den Elementarunterricht. Das Schreiben,

für dessen Herstellung ich mich des in Wasser aufgelösten Sprengpulvers anstatt der Tinte bediente, wurde der ersten gegen die Save abrückenden Karawane zur Weiterbeförderung übergeben.

Sonntag Ruhetag. Der Sonntag ist im Orient gleichzeitig auch der Wochenmarkttag. Die Bauern bringen ihre zu verkaufenden Producte in die Städte oder auch in andere Ortschaften, in denen Kaufläden bestehen und kaufen für den Erlös Zucker, Kaffee, Salz und andere in der Hauswirthschaft nothwendige Artikel ein. Die Grundlage des Geschäftes bildet der Tauschhandel, nämlich wo solcher möglich ist. Dabei fahren beide Theile gut, am Besten jedoch der Kaufmann, weil er bei den ihm in dem Tausch angebotenen Producten mehr oder weniger abhandeln kann, während seine Artikel unverrückbar feste Preise haben. Er gewinnt also an seiner Waare, als auch an den in Tausch übernommenen Artikeln. Auf diese Weise hatte Radovan Pavlovič, der, wenn man dem Volksmunde glauben wollte, vor sechzehn Jahren mit zehn Ducaten das Geschäft eröffnete, im Laufe der Jahre ein ansehnliches Vermögen zusammengebracht.

Ich durchschritt an der Seite des Vater Miladin das Dorf. Die Bauern, Männer und Weiber, drängten sich um uns und küssten uns die Hände. An diese Sitte konnte ich mich lange nicht gewöhnen. Zumal bei Glavanja, wo ich sozusagen zu Hause war und als Familienglied behandelt wurde, erschien mir das Handküszen seitens seiner erwachsenen Tochter geradezu lächerlich, allein es musste sein, „wegen der Ordnung“.

Gegen halb elf Uhr machte ich mich auf den Weg gegen die kula Halil-begs, um demselben meine Aufwartung zu machen. Dieselbe bestand aus einem Conglomerat von Gebäuden, welche das in der Mitte der Vorderfront erbaute Herrenhaus um ein Bedeutendes überragte. Die mohammedanischen Häuser haben keinen Vordereingang, zu ebener Erde auch keine Fenster; jene der oberen Etagen aber sind mit dichten Holzgittern verschalt, wie man solche im Westen hie und da am Chor der Klosterfrauenkirchen zu sehen Gelegenheit hat. In das Haus gelangt man durch eine in der Hofmauer angebrachte Thür, man darf jedoch nicht gleich eintreten, sondern man meldet sich und wartet ab, bis man abgeholt wird. Dies geschieht deshalb, damit sich die etwa im Hofe anwesenden unverschleierten Frauen und Mädchen in den harem zurückziehen können. Ich meldete mich und blieb vor der Thür stehen. Nach einer Weile erschien ein Diener und fragte nach meinem Begehr.

„Ich wünsche mit Deinem Gebieter zu sprechen.“

„Er — er hat gesagt, dass er nicht zu Hause ist,“ erwiderte der Diener stotternd.

„Hat er gesagt? Schön, schön! Du bist wenigstens aufrichtig und weil Du aufrichtig bist, so schenke ich Dir etwas. Hier hast Du!“

Ich gab dem Thürhort einen Piaster und kehrte um.

„Besten Dank, efendi, komme bald wieder!“ rief mir der Junge nach.

„Oder was!“ dachte ich mir. Ich war zwar auf keinen besonders freundlichen Empfang gefasst, allein dass mich der beg abweisen werde, wäre mir nicht einmal im Schlafe eingefallen. Das war eine um so grösitere Niederträchtigkeit, da die Abweisung von einem Mohammedaner, in dessen Religion die Gastfreundschaft den Glanzpunkt bildet, ausging. Er hatte

mich jedenfalls kommen gesehen und seinem Diener jenen barbarischen Auftrag gegeben.

„Mache Dir nichts daraus, mein Sohn,“ tröstete mich Vater Miladin, als ich ihm, zu Hause angekommen, mein Leid klagte, „er ist ein mürrischer Mann, hat aber sonst ein gutes Herz.“

„Ich schenke ihm seine Herzensgüte, wenn er so tactlos ist, dass er mir vor der Nase die Thür verschliessen lässt. Er konnte mich meinetwegen mit Kälte empfangen, er konnte mit mir selbst unhöflich sein, aber es war seine Pflicht, mich zu empfangen.“

„Was willst Du, er hat auch seine, wie wir sagen, schwarzen Tage. Seit dem Tode seiner kaduna ist er beinahe für Jedermann unzugänglich.“

„Vater Miladin, dann hättest Du mich aber nicht zu ihm schicken sollen!“

„Es musste sein, weil er sonst die Schuld auf mich gewälzt hätte. Wir leben auf seinem Grund und Boden, also müssen wir ihm unterthänig sein. Darin liegt ja der Fluch der rajah. Nicht die Armuth drückt uns, sondern die Knechtschaft. Lass gut sein, mein Sohn, Du hast ihm gegenüber Deine Pflicht gethan und brauchst Dich weiter nicht um ihn zu kümmern.“ —

Ich schwieg, aber es wurmte mich dennoch. Es sollte aber noch besser kommen. Da ich Nachmittag nichts zu thun hatte, so suchte ich den unteren han, in welchem sich, wie man mir sagte, die Elite von Vranduk und dessen Umgebung einzufinden pflegte, auf, um mit den Leuten in nähere Berührung zu kommen. Ich fand nichts Besonderes darin: ein paar Mohammedaner, welche dort Mittagsstation hielten, der Rest aber bestand aus Sonntagsgästen gewöhnlicher Sorte. Ich hatte den Mocca kaum ausgeschlürft, als ein ungefähr zwanzigjähriger Mohammedaner ohne den landesüblichen Gruss eintrat und mich zu messen begann. Ich zahlte ihm mit gleicher Münze. An der Schärpe, die der meinigen auf ein Haar beziehungsweise auf einen Seidenfaden ähnlich war, erkannte ich in ihm Nadir-beg, den ältesten Sohn des Grundherrn von Vranduk.

„Wie geht es Dir, gjaurin?“ fragte er mich nach einer Weile.

In mir wallte das Blut auf. Der Mohammedaner gebraucht dem Christen gegenüber das Wort gjaur sehr selten und selbst dann nur im Zorn. Nadir-beg aber begnügte sich jedoch nicht allein mit der Beleidigung, sondern bediente sich, um derselben auch noch den Hohn anzuhängen, des Diminutivums. Also war es mit der Beleidigung des Vaters noch nicht genug; es musste noch jene des Sohnes hinzukommen. Ich gab ihm eine der Frage würdige Antwort.

„Gottlob mir geht es gut,“ erwiderte ich, „und wie geht es Dir turčin?“

Das Wort turčin ist das Diminutiv von turak, der Türke, und wird stets nur im verächtlichen Sinne gebraucht.

Der junge Mann wurde kreidebleich und glotzte mich an.

„Ich bin kein Türke und noch weniger ein turčin“, erwiderte er mit vor Wuth zitternder Stimme, „sondern ein Mohammedaner slavischer Nationalität.“

Die anwesenden Gäste betrachteten bald mich, bald meinen Gegner. Wer mit den Augen allein nicht auskommen zu können glaubte, der nahm auch den Mund zu Hilfe. Ich hatte die Oberherrschaft über mich schon wieder gewonnen.

„Ich sehe, dass Du kein Türke bist“, entgegnete ich mit ruhiger aber fester Stimme. „Wärest Du ein Türke, so hättest Du mir Gott angerufen, bevor Du mit der Frage nach meinem Befinden an mich herantratst. Bei Dir hätte ich so etwas überhaupt voraussetzen sollen, denn wie der Vater, so der Sohn! Gehab' Dich wohl, Nadir-beg!“

Bei den letzten Worten warf ich eine kasida als Gegenwerth für den Kaffee auf das Tischchen und verliess nach allen Seiten grüssend den han. Er begleitete meine Schritte mit einem greulichen Fluche, allein ich achtete nicht darauf, sondern lenkte, draussen angekommen, nach rechts ab und verfolgte die Strasse gegen Norden.

Als ich Vranduk im Rücken hatte, mässigte ich meine Schritte und begann über das Geschehene nachzudenken. Ich hatte in Vranduk drei gute und aufrichtige Freunde gefunden, allein denselben standen zwei Gegner gegenüber, von denen ein Jeder mächtiger war, als alle drei Freunde zusammengenommen. Ich segelte in einem sehr gefährlichen Fahrwasser, das sah ich sofort ein, aber wie konnte ich die Klippen umschiffen? Nahm ich die Vermittlung meiner Freunde in Anspruch, so konnte sich meine Lage vielleicht gerade dadurch nur noch verschlimmern. Ich beschloss daher von dem Zusammenstosse mit dem jungen beg zu schweigen und über das Weitere die Zukunft entscheiden zu lassen.

Nach Vranduk zurückgekehrt sah ich Leute, die vor ihren Häusern sassen, sich erheben und die Arme über der Brust kreuzen. Wem diese Ehre galt, wusste ich nicht, da ich Niemand kommen sah. Ein Mann, der die Strasse hinabkam, blieb ebenfalls mitten auf derselben stehen und wandte sich ab. Daraus schloss ich, dass eine mohammedanische Frau in der Nähe sei. Richtig, in dem nächsten Augenblicke erschien von der kula Halil-beg's her eine verschleierte Frauengestalt im rothen jasmak, von zwei Dienerinnen gefolgt, auf dem Platze und schritt geradeaus auf Glavanja's Haus zu und verschwand mit ihren Begleiterinnen in demselben. Auch ich blieb stehen, jedoch ohne die Arme zu kreuzen, — was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Der Mann, der früher auf der Strasse stehen geblieben war, setzte sich wieder in Bewegung und kam auf mich zu.

„Wer ist jene bûla*), vor der Du stehen geblieben bist?“ fragte ich ihn, als er an mir vorbeikam.

„Dilber**)-Zoraïda, die Tochter Halil-beg's“, erwiderte der Gefragte und eilte weiter.

„Potztausend!“ dachte ich mir. „Wenn sogar ein einfacher rajah ihr Attribut kennt, so muss sie wirklich schön sein.“

Die schöne Leserin wird mich vielleicht fragen, woher die Männer wissen, dass die mohammedanischen Frauen oder Mädchen schön sind. Dies erfährt man von den christlichen Frauen und Mädchen. Die Freundschaft zwischen den Trägerinnen des schwachen Geschlechtes der beiden Confessionen ist viel inniger, als zwischen den Männern. Sie verkehren gegenseitig ganz frei und ungezwungen miteinander. Noch mehr, die Mohammedanerinnen, die nach „auswärts“ ihre Blicke werfen, können ihr Ziel nur mit Hilfe der Christinnen erreichen. Wird das Geheimniss aber

*) Bûla heisst eigentlich die Lehrerin (türk.), wird aber in Bosnien allgemein anstatt des Wortes Mohammedanerin gebraucht.

**) Schön (türk.).

verrathen, so sind beide sehr übel daran, denn der Mohammedaner ist kein „Crocodil“ und versteht diesbezüglich keinen Scherz.

Bei dem Hause Glavanja's angekommen, machte ich eine halbe Wendung und trat ein.

„Wer weiss,“ sagte ich zu mir selbst, „vielleicht hängt mir die Tochter auch noch eine Grobheit an. Omne trinum est perfectum.“

In dem gewöhnlichen Empfangszimmer war Glavanja allein, in dem anstossenden Frauengemach dagegen ging es recht lebhaft zu. Dass die Verbindungsthür im Schlosse ruhte, erwähne ich nur nebenbei. Sobald eine Mohammedanerin in ein christliches Haus kommt und ein Gemach betritt, bleibt dasselbe den Männern unzugänglich. Dies ist schon deshalb nothwendig, weil sich die Besucherinnen immer des lästigen feredjeh, sowie des jasmak entledigen und in derselben Hülle sichtbar werden, wie in ihrem eigenen Heim. Ein Mann darf nur über ausdrückliche Aufforderung eintreten und findet die Besucherin stets verschleiert. Ich hatte noch nicht den Mocca ausgeschlürft, als Zorka, Glavanja's älteste Tochter, in der Eingangsthür erschien und ihm herauswinkte.

Nun will ich der schönen Leserin einige orientalische Frauennamen erklären. Da der islam keine weiblichen Heiligen kennt, so kann sich die Welt auch nicht ihrer Namen bedienen; deshalb werden die Frauennamen ausschliesslich der Schöpfung entnommen. Diese Sitte hat nach und nach auch bei den Christen, freilich nur zum Theile, festen Fuss gefasst. Die Töchter Glavanja's z. B. hiessen Zorka (spr. Sorka), die Morgenröthe; Danica, der Morgenstern und Kruna, die Krone. Auch die Frauennamen: Labúda, die Schwänin; Jagoda, die Erdbeere; Jabučica, das Aepfelchen; Ruža, die Rose u. dergl. sind nicht selten.

„Bruder Perga, was hast Du denn heute mit dem jungen beg gehabt“, fragte mich Glavanja, als er zurückkam.

„Nichts“, erwiderte ich mit gedämpfter Stimme, weil ich bemerkte, dass in dem Nebenzimmer vollständige Stille eingetreten war und die Neugierde der Frauen wenigstens für einige Augenblicke unbefriedigt lassen wollte. „Er hat mich in Gegenwart von wenigstens zwanzig Männern insultirt, grundlos insultirt und ich habe ihm heimgegeigt.“

Ich erzählte ihm nun den ganzen Sachverhalt und wiederholte sowohl meine als auch seine Worte, die bei dem Auftritte gefallen waren.

„Recht hast Du gehabt“, sagte Glavanja ebenfalls im Flüstertone. „Nadir-beg glaubte bisher, dass ihm Niemand auf dieser Welt gewachsen sei, jetzt hat er einen würdigen Partner gefunden.“

„Warum fragst Du, gazda*) Peter?“

„Weil seine Schwester zu meinen Töchtern eigens gekommen ist, um zu erfahren, was an der Sache ist. Er kam wuthentbrannt nach Hause und wollte mit zwei geladenen Pistolen fort, um Dich niederzuschiessen, wo er Dich findet. Mit grosser Mühe gelang es ihr, ihn zu besänftigen. Er hat sich niedergelegt. Du wirst gut thun, Abends nicht auszugehen. Bis morgen ist sein Zorn verraucht und dann wird alles wieder gut werden. Nadir-beg ist kein böser Mensch, sondern ein Sausewind, dessen Launen

* Spr. gasda, Herr (slav.). Diesen Titel giebt man in der Regel reichen und angesehenen Privatleuten, zum Unterschiede von gospodin, welches Wort ebenfalls Herr bedeutet, aber bei öffentlichen Functionären gebraucht wird.

sich bisher kein Hinderniss in den Weg gestellt hat. Nun gehe ich wieder, um die kada*) aufzuklären.“

Ich blieb wieder allein und schlich mich zu der Verbindungsthür, um zu horchen. Horchen! Kurz vorher wollte ich nicht haben, dass unser Gespräch im Nebenzimmer verstanden werde, nun horchte ich selbst. Menschliche Schwäche!

Glavanja legte der Tochter Halil-beg's den ganzen Sachverhalt auseinander und entschuldigte mein schroffes Verhalten mit dem unangenehmen Eindrucke, den das Verhalten ihres Vaters auf mich gemacht hatte.

„Mein Vater ist einigermassen zu entschuldigen, denn er ist leidend“, sagte Zoraïda, als Glavanja geendet. „In der Periode der Goldadererscheinungen, die mit der Zunahme des Alters stets häufiger hervorkommen, ist er geradezu unausstehlich und gerade jetzt leidet er wieder daran. Ich bin jedoch überzeugt, dass er seinen Fehler einsehen und gutmachen wird. Mein Bruder dagegen ist entschieden im Unrecht. Sein Verhalten ist umso mehr zu tadeln, da er die Tactlosigkeit einem jabandjija gegenüber begangen hat. Gazda Peter, sei versichert, dass ich ihm gehörig den Kopf waschen werde.“

Was weiter gesprochen wurde, weiss ich nicht, denn ich zog mich zurück und nahm wieder meinen früheren Platz ein. Bald darauf trat auch Glavanja wieder ein und erklärte den Zwischenfall als geebnet. An dem Willen der kada fehlte es freilich nicht, es war aber fraglich, wie Nadir-beg den Verweis seiner Schwester aufnehmen werde. Konnte ihn ihre Parteinahme zu meinen Gunsten nicht noch mehr gegen mich aufbringen. Gleichviel! Vedremmo.

Am folgenden Morgen nahm ich den Unterricht in der festgesetzten Ordnung wieder auf. Als ich das Haus Glavanja's verliess und auf dem Wege zum Pavlovič an dem han, in welchem am vorhergehenden Tage der Auftritt stattfand, vorbeiging, kam der Pächter desselben auf mich zu, verbeugte sich vor mir in sklavisch-unterthäniger Manier und sagte nach der Voraussendung des üblichen Grusses:

„Efendi, Nadir-beg, der Sohn unseres Grundherrn, wünscht Dich zu sprechen.“

„Wo ist er?“

„Bei mir.“

„Ueberbringe Du dem beg meinen Gruss und sage ihm, dass ich für eine Unterredung jetzt keine Zeit habe, in einer Stunde aber zu seiner Verfügung stehe.“

Der handjija kehrte um, ich aber setzte den Weg fort. Also die Intervention dilber-Zoraïda's war von Erfolg gekrönt. Ich konnte dem Wunsche meines Gegners auch sogleich willfahren, allein ich wollte dem stolzen Mohammedaner trotz meiner Nichtigkeit meine Ueberlegenheit zeigen. „Nur keine Schwäche zeigen!“ hatte mir der alte Feldwebel in Kostajnica eingeschärft und daran hielt ich fest.

Nach dem Unterrichte schritt ich auf den han zu. Nadir-beg stand in der Eingangsthür und sandte mir wenigstens zehn Schritte weit den Willkommengruss entgegen, den ich freundlich erwiderte.

*) Diminutiv von kaduna, also Fräulein.

„Ich habe Dich gestern beleidiget“, sagte er, als wir eingetreten waren, „und bitte Dich um Entschuldigung. Später habe ich bereut, aber es war zu spät.“

„Fehlen ist menschlich“, erwiederte ich, während ich Nadir's Rechte ergriff. „Auch ich nehme gern meine Worte zurück und versichere Dich, dass dieselben nicht der Ausfluss meiner Gesinnung gegen Dich, sondern lediglich nur der Widerhall Deiner Aeusserungen waren. Jetzt aber kein Wort mehr davon.“

„Wir wollen uns zurückziehen, denn hier könnten wir gestört werden“, sagte Nadir-beg und führte mich in eines jener trauten Kämmerlein, wo die Anhänger des Propheten in beseligenden Gefühlen dem Bacchus huldigen. In der Zubereitung des Morgenimbisses hatte der handjija seinen Mann gestellt, hierin musste ihm selbst der Feind Gerechtigkeit widerfahren lassen. Als wir nach einer Stunde in bester Freundschaft Arm in Arm den han verliessen, war mir so rosig wohl um's Herz, dass ich die ganze Welt umarmen hätte mögen.

„Ich habe gehört, dass Du ein guter Reiter bist, willst Du zuweilen mit mir in unsere Dörfer reiten?“ fragte mich Nadir-beg unterwegs.

„Ein Reiter bin ich wohl nicht, hoffe jedoch mit der Zeit ein solcher zu werden“, erwiederte ich. „Deine Einladung nehme ich gern an und werde von derselben Gebrauch machen, so oft mir das Pferd Glavanja's zur Verfügung stehen wird.“

„Du bist nicht auf das Pferd des Schweinehändlers angewiesen. In unserm Stalle steht ein halbes Dutzend Reitpferde, eines besser als das andere; Du kannst nach Belieben wählen.“

Wir trennten uns; der beg lenkte gegen seine kula ab, ich aber folgte einem Winke Glavanja's und trat bei ihm ein.

„Also ihr habet euch ausgesöhnt?“ sagte er, als ich in der Laube erschien. „Das freut mich wirklich. Du wirst sehen, dass Nadir-beg ein ausgezeichneter Mann ist, wenn man ihn nur zu behandeln versteht. Deine Freundschaft mit ihm wird auch für Andere von wohlthätigen Folgen begleitet sein.“ —

Für mich begann nun ein Leben, wie ich es mir früher niemals geträumt hatte. Meine Schüler machten erfreuliche Fortschritte, mein Ansehen stieg von Tag zu Tag, an ländlichen Unterhaltungen in Gesellschaft Nadir-beg's, mit dem ich häufig die seinem Vater eigenthümlich gehörigen Dörfer besuchte, fehlte es mir auch nicht. Mein mohammedanischer Freund hatte jedoch eine Schwäche und zwar gerade jene, wie Suleiman-beg Kulenovič von Varcar-Vakuf, d. h. er konnte nie an einem han vorbeireiten, ohne abzusitzen und in einem jener „trauten Kämmerlein“ auszuruhen. Meine Brodherren wollten von dem für meinen Anzug geleisteten Vorschusse nichts wissen, sondern bezahlten mir nach Verlauf des ersten Monates für meine Dienstleistung blanke sechs Ducaten, und zwar Glavanja drei, Pavlovič zwei und den restlichen pope Miladin. Letzterer wollte von einer Entschädigung für Kost und Quartier nichts wissen. Sechs Ducaten monatlich waren zu jener Zeit ein Gehalt, den eine ganze Reihe von untergeordneten Staatsbeamten nicht bezog. Dazu hatte ich freie Verpflegung; eine Verpflegung, die nichts zu wünschen übrig liess. Ich hatte keinen andern Wunsch. Keinen? Wohl einen, aber er war unerfüllbar.

Aglaë war eines andern Weib, also für mich verloren. Dieses schmerzliche Bewusstsein drängte ihr Bild nach und nach in den Hintergrund und umgab es schliesslich mit einem durchscheinenden Nebel.

Anfangs bemerkte ich nicht einmal, dass ich von der Aussenwelt getrennt war. Das neue Leben und die neue Beschäftigung füllten mein Sinnen und Denken derart aus, dass ich sogar auf meine Heimath vergass. Mit der Zeit jedoch wurde diese Isolirung fühlbar und fühlbarer, deshalb schrieb ich abermals an den Geschäftsfreund Glavanja's nach Slavonisch-Brod und ersuchte ihn um Uebersendung einiger Bücher. Mein Wunsch wurde in kurzer Zeit erfüllt. Ich hätte auch irgend eine Zeitung abonnirt, allein dies war wegen der Strenge der Grenzencensur unmöglich.

Nadir-beg lud mich wiederholt in die kula seines Vaters ein, ich schlug die Einladung jedoch beharrlich aus. Dies war der einzige Wunsch, den ich ihm nicht gewährte. Wir blieben aber dennoch stets gute und aufrichtige Freunde. Unsere Freundschaft nützten die Bewohner von Vranduk nicht selten aus, um durch meine Fürsprache bei dem jungen beg, der in der Administration des Besitzes seinen stets mehr kränkelnden Vater rechtskräftig vertrat, eine Gunst zu erlangen. Er schlug mir nie eine Bitte aus. Es ist allerdings wahr, dass ich mit einem schwerwiegenden oder schwer erfüllbaren Ansinnen nie an ihn herantrat, es will jedoch dessenungeachtet viel heissen, dass ein Christ von meiner gesellschaftlichen Stellung auf einen unabhängigen und stets zu befehlen gewohnten Mohammedaner einen so grossen Einfluss ausüben konnte.

In der ersten Zeit fiel es mir gar nicht auf, dass mir vor und nach der Unterrichtsstunde stets dieselbe Tochter, nämlich Danica, sladko und Kaffee brachte. Sie wurde auch immer zutraulicher und liess zuweilen unter ihren buschigen Augenbrauen einen jener verzehrenden Blicke auf mir ruhen, bei denen ein lieberfülltes Herz sofort in Feuer geräth.

„Wie wär's, Danica, wenn wir zwei einen Vergleich schliessen möchten“, sagte ich eines Tages zu ihr, nachdem die Söhne Glavanja's das Unterrichtszimmer verlassen hatten.

„Weshalb?“ fragte sie erröthend.

„Ich bin doch kein Fremder mehr in Eurem Hause; warum bringst Du mir immer und immer wieder den Kaffee, wenn ich komme und bevor ich gehe?“

„Ist es Dir vielleicht nicht recht, dass ich ihn Dir bringe? Wenn das ist, so brauchst Du nur zu befehlen, ich habe ja noch zwei Schwestern, die denselben Dienst machen können, als ich.“

Die letzten Worte sprach sie mit zitternder Stimme, stellte die Präsentirtasse auf das Kaffetischchen und lief davon.

„Danica! Danica! Danica!“

Keine Antwort.

„Dummer Junge, was hast Du denn jetzt angestellt?“ sagte ich zu mir selbst. Ich hatte, ohne es im Entferntesten zu wollen, dem Mädchen wehe gethan. Meine Worte waren sicherlich nicht gegen Danica, sondern gegen den Kaffee gerichtet, weil mir der zu häufige Genuss desselben nicht zusagte. Nun hiess es, das Geschehene wieder gut machen. Ich verfügte mich in das Arbeitszimmer. Zorka sass hinter dem Webstuhle, Kruna aber vor dem Stickhalter, von der Danica keine Spur. In der Küche bereitete

die Mutter der Mädchen mit Hilfe einer Dienerin das Mittagessen, Danica war auch in der Küche nicht. Ich wandte mich gegen den Blumengarten, blieb am Eingange stehen und horchte. In der nahen Laube schluchzte Jemand. Das konnte nur Danica sein. Ich beschleunigte meine Schritte und sah die Beleidigte auf der Bank sitzend in einem Winkel lehnen. Sie weinte, wie der Regen.*) Ich setzte mich auf die Bank zu ihr, erklärte ihr den Sinn meiner Aeusserung und bat sie, sich zu beruhigen. Je mehr ich mir Mühe gab, das schöne Bosnierkind zu beruhigen, desto mehr weinte Danica. Mir wurde unheimlich zu Muthe. Als ich die Erfolglosigkeit meiner Tröstungsversuche einsah, nahm ich zu einem ungewöhnlichen Mittel meine Zuflucht, zu einem Mittel, welches überraschend schnell wirkte. Ich nahm das untröstliche Mädchen um den Leib, zog es auf meine Knie und legte dessen Köpfchen an meine Brust. Dies wirkte. Das Weinen legte sich bald und an dessen Stelle trat nur die hie und da von einem Seufzer unterbrochene Stille. Danica lag mit geschlossenen Augen an meiner Brust.

„Sada da mi je umrijjeti!“ **) hauchte sie nach einer Weile.

„Warum, mein Kind?“

„Weil es mir so unaussprechlich wohl ist.“

Ich beugte mich vor, drückte auf die brennende, jungfräuliche Stirn des schönen Kindes einen langen Kuss und gab die süsse Bürde frei. Danica zuckte zusammen, richtete sich auf und wollte die Laube verlassen.

„Wohin gehst Du, meine Liebe?“ fragte ich sie.

„Dort rechts in der Ecke sprudelt eine Quelle hervor, ich will mich waschen, um die Spuren des Weinens zu verwischen. Gott sei mit Dir, Perga!“

Ich durchschritt hastig den Garten und den Hof und verliess das Haus Glavanja's ohne Gruss. Seltene Gefühle durchbebten meine Seele. Anstatt nach Hause zu gehen, bog ich nach links ab und gelangte an das Bosnauer, wo ich mich unter einer Weide in das üppige Gras niederwarf. Was war nun wieder das? Danica hatte mir, ohne dass ich ihr auch nur die leiseste Veranlassung dazu gegeben hätte, ihr Herz erschlossen. Ich hatte ihr zwar keine Liebeserklärung gemacht, allein ich hatte auch nicht das Gegentheil davon ausgesprochen. Sie hatte volles Recht, mein Verhalten ihr gegenüber im günstigen Sinne zu deuten. Und das Ende von dem Liede? Vielleicht eine abermalige Enttäuschung, die um so leichter möglich war, da bei den Orientchristen die ehreiften Kinder gar kein Selbstbestimmungsrecht haben, sondern sich unweigerlich dem Willen der Eltern fügen müssen. Die Väter suchen den Bräutigam oder die Braut aus und behandeln die Eheschliessung als eine Angelegenheit, welche das Brautpaar nicht im Entferntesten angeht. Es kommt nicht selten vor, dass sich die Brautleute bei der Verlobung zum ersten, bei der Trauung aber zum zweiten Male in ihrem Leben sehen und die ersten Worte erst nach der Hochzeitsfestlichkeit mit einander wechseln. Auf diese Weise werden häufig die heiligsten Herzensbunde unbarmherzig zerrissen und Elemente vereinigt, die sich wie Feuer und Pulver mit einander vertragen.

*) Bosnisches Sprichwort.

**) Jetzt möchte ich sterben! (slav.)

Die Folgen davon aber sind die vielen Ehescheidungen, welche auf das Familienleben zersetzend einwirken, oder das Abweichen von dem Wege der Moral, was noch schlimmer ist. Wollte ich die Sache ernst nehmen, so musste ich mich einzig und allein an den Vater halten; Danica spielte dabei eine vollkommen passive Rolle. Nach langem Nachdenken beschloss ich, den goldenen Mittelweg zu gehen, d. h. in dem Hause des Glavanja als das zu erscheinen, was ich wirklich war, als Lehrer.

Der schönen Leserin dürfte aufgefallen sein, dass ich mit den Mädchen Glavanja's à la franca in dem vertraulichen Du-Tone verkehrte. Diese Redeweise zieht sich von dem Beginn, d. h. von dem Augenblicke an, als ich Bosniens Boden betreten durch meine Schilderungen. Im Orient kennt man kein Sie, kein Ihr und kein Er, sondern spricht alle Menschen ohne Standes- und Altersunterschied mit Du an. Auch der Padischa macht hiervon keine Ausnahme. —

Eine Woche verging ohne jeden Zwischenfall. Ich unterrichtete und trank den Mocca, mit dem mir Danica aufwartete, weiter, die freie Zeit aber verbrachte ich meistens zu Hause bei meinen Büchern, die mir der Geschäftsfreund Glavanja's aus Slavonisch-Brod geschickt hatte. Die gute popadija hatte, um von dem Inhalte ja kein Wort zu verlieren, einigemale den Braten verbrannt oder die čorba angestänkt. Auch Darinka wendete die kostbaren Schätze nach allen Seiten um, aber mit dem Lesen ging es doch nicht, aus dem einfachen Grunde, weil sich die Bosnier der cyrillischen Schreibweise bedienen; einer Schreibweise, die der griechischen nachgemacht ist und mit der Courentschrift nur vier Vokale gemein hat. Vater Miladin's Ehehälften konnte das herbe Geschick Genovevas nicht genug beklagen und beweinen; nur das Ende tröstete sie einigermassen. Die Tugend muss schliesslich überall siegen.

Als ich eines Nachmittags meine Wohnung verliess und dem Hause Glavanja's zuschritt, um die nachmittägliche Unterrichtsstunde zu geben, sah ich, kurz vor mir, dilber-Zoraïda in das Haus treten. Ich hatte schon einigemal bemerkt, dass sie sich während des nachmittäglichen Unterrichts regelmässig in dem Hause meines Brodherrn einfand, beachtete jedoch ihr Kommen und Gehen nicht weiter. Als ich nach dem Unterrichte das Haus verliess, begleitete mich Danica, wie gewöhnlich, arthalber bis vor die Haustür, wo die älteste Tochter Glavanja's und Zoraïda standen. Letztere befand sich auf dem Heimwege. Ich grüsste und schritt an den Mädchen vorbei dem Hause Pavlović's zu. Ich hatte kaum die Mädchen im Rücken, als Zoraïda sagte: „V'allah, je lijep!“*) Ich hörte die Worte ganz deutlich, machte jedoch so, als ob ich dieselben nicht gehört hätte. Nun, ein Adonis war ich gerade nicht, aber die Behauptung der Tochter Halil-begs hatte immerhin einen Untergrund. Der Ausdruck schön ist übrigens sehr dehnbar und hängt lediglich von dem Geschmacke der unser Aeusseres beurtheilenden Personen ab.

„Was hat gestern dilber-Zoraïda gesagt, als ich mich von euch entfernte?“ fragte ich Danica am folgenden Tage, um sie zu necken.

„Ich weiss nicht“, erwiderte sie, wurde dabei aber über und über roth im Gesicht.

*) Bei allah, der ist schön!

Am folgenden Nachmittage kehrte ich den Spiess um, d. h. ich ging zuerst zum Pavlovič und dann erst zu Glavanja. Die Söhne des letzteren waren ohnehin immer zu Hause, also kam ich auch später noch immer rechtzeitig.

„Ist Zoraïda hier?“ fragte ich Danica, als sie mir den Kaffee brachte.

„Freilich ist sie noch da“, erwiderte die Gefragte. „Ihr Vater ist heute nach Zenica in den megjlis*) geritten, deshalb ist sie gleich nach dem Essen zu uns gekommen.“

Ich dehnte die Unterrichtsstunde ungewöhnlich aus. Endlich sah ich sie gehen und schickte auch meine Schüler fort.

„Denke Dir den Einfall Zoraïdas!“ sagte Danica, als sie nach dem Unterrichte mit dem obligaten sladko erschien.

„Nun?“

„Sie wollte auf jeden Fall mit Dir sprechen. Kaum hatte sie Deine Stimme gehört, als sie auch schon das feredje und den jasmak anlegte und uns eine nach der andern um Dich schicken wollte, aber keine wollte gehen.“

„Was will sie denn von mir haben?“

„Das weiss ich nicht, sie sagte nur, dass sie mit Dir sprechen will. Das wäre so etwas! Und schon gar, wenn ihr Vater erfahren würde! Uebrigens . . .“

„Was übrigens?“

Danica bedeckte mit einer Hand ihre schwarzen Augen, mit der andern öffnete sie die Thür und lief davon. Ich wollte mich gerade entfernen, als vor dem Hause ein Reiter stehen blieb und behende aus dem Sattel sprang. Es war Glavanja, der von seiner Handelsreise von Ungarn nach Hause kam. Man konnte ihm die Zufriedenheit von dem Gesichte herablesen. Er brachte seinen Töchtern, wie gewöhnlich, wenn er ein gutes Geschäft machte, verschiedene Geschenke mit. Auch meiner gedachte er in der Fremde. Die Zeitungen, mit denen er mich überraschte, waren zwar zerknittert und sehr stark abgegriffen, aber ich betrachtete dieselben dennoch als einen werthvollen Schatz. Nun konnte ich wieder erfahren, was in der Welt, in meinem Vaterlande vorging. Ich durfte mich mit meinen Schätzen aber nur unter der Bedingung, dass ich mich zum Nachtessen mit dem Vater Miladin wieder dort einfinden werde, entfernen. Auch der dučandjija Radovan wurde herbeigeholt. Der Abend verlief in der animirtesten Weise. Sogar Glavanja's Kinder durften in unserer Gesellschaft bleiben, was sonst nie der Fall war.

„Wenn mir Gott das Leben schenkt, so will ich im Herbst Alles vorrichten, damit im Winter alle erwachsenen Kinder der Ortschaft, oder wenigstens die Knaben, an dem Unterrichte theilnehmen, sagte Glavanja im Laufe des Gesprächs. In meinem Hause steht uns hinlänglicher Raum zur Verfügung, das Bretterholz für die Herstellung der Bänke ist auch nicht theuer und auf ein paar Ducaten mehr oder weniger monatlich kommt es bei mir auch nicht an. Wissen ist Gold, welches dem Menschen Niemand wegnehmen kann.“

Wir trennten uns in später Abendstunde. —

*) Rath, Berathung (türk.).

„Morgen müssen wir frühzeitig aufstehen“, sagte Vater Miladin auf dem Heimwege; „ich erwarte den Maurer.“

„Willst Du etwas bauen lassen, Vater Miladin?“

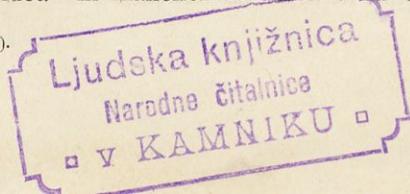
„Nein, ich will nur die Sprünge in der Mauer ausbessern und das Haus gehörig weissstünchen lassen. In vier Tagen ist das Fest des heil. Johannes des Täufers und an diesem Tage feiere ich meine slava.“

Die slava oder das Tauffest ist ein so hochbedeutendes Familienfest, dass man dasselbe dem kirchlichen Osterfeste würdig zur Seite stellen kann. Doch nicht alle Balkanvölker feiern die slava, sondern nur jene orthodoxen Christen, welche ihre Abstammung von dem einstigen Serbenvolke ableiten. Ich sage von dem einstigen Serbenvolke und dies mit Recht, denn die heutigen Serben des Fürstenthumes sind ein Gemenge von verschiedenen Völkern und Rassen, welche im Laufe der Jahrhunderte, von der Schlacht auf dem Amselfelde an, die Provinzen des einst mächtigen serbischen Kaiserreiches bewohnt haben. Das mittelalterliche Serbenblut hat sich nur in den unwirthlichen Gegenden von Montenegro bis auf den heutigen Tag unverfälscht erhalten. Auch in Bosnien blieb nach der Zertrümmerung des Königreiches die rajah auf der ihr bis dahin eigenthümlich gehörigen Scholle, es sind jedoch im Laufe der Zeit verschiedene fremde Elemente hinzugekommen, die auf die Reinheit der Abstammung zersetzend einwirken. Die ebenfalls orthodoxen Bulgaren kennen die slava nicht. In Bosnien bekennt sich ganz irrthümlich, denn Bosnien war nie serbisch, die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung zu dem Serbenstamme, wovon wieder das Gros auf die orthodoxen Christen entfällt, kein Wunder daher, dass die slava-Feier in das tägliche Leben tief eingreift. Nebenbei erwähne ich, dass die slava einen nicht unbedeutenden Theil der Einkünfte der orthodoxen Priester herbeiführt.

Wie feiert man die slava? Vor Allem wird das Wohngebäude gereinigt, der Boden frisch gestampft und blank gescheuert; sogar der Nachwuchs wird gewaschen und gestriegelt — ich spreche von dem Familienvater aus dem Volke. Zur slava-Feier gehören vor Allem drei Dinge: eine Wachskerze, das koljivo und der kolač. Verfügt das Haus über ein Tischtuch, so wird auch dasselbe für die Dauer der slava-Feier zur Dienstleistung herangezogen. Auch ein „schön's Dirndl“ ist für die slava unerlässlich zur Bedienung der Gratulanten.

Am Vorabend erscheint der Priester im Hause. Da Miladin selbst Priester war, so musste in dessen Hause der Pfarrer des Nachbarortes die heilige Handlung vornehmen. Die Feier beginnt mit der Wasserweihe. Ist dies geschehen, so wird das Haus mit Weihwasser besprengt und mit Weihrauch gehörig eingeraucht. Zum Schlusse wird der kolač in vier Theile geschnitten, jedoch nur bis zu der untern Rinde, die unberührt bleibt. Der Priester wird hierauf bewirthet und beschenkt. Er bekommt für seine Function, je nach den Vermögensverhältnissen des Familienhauptes, einen Zwanziger bis zu einem Ducaten. Das koljivo*) besteht aus in Honigwasser gekochtem weissen Weizen, welcher in einer Schüssel angerichtet, mit fein-gestossenem weissen Zucker so dicht bestreut wird, dass er eine gelatin-artige Deckschichte bildet. In manchen Häusern wird die Oberfläche des

*) Schlachtopfer (slav.).



koljivo mit Haselnusskernen bespickt. Der kolač dagegen ist ein mit Beimengung des Sauerteiges hergestelltes Brodlaib aus Weissmehl, auf dessen Oberfläche verschiedener Zierrath, ebenfalls aus Brodteig in der Gestalt von Vögeln, Thieren und anderen Ungethümen angebracht ist.

Am Tage der slava geht, bald nach dem Sonnenaufgange, ein Junge, meist ein Sohn des Hausältesten, von Haus zu Haus mit der stereotypen Einladung: „Otač vas zove na kavu — der Vater ladet euch zum Kaffee ein.“ Unterdessen hat sich der Familienvater in die grosse Gala geworfen, d. h. er zieht das Beste, was ihm zur Verfügung steht, an, und erwartet die Gäste. Auch das Mädchen, vorherrschend die oder eine Tochter, in Ermangelung einer solchen aber eine Anverwandte des Hauses, welches die Gäste zu bedienen bestimmt ist, prangt bald schon da in all seiner Pracht und Herrlichkeit. Nun kommen sie, zuerst die Familienältesten, und werden von dem svečar*) an der Schwelle empfangen. „Srečna ti slava — Glückauf zur slava!“ sprechen sie, während sie dem svečar die Hand reichen und mit demselben den Freundeskuss wechseln. Die Aufwärterin steht schon mit dem koljivo bereit. Diesem folgt sladko, rakija**), Kaffee und wieder rakija. Die Gäste halten sich nicht lange auf, denn man muss den nachkommenden Platz machen.

„Auf Wiedersehen Nachmittag!“ sagt das Familienhaupt beim Abschiede zu jedem Besucher.

Von der slava bleibt ohne besonders triftigen Grund Niemand aus. Durch das Fernbleiben würde man dem Feiernden eine grosse Beleidigung zufügen. Oft kommt es vor, dass sich am slava-Tage die grimmigsten Gegner aussöhnen und fortan gute Freunde bleiben. Kranken Nachbarn wird das koljivo ins Haus geschickt. Doch nicht allein die Glaubensgenossen des svečar erscheinen in seinem Hause, auch die Katholiken, Mohammedaner u. dgl. bleiben nicht aus. Nachmittag wird lustig fortgetrunken und zwar je nach den Vermögensverhältnissen der Hauscommunion Branntwein oder Wein. In der Regel bekommt man auch etwas zwischen die Zähne. Der Abend aber versammelt die Anverwandten und Freunde zu einem fröhlichen Mahle, welches zuweilen bis zum Morgengrauen andauert.

Der Serbe — so nennen sich die orthodoxen Christen von Bosnien, obwohl jeder vernünftiger Grund dazu fehlt — hält seine slava hoch und heilig. Wenn er bei seinem Hauspatron schwört, so nimmt er die Sache jedenfalls sehr ernst. Man kann ihm auch keinen grösseren Schimpf anthun, als wenn man seiner Mutter oder seiner slava flucht. An den Wänden der Wohnungen hängen keine Heiligenbilder wie im Westen; den einzigen Wandschmuck bildet der meist auf Holz gemalte Hauspatron, vor welchem in der Regel ein Lämpchen hängt.

Ueber die Bedeutung des Hauspatron- oder Tauffestes bestehen verschiedene Meinungen, doch dürfte die nachstehend erklärte die einzige richtige sein. Als die Altvordern von dem Heidenthume zu dem christlichen Glauben übertraten, feierten sie aus Dankbarkeit für die ihnen zu Theil gewordene Gnade, die Wiederkehr des Tauftages alljährlich und brachten

*) So heisst der Mann, der seinen slava feiert, von sveča (spr. swetscha), die Kerze, weil die auf dem Tische stehende Kerze mit Tagesanbruch angezündet wird und den ganzen Tag hindurch brennt.

**) Branntwein.

mit dieser Feier auch den Heiligen desselben Tages in Verbindung. Letzterer trat immermehr in den Vordergrund und verdrängte den eigentlichen Zweck der Feier immermehr. Auf diese Weise trat der slava-Heilige an die Stelle der Hauspenaten, von welchen die Neofiten die Feier des Tauffestes abgeleitet haben. Dass dieses Volk vor der Annahme des christlichen Glaubens den Hausgöttern Opfer darbrachte, beweist am Besten das koljivo, welches bei der slava herumgereicht wird. Da bei der Taufe kein Blut vergossen wird, koljivo aber Schlachtopfer bedeutet, so wurde diese Erinnerung jedenfalls aus dem Heidenthum herübergenommen. Im Laufe der Zeiten wurde die Materie geändert, der Name aber ist geblieben bis auf den heutigen Tag. Die eigentliche Bedeutung der slava-Feier hat sich im Laufe der Zeiten verloren, an die Stelle der Hausgötter der Heiden aber ist der Hauspatron getreten, welchem man noch hie und da den Namen Taufheiliger beilegt. Geburts- und Namenstage, weder eigene, noch jene der übrigen Familienglieder werden von den svečari nicht gefeiert. —

Auch die slava-Feier des Vater Miladin verlief auf die oben geschilderte Art und Weise, nur mit dem Unterschiede, dass sich selbst aus den umliegenden Ortschaften eine nicht unbedeutende Anzahl Gratulanten einfand. Im Laufe des Nachmittages erschien auch Halil-beg in der Wohnung des popen, um ihn zu seinem Taufheiligenfeste zu beglückwünschen. Ich hatte ihn bis dahin ein einzigesmal zu sehen Gelegenheit gehabt und selbst damals aus der Ferne, so dass ich seine Gesichtszüge nicht zu unterscheiden vermochte; nun konnte ich ihn aber aus der nächsten Nähe betrachten.

Halil-beg mochte das sechzigste Lebensjahr bereits überschritten haben. Seine eingefallenen Wangen, dazu die glanzlosen Augen und die vorgebeugte Körperhaltung verliehen ihm das Aussehen eines Greises. Er sprach wenig und gedeckt; man sah es ihm an, dass ihm das Reden unangenehm war.

„Und wie geht es Dir, Bruder?“ fragte er mich, als er aufstand und sich zum Fortgehen anschickte.

„Gottlob, mir geht es gut, und wie geht es Dir, mächtiger beg?“ erwiderte ich.

„Allah sei gepriesen! Hast Du Zeit, morgen zu mir zu kommen?“

„Ich stehe Dir immer zur Verfügung. Wann befiehlst Du, dass ich in der kula erscheine?“

„Gleichviel, wann Du abkommen kannst.“

„Beliebe nur zu befehlen, mein Gebieter.“

„Wohlan, so erwarte ich Dich um sieben Uhr*).“

„Wird pünktlich geschehen.“

„Allah sei mit euch!“ schloss der Grundherr von Vranduk unser Zweigespräch und schleppte seinen müden Körper fort.

Mir wurde, ohne dass ich wusste warum, bange ums Herz; eine unsagbare Pein presste mir die Brust zusammen. Auch der pope wurde nachdenklich.

*) Ein Uhr Nachmittag.

„Was er nur haben will?“ fragte er vor sich hin. Niemand konnte auch nur ahnen.

Ich durchlebte eine schlaflose Nacht und dies um so mehr, da bei der Nachricht auch Glavanja ein sehr verdriessliches Gesicht machte. Doch bange machen galt nicht.



Zehntes Capitel.

Die Wahlbruderschaft.

Gen Udbina in den Krieg für Dich bin ich gezogen,
Auch den Zweikampf will für Dich ich wagen.
(Bosn. Volkslied.)

Am folgenden Tage fand ich mich, die teskerra in der Tasche, zur bestimmten Stunde in der kula Halil-beg's ein. Ich gab mir unterwegs alle Mühe, das bange Gefühl zu bekämpfen, vergebens; das Herz zitterte mir in der Brust, als ich die Schwelle des unheimlichen Gebäudes überschritt.

Der beg empfing mich mit einem gewissen Wohlwollen. Er bewirthete mich der Landessitte gemäss, liess mir den tschibuk reichen und winkte sodann dem Diener, zum Zeichen, dass er sich zu entfernen habe.

„Was machst Du alleweil in unserm Dorfe, Bruder?“ fragte er mich, nachdem er aus dem Rohre des nargileh einen langen Zug gethan und den Rauch nachlässig durch die Nase geblasen hatte.

„Ich ertheile einigen Kindern den Unterricht im Lesen und Schreiben“, erwiderte ich schüchtern.

„Das ist nichts für Dich.“

„Warum, wenn Du mir die Frage erlaubst?“

„Weil es schade um die kostbare Zeit ist.“

Ich dachte, dass er damit sagen wollte, dass meine Leistungen den Zeitverlust nicht aufwiegen, deshalb erwiderte ich:

„Jetzt habe ich freilich nicht viel zu thun, sobald aber der Winter anrückt, wird eine regelrechte Elementarschule errichtet und dann werde ich wohl vollauf zu thun haben.“

„Gerade deshalb liess ich Dich zu mir kommen.“

Ich sah den beg gross an und schwieg.

„Wollet ihr aus den rajah-Kindern vielleicht lauter Gelehrte machen?“ fuhr der beg nach einer Weile fort. „Wollet ihr die ohnehin von Tag zu Tag sich steigernde Unzufriedenheit noch schüren? Gerade das fehlt noch! Und schliesslich was haben die Kinder davon? Das Wenige, was sie im Winter erlernen, werden sie den Sommer über vergessen und dann

könnet ihr in dem darauf folgenden Winter von Neuem anfangen. Der rajah braucht nichts Anderes als einen gesunden Körper und einen fügsamen Willen.“

„Die Idee ist nicht von mir ausgegangen“, erwiderte ich, gleichsam zu meiner Vertheidigung.

„Das will ich Dir gern glauben und werde nicht ermangeln, das meinige dazu beizutragen, dass diese Idee nicht verwirklicht wird.“

„Also werde ich auch in Hinkunft nur meine gegenwärtigen Schüler beibehalten.“

„Das kannst Du immerhin thun, allein Dein längeres Verweilen könnte bei den Behörden den Verdacht erwecken, dass Deine Anwesenheit in Bosnien einen andern Zweck hat.“

„Ich verstehe Dich nicht, Halil-beg.“

„Es gibt Leute, die ihre Beschäftigung blos als Deckmantel benützen, um das Land desto leichter und unauffälliger auszuforschen.“

„Hältst Du mich vielleicht gar für einen Spion?“

„Ich nicht, das hindert aber nicht, dass sich andere Menschen denken können, was ihnen beliebt.“

„Aber lieber beg, was kann man denn in Vranduk spioniren?“

„In Vranduk selbst nichts, aber von und nach Vranduk führen viele Wege. Von allen Seiten kommen hier Leute zusammen und von Jedem kann man etwas erfahren, was frommt, ohne dass es der andere merkt. Ich wiederhole, dass ich, für meine Person, daran nicht denke, aber es könnte Leute geben, die meine Meinung nicht theilen. Die unbedeutendste Denunciation oder auch nur die schwächste Verdachtäusserung diesbezüglich seitens einer dritten Person würde Dich unausweichlich in den Kerker bringen.“

„Aber ich habe doch die teskera des kaimakam von Kostajnica!“

„In diesem Falle könnten Dich alle teskera's der Welt vor der Verhaftung nicht schützen. Die Türkei ist auf ihr Gebiet sehr eifersüchtig.“

Eine peinliche Pause entstand. Der beg wollte meiner Lehrthätigkeit ein Ende machen, dies war sonnenklar. Um seine Absicht aber desto leichter zu erreichen, rückte er mit Schreckbomben an mich heran.

„Ich habe Dich verstanden, Halil-beg“, sagte ich nach einiger Ueberlegung. „Du willst mich auf jeden Fall fort von hier haben. Wohlan, ich will gehen und zwar noch heute; nicht aus Furcht, denn mein Gewissen ist rein, mein Handeln offen, sondern, weil ich Dir nicht im Wege stehen will.“

„Du hast mich ganz und gar nicht verstanden“, entgegnete der beg in seiner gewohnten Ruhe. „Ich habe nur gemeint, dass Deine gegenwärtige Beschäftigung für Dich nicht taugt.“

„Aber was soll ich anfangen?“

„Das werde ich Dir gleich sagen. Ich kenne Deine Vergangenheit nicht, kümmere mich auch nicht darum. Mein Sohn hat mir über Dich stets nur Gutes gesagt . . .“

„Zu viel Ehre!“ schaltete ich ein, um dem beg für ein paar Züge aus dem nargileh Zeit zu lassen.

„Mein čatib*) taugt nichts; er bestiehlt mich und die Bauern, deshalb habe ich ihm den Dienst gekündigt und werde heute mit ihm die Ab-

*) Čatib oder čata = Schreiber, Verwalter (türk.).

rechnung pflegen. Du bist jung, gesund, studirt und hast ein offenes Gesicht, könntest also seine Stelle vollauf ausfüllen. Die Stelle ist einträglich. Willst Du?“

„Ich möchte schon, aber ich habe von der Landwirthschaft nicht den blassensten Begriff.“

„Das brauchst Du auch nicht zu haben, da Du mit der Landwirthschaft gar nichts zu thun hast. Die Aufgabe des Verwalters besteht ganz einfach in der Eintreibung der trečina, alles Weitere ist Sache der Bauern. Bebauen sie die Felder schlecht, so werden sie eine minder ergiebige Ernte haben und dadurch mehr sich selbst als mir schaden.“

„Ich nehme den Antrag an, Halil-beg, aber unter einer Bedingung.“

„Lass hören.“

„Dass ich in den freien Stunden meinen gegenwärtigen Schülern auch noch fernerhin den Unterricht ertheilen darf.“

„Warum?“

„Weil deren Väter die Sache ernst nehmen, die Schüler aber jetzt im Wissen noch nicht soweit vorgeschriften sind, damit sie auf diesem Wege ohne Hilfe eines Dritten fortfahren könnten.“

„Meinetwegen, aber neue Schüler darfst Du dazu nicht nehmen. Uebrigens wirst Du gar nicht viel freie Zeit haben, denn der Besitz ist ausgedehnt. Einundzwanzig Dörfer selbst mit Hilfe der čauši zu überwachen, nimmt sehr viel Zeit in Anspruch.“

„Ich habe ausdrücklich gesagt: in freien Stunden. Ich kann Dich versichern, dass ich dabei meine Dir gegenüber eingegangenen Pflichten nicht versäumen werde. Wann kann ich eintreten?“

„Gleich morgen. Mein Sohn wird mit Dir in die Dörfer hinaus reiten und Dich den Leuten vorstellen. Im Stall stehen die Reitpferde zu Deiner Verfügung, wähle nach Belieben. In der Waffenkammer hängen mehrere Dutzend Gewehre, Pistolen und yatagan's, nimm was Dir gefällt.“

Ich bedankte mich für das mir entgegengebrachte Vertrauen und verliess die kula. So mancher Andere hätte an meiner Stelle laut aufgejaucht vor Freude, ich dagegen konnte nur mit Mühe das Weinen zurückhalten. Warum? Ich wusste es selbst nicht, aber es war mir so unendlich bang um's Herz. In meiner neuen Stellung konnte ich in wenigen Jahren ein reicher Mann werden, denn der Besitz war gross und ertragreich. Die bosnischen beg's bezahlen ihre Verwalter nämlich nicht mit baarer Münze, sondern gewähren denselben ausser freier Station einen bestimmten Theil des Jahresertrages in natura. Je grösser die Gesamteinnahme ist, desto besser fährt der Verwalter dabei, also heisst es hübsch aufpassen und in dem Interesse des Grundherrn auch seine eigene Wohlfahrt fördern. Ich hatte meine materielle Lage verbessert, dadurch aber meine Freiheit verloren. Nicht als ob ich die Arbeit gescheut hätte, o nein, diese machte mir sogar ein Vergnügen; aber es kränkte mich, dass ich zu derselben hauptsächlich aus dem Grunde herangezogen wurde, damit man mich den Menschen, mit denen ich bis dahin verkehrte und lebte, entfremdete. Der Vorzug, dass ich, weil in Diensten Halil-beg's stehend, selbst als Christ*) Waffen tragen konnte, erfüllte mich mit stolzer Freude, allein

*¹) In der Türkei dürfen die Christen keine Waffen tragen.

dieselbe verflüchtigte sich schon im nächsten Augenblicke, wie eine dem nargileh entlockte Rauchwolke. Eine unerklärliche Furcht bemächtigte sich meiner Seele; eine Furcht, die ich trotz aller meiner Bemühungen nicht bannen konnte.

In dem Dorfe angekommen, suchte ich den han auf und verschwand in jenem geheimnisvollen Gemach, das der verehrte Lesser ohnehin kennt; ich wollte in dem Rebensaft die Furcht und die Bangigkeit ertränken.

Am Abend desselben Tages fand in dem Hause Glavanja's, der tagsüber in Geschäften abwesend war, eine Berathung statt, an welcher auch der pope und der dučandjija theilnahmen. Ich schilderte meine Unterredung mit dem Grundherrn von Vranduk bis in die kleinsten Details und schloss meine Schilderung mit dem Entschlusse, die mir angebotene Anstellung trotz meines gegebenen Wortes nicht anzunehmen.

„Sondern was willst Du thun?“ fragte mich Glavanja.

„Ich will fort von hier. Du, gazda Peter, wirst die Güte haben, mir morgen zeitlich Dein Pferd zu leihen und einen berittenen Knecht mitzugeben. Ich werde Dein Pferd nur bis zur nächsten Station reiten, dann aber ein anderes miethen und gegen meine Heimath weiter eilen. Dein Knecht wird auf dem Rückwege die gemieteten Pferde ihren Besitzern wieder zurückbringen. Von Vranduk bis zur Grenze sind zwar geschlagene 23 farsach*), allein bei der Schnelligkeit und Ausdauer der bosnischen Pferde hoffe ich die türkisch-österreichische Grenze noch vor dem Sonnenuntergang zu erreichen und zu übersetzen.

„Aber warum willst Du fort? Ich verstehe Deine Hast nicht!“ sagte Glavanja im gereizten Tone.

„Weiss ich's? Ich habe keinen Grund, aber eine Ahnung sagt mir, dass mich ein Unglück treffen wird.

„Ach was, Kindereien! Ich möchte nichts sagen, wenn er Dich von hier fortgedrängt hätte, aber Du bleibst doch unter uns. Wenn unsere Kinder Abends oder bei Tage lernen, bleibt sich doch gleich, und anstatt in jedem Hause besonders den Unterricht zu ertheilen, stecken wir alle zusammen. Du bist Herr Deiner freien Zeit und kannst kommen und gehen, wann Du willst. Was aber Deine Furcht anbetrifft, so finde ich dieselbe grundlos. Noch mehr, unter dem Schutze des mächtigen Halil-beg lebst Du hier noch viel sicherer, als bisher. Zudem giebt es ja nicht gar soviel zu thun. Im Sommer und Herbst geht es freilich heiss zu, im Winter dagegen bist Du, die Wege für den Verkauf von Schweinen ausgenommen, ganz frei.“

„Das ist Alles recht schön, aber ich werde dennoch gehen.“

„Wie Du willst; zurückhalten kann ich Dich nicht, sehe aber den Grund nicht ein.“

Eine peinliche Stille entstand; Niemand sprach auch nur ein Wort. Auf einmal wurde die Stille durch lautes Schluchzen unterbrochen. Ich wandte mich um und bemerkte ein Bild, dessen Anblick mir einen Stich in's Herz versetzte. Danica lehnte mit ihrem Kopfe an der Schulter ihrer Mutter, hielt deren Hals umschlungen und weinte. Auch ihre Mutter machte ein Gesicht, als ob sie einen Augenblick früher scharfen Kren gerieben

* Türk. Meile = 5685 Meter.

hätte. Die Beiden waren während unseres lautgeführten Gespräches durch die Verbindungsthür geräuschlos eingetreten und an der hintern Wand stehen geblieben. Ich konnte ihre Anwesenheit um so weniger bemerken, da ich mit dem Rücken gegen die Thür gekehrt sass.

„Zudem darfst Du nicht ausser Acht lassen, dass Deine Flucht einen berechtigten Verdacht erregen würde, dass Du wirklich ein Spion bist“, fuhr Glavanja nach einer Weile fort. „Dadurch würden aber auch wir, die wir mit Dir verkehren, schlecht davonkommen. Hier genügt der geringste Verdacht, um dem Menschen auf Jahre hinaus die Freiheit zu rauben. Aber selbst abgesehen davon, wäre die Behörde im Stande, mir das Ueberschreiten der Reichsgrenze zu verbieten, wie sie bei vielen Anderen gethan hat. Du weisst doch, dass mein Geschäft ohne Oesterreich todt wäre und in nichts zusammensinken würde. Was mache ich mit den gekauften Schweinen, wenn ich solche nicht nach Oesterreich bringen darf? Und man könnte der Behörde nicht einmal einen Vorwurf machen, wenn sie einen Menschen, der mit einem der Spionage verdächtigen Flüchtling verkehrte, von der Grenze fernhalten würde.“

Daran hatte ich gar nicht gedacht. Durch die Flucht konnte ich Alle, mit denen ich verkehrte, in ein schiefes Licht bringen. Dies war der Grund, warum ich im Handumdrehen meinen Fluchtplan umwarf und zu bleiben beschloss. Meinetwegen durfte Niemand einen Schaden leiden, weder moralischen noch materiellen. Wenn ich aufrichtig sein soll, so muss ich auch gestehen, dass mir das Weinen der schwarzäugigen Danica durchaus nicht gleichgültig war. Ich hegte für sie zwar nicht jene Gefühle als einst für Aglaë, aber meine Neigung zu dem schönen Bosnierkinde war doch etwas mehr als Freundschaft.

„Ich bleibe!“ sagte ich, während ich den fez gegen das rechte Ohr verschob. „Ich bleibe, mag kommen was will!“

„So etwas lässt sich hören!“ sagte Glavanja, während er meine Hand ergriff und kräftig schüttelte. Bleibe unter uns, es wird Dich nicht reuen. Der alte beg bereitet sich ohnehin zur Abreise in den gjenet und dürfte den Winter kaum überleben; unter dem Nadir-beg aber wirst Du mehr Herr von Vranduk sein, als er. Uebrigens gedenke ich Dich, wenn mir Gott das Leben schenket und Du nichts dagegen einzuwenden hast, nach Neujahr in meine Familie aufzunehmen und dann können Dich alle beg's des stolzen Bosniens ohne Grund nicht aus Vranduk entfernen. Ich habe unter den Grossen des Landes einflussreiche Freunde und der Name Glavanja hat selbst in dem konak des vezir in Sarajevo einen guten Klang.

Ihr, meine lieben Freunde, rufe ich für meine Aussage als Zeugen an. Ist Dir recht so, Perga?“

„Ich danke Dir für Deine Güte, gazda Peter, und werde mich derselben würdig zu zeigen bestreben“, erwiderte ich mit bewegter Stimme.

Während die drei Männer das Gespräch fortsetzten, wandte ich mich um, um zu sehen, ob Danica und ihre Mutter noch anwesend waren. Beide waren noch da, aber des Mädchens Kopf lehnte nicht mehr auf der Schulter der Mutter. Danica blickte mit vor Freude strahlendem Antlitz zu uns herüber und lachte durch die Thränen. Mir ist ein weibliches Wesen nie anmuthiger erschienen, als wenn es durch die Thränen lachte.

Am folgenden Morgen nahm ich von dem gastfreundlichen Hause des Vater Miladin Abschied und trat, von seinem Segen begleitet, den Weg zu der kula Halil-beg's an.

Er sass im selamlik, hielt über den gekreuzten Beinen ein Papierheft und schimpfte auf einen vor ihm stehenden Mann weidlich los. Um ihn in seiner etwas anrüchigen Unterhaltung nicht zu stören, trat ich eiligst zur Seite und wartete das Nachlassen des Ungewitters im Hofe ab.

„Pezivenk*)! . . . Pangalos**)! . . . Nitkov***)!“ pfauchte Halil-beg, dem wahrscheinlich in Folge des vielen vorausgegangenen Schreiens bereits die Stimme zu versagen drohte. „Du hast mich an allen Enden bestohlen und betrogen und willst jetzt noch für die ungekündigte Entlassung eine Entschädigung haben! Sobald der neue čatib kommt, wirst Du ihm sämmtliche Fahrnisse der zur kula gehörigen Gebäude übergeben, aber wehe Dir, wenn etwas fehlt. Du wirst solange im Kerker schmachten, dass Du vergessen wirst, wie es auf dieser Welt aussieht!“

Der Mohammedaner schimpft und flucht nicht gern, wenn er es aber dennoch thut, so muss er einen gewichtigen Grund dazu haben.

Während Halil-beg mit seinem Verwalter in extremis weiterzankte, kam Nadir-beg mit seiner Schwester über die Stiege hinab und eilte, als er mich erblickte, auf mich zu, um mich zu bewillkommen. Zoraïda blieb eine Weile am Fusse der Treppe stehen, dann aber wandte sie sich, meinen Gruss flüchtig erwidernd, durch den Hof dem Garten zu. In der Thür des letztern wandte sie sich abermals gegen uns und blieb stehen. Wie lange sie dort gestanden, weiss ich nicht, denn Halil-beg war durch das laute Reden seines Sohnes auf meine Anwesenheit aufmerksam geworden und liess uns eintreten.

„Diesem efendi wirst Du sogleich das todte und das lebende Inventar übergeben, Du, Nadir aber wirst die Beiden begleiten, damit die Angelegenheit in Ordnung durchgeführt wird“, sagte der beg nach der Begrüssung.

Wir machten uns sogleich an die Arbeit. Unterwegs betrachtete ich meinen Vorgänger. Er war von gedrungener Körperf Gestalt, hatte eine verlängerte Eulenschnabelnase und sah stets zu Boden, gleichsam als ob er irgend etwas verloren hätte. Er warf mir einige wütende Blicke zu, die mich jedoch vollkommen kalt liessen. Er war, wie ich später erfuhr, ein Zinzare, also ein Mitglied jener in dunkel gehüllten, dem romanischen Sprachenstamme angehörigen Völkerfamilie, welche die um den See von Ohrid gelegenen Bergabhänge und Höhen meist nomadisch bewohnt und von der Viehzucht lebt. Dieses Leben führt jedoch in der Regel nur der Ausschuss der Männerwelt, d. h. jene Individuen, die in Folge eines Körpergebrechens oder wegen nicht genügender Entwicklung des Geistesvermögens für die Aussenwelt nicht taugen, ferner die Frauen und Mädchen. Die geistig und körperlich gesunden Männer aber gehen schon frühzeitig in die Welt hinaus, sind über die ganze Balkanhalbinsel als Wirthe, Bäcker, Pächter, Verwalter, Aufseher u. dgl. verbreitet und gewinnen durch ihre Unermüdlichkeit und in Folge ihrer sprichwörtlich gewordenen Filzigkeit ein schönes

*) Gauner (türk.).

**) Wehrwolf (griechisch, aber in der türkischen Sprache eingebürgert).

***) Niemand, Nichtswürdiger (slav.).

Stück Geld. Grossjährig geworden kehren sie in der Regel in ihre heimathlichen Berge zurück, heirathen dort, bleiben aber höchstens einen Monat zu Hause. Es scheint, dass sie in den Füssen ein Kitzeln verspüren, wie der Kranich in den Flügeln, wenn die Zeit der Wanderung nahet. Sie halten zu Hause nicht aus, sondern ziehen wieder fort, um nach ein, zwei, fünf, ja sogar nicht selten nach zehn und noch mehr Jahren wieder einmal das traute Ehenest in der Heimath aufzusuchen und der den Eheleuten von Gott vorgeschriebenen Verpflichtung nachzukommen oder dem meist bereits mehrköpfig vorhandenen Nachwuchse einen legalen Anstrich zu geben und dann wieder auf einige Jahre zu verschwinden. Später hatte ich Gelegenheit, hunderte von Zinzaren kennen zu lernen, aber kein einziger hatte sein Weib und seine Familie bei sich. Nach dem Grunde dieser eigenthümlichen Erscheinung forschend, erhielt ich von Jedem die stereotype Antwort: „Unsere Weiber sind für eine Geschäftsleitung oder auch nur für die Mitwirkung an derselben zu beschränkt!“

Der Zinzare ist im Orient wegen seiner Kniffe und Spitzfindigkeiten nicht minder berüchtiget als der Grieche. In der Achtung steht er auch nicht viel über dem Zigeuner. Er lässt sich willig schimpfen und verspotten, wenn er dabei nur ein gutes Geschäft macht. —

Hier habe ich einen Seitensprung gemacht und bin den Ereignissen vorausgeilt. Obige Bemerkung passt zwar nicht so ganz auf diese Stelle, aber es musste sein, wegen meines scheidenden Vorgängers.

„Hier sind die Pferde!“ sagte der Ex-Verwalter zu mir, als wir den Stall betraten.

Ich zählte neun Thiere, alle von der gleichen arabisch-tscherkessischen Mischlingsräce. Striegel und Bürste schienen in jenem Stalle ganz und gar unbekannt zu sein. Das Halfterzeug konnte mit jenem der Zigeunerklepper siegesbewusst in die Schranken treten.

„Wo ist denn der zelenko*?“ fragte Nadir-beg den Zinzar.

„Eine sonderbare, aber traurige Geschichte mit dem zelenko“, erwiderte der Gefragte mit absichtlich umflorter Stimme.

„Was willst Du damit sagen, Spiro?“

„Der zelenko ist heute Nacht verendet.“

„Das ist nicht möglich, denn gestern Abends war er noch ganz gesund. Du hast das Pferd gestohlen und dann das Märchen erfunden, dass es verendet ist.“

„Herr ich spreche die Wahrheit, so wahr ich vor Dir stehe und so wahr die Sonne scheint!“

„Schwöre nicht, dass Dich Gott nicht straft und Dir das Augenlicht benimmt, damit Du die Sonne, bei der Du falsch geschworen, nicht mehr sehest. Wo ist das verendete Pferd?“

„Wir haben es heute vor dem Morgengrauen in die Bosna geschleppt; wenn Du mir nicht glaubst, so frage Stoja.“

„Stoja ist ebenso ein Lump, wie Du einer bist. Doch warte ein wenig!“

Bei den letzten Worten wandte uns Nadir-beg den Rücken und eilte dem selamlik zu. Ich und mein Vorgänger blieben allein im Stalle zurück.

*) Schimmel.

Er mass mich mit einer verächtlichen Miene und sagte dann mit vor Wuth zitternder Stimme:

„Also diese Bescherung habe ich Dir zu verdanken?“

„Wie meinst Du das?“

„Nun Du hast mich verdrängt! Aber warte nur ein wenig, ein anderer aber wird Dich verdrängen! Vielleicht finde ich im Laufe der Zeit eine günstige Gelegenheit, mich Dir für den mir geleisteten Dienst dankbar zu erweisen.“

„Ich versichere Dich auf mein Ehrenwort, dass ich noch vor vierundzwanzig Stunden eher an meinen Tod, als an die Verwalterstelle gedacht habe. Ich war gewissmassen gezwungen, dieselbe anzunehmen. Was aber Deine Drohungen anbetrifft, so wisst, dass ich dieselben trotz Deiner etwas gefährlich aussehenden Nase nicht fürchte.“

„Meine Nase hat schon so Manchem einen Denkzettel hinterlassen, also . . .“

„Spiro!“ rief aus dem selamlik eine Stimme.

„Ich höre!“ erwiederte der Gerufene und verliess den Stall, um dem Rufe zu folgen. Da ich allein im Stall nichts zu thun hatte, so wandte auch ich mich gegen den selamlik.

„Wo ist mein zelenko?“ schrie der beg seinen abgehenden Verwalter an.

„Ich habe bereits Deinem Sohne eröffnet, dass er heute nachts verendet ist“, erwiederte der Gefragte mit einer an Cinismus grenzenden Gleichgültigkeit.

„Du bist ein frecher Lügner!“ brüllte der alte beg, packte seinen ungetreuen Diener an den Schultern, drehte ihn mit der Kraft eines Jünglings um und unterschrieb mit dem äussersten Ausläufer seiner rechten unteren Extremität auf dem Sitztheile des verwalterlichen Körpers dessen Abgangszeugniss.

Der Zinzar ahmte den nassgewordenen Pudel nach, d. h. er schüttelte sich und verliess, den Blick unverrückt der Erde zugewendet, die kula des Grundherrn von Vranduk.

„Nadir!“ sagte Halil-beg zu seinem Sohne, während er sich niederliess und sich in dem ihm umgebenden Ruhekissen vergrub, „stelle über das lebende und todte Inventar ein Verzeichniss auf. Was da ist, ist da! was aber fehlt und nothwendig ist, muss neu angeschafft werden, nur mir saget nichts davon, damit ich mich nicht noch mehr ärgere.“

Bevor wir die Inventaraufnahme fortsetzten, liess ich alle Knechte in den Hof kommen und mir dieselben vorstellen.

„Du kannst Dir einen als Deinen kawas*) aussuchen“, sagte Nadir-beg zu mir.

Ich musterte die bunt zusammengewürfelte Schaar.

„Bisher war ich der kawas des čata“, sagte ein etwa fünfundzwanzig jähriger Bursche mit einem auffallend verschmitzten Gesichte. Dadurch wollte er sich empfehlen.

„Also kannst Du mein kawas nicht sein“, erwiederte ich, während ich einen anderen Burschen mit zwar etwas plumpen Gesichtszügen betrachtete,

*) Leibwache.

dessen Augen, ich möchte sagen, mit der Unschuld eines Kindes in die Welt hinausblickten.

„Willst Du mein kawas sein?“ fragte ich ihn.

„Was hast Du gesagt, Herr?“

„Ob Du mein kawas sein willst?“

„Herr, ich glaube, Du scherrest“, erwiderte der Junge mit dem Zweifel in dem Gesichte.

„Machen wir keine Umstände; ich frage Dich, ob Du mein kawas sein willst, ja oder nein?“

„Gewiss und noch wie gern! Du wirst mit mir zufrieden sein, efendi, Herr, wollte ich sagen.“

„Stoja folge dem Panta die Waffen aus!“ befahl Nadir-beg. Der gewesene kawas gehorchte nur mit Widerstreben dem Befehle.

Ich ermahnte die Knechte zur Ordnung und Thätigkeit und schickte sie an die Arbeit. Als wir mit der Inventaraufnahme fertig waren, führte mich Nadir-beg in meine Wohnung. Dieselbe bestand aus zwei Zimmern und einem Vorzimmer, wo mein kawas seine Schlafstelle hatte. Die Einrichtung war ziemlich einfach, entsprach jedoch seinem Zweck vollkommen.

„Wenn Du etwas brauchst, so hast Du nur zu befehlen“, sagte Nadir-beg zu mir, „man wird Deinen Wünschen immer Rechnung tragen.“

Wir einigten uns dahin, dass mir das Essen in meine Wohnung gebracht werde. Die erste Aenderung, die ich an meiner Wohnung vornahm, war das Ueberkleben der Fensteröffnungen mit eingeöltem Papier, als ob der Winter bereits an die Thür geklopft hätte. Dies that ich einerseits zur Verhütung des Luftzuges, andererseits aber um der Neugierde einen Damm zu setzen. Meine Wohnung lag nämlich in dem zweiten Hofe, in welchem auch die Wohnungen der übrigen männlichen Dienerschaft kameradschaftszimmermässig nebeneinander gereiht waren. Aus diesem Hofe gelangte man in die ausgedehnten Getreidekammern und sonstigen Wirthschaftsgebäude.

Der Mond goss bereits sein mattes Licht über die Erde aus, als ich an Glavanja's Hausthür pochte. Von einer Unterrichtsertheilung an demselben Tage war keine Rede mehr, dafür versprach ich aber, am folgenden Morgen mit dem Sonnenaufgange zu kommen. Wir blieben bis spät in die Nacht zusammen. Mein kawas war unterdessen auf der Bank vor dem Hause eingeschlafen; ich weckte ihn und wir traten den Heimweg an.

„Herrgott, wenn ich einen Probeschuss machen dürfte!“ sagte Panta unterwegs, während er seinen Carabiner in dem Mondschein betrachtete.

„Wo denkst Du hin, Panta?“ entgegnete ich. „Zur stillen Nachtzeit schiessen! Du würdest dadurch die ganze Ortschaft in Aufruhr bringen.“

„Ich weiss, Herr; ich habe auch nur gesagt, wenn ich dürfte.“

„Und wohin würdest Du zielen?“

„Dem nächsten besten Türk in die Brust.“

„Aber die Mohammedaner schlafen doch alle.“

„Das macht nichts, ich würde bald einen finden, wenn nicht draussen, so in seinem Hause.“

„Hassest Du die Türken gar so sehr?“

„Ueber Alles auf der Welt.“

„Warum?“

„Weil sie unsere Todfeinde sind und weil sie uns unsern Besitz und unsere Freiheit geraubt haben.“

Unter diesem Gespräche waren wir bei der kula angekommen und schlichen uns leise an dem ersten Hofe vorbei, um die in demselben ausgelassenen Wachhunde nicht zu alarmiren.

Auf der Schlafstelle des kawas lag Jemand ausgestreckt und schnarchte. Ich rüttelte den Mann aus dem Schlafe; es war Stoja, der kawas meines Vorgängers.

„Was machst Du hier?“ fragte ich ihn barsch.

„Ich schlafe“, erwiderte er kurz.

„Weisst Du nicht, dass diese Schlafstelle für meinen kawas bestimmt ist.“

„Ich weiss es.“

„Du bist aber mein kawas nicht.“

„Weil Du ungerecht bist.“

Mich packte der Zorn, aber ich beherrschte mich.

„Ich will das von Dir soeben ausgesprochene Wort nicht gehört haben“, sagte ich mit fester Stimme, „aber das sage ich Dir, wenn Du Dich nicht augenblicklich fortrollst und mir noch ein einziges ungehörliches Wort sagst, so wirst Du morgen Mittag nicht mit der kula von Vranduk essen.“

Stoja stand auf und zog fluchend von dannen.

„Einen Feind habe ich bereits“, sagte ich während des Entkleidens zu mir selbst.

Am folgenden Morgen sollte Nadir-beg mit mir in die zur kula gehörigen Dörfer reiten, um mich den knezi, Aufsehern und Bauern vorzustellen. Da dieser aber nach der Aussage Pantas spät aufzustehen pflegte, so hatte ich Zeit genug, meiner Pflicht als Lehrer nachzukommen.

Halil-beg rief mich, bevor wir uns auf den Weg machten, in den selamlik und prägte mir besonders ein, mit der rajah strenge zu sein.

„Unter der Strenge verstehe ich aber nicht die Ungerechtigkeit“, sagte er u. A., „aber das Volk ist so beschaffen, dass es, wenn man ihm ein gutes Gesicht zeigt, gleich ausartet. Reiche ihm den kleinen Finger entgegen, es wird sofort nach der ganzen Hand greifen.“

Gegen acht Uhr verliesssen wir, von unseren kawasi und dem Trommelmann gefolgt, die kula und ritten auf das nächstgelegene Dorf zu. Der Schnitt des Wintergetreides hatte bereits begonnen, deshalb dauerte es ziemlich lange, bevor die Leute zusammengetrommelt wurden. Ich schärfe den Pächtern mit allem Nachdruck ein, vor der Abrechnung nichts zu verstecken, zu verschleppen oder zu verkaufen, da man ohnehin an dem vorgescriebenen Vertheilungsmodus strenge festhalten werde. Den knez und den čauš bestellte ich für den Abend in die kula. So ging es mit einer geringen Unterbrechung um die Mittagsstunde den ganzen Tag fort. Der Rest der am ersten Tage nicht begangenen Dörfer blieb für den nächsten Morgen.

Abends hielt ich an die versammelten Ortsältesten und die Vertrauensmänner der an demselben Tage besuchten Ortschaften im selamlik in Gegenwart Halil-begs eine Anrede, in welcher ich dieselben an die gewissenhafte Pflichterfüllung mahnte und für das Gegentheil das strengste Vorgehen in Aussicht stellte. Meine Rede machte auf die Zuhörer sichtlich

einen schlechten Eindruck, das hielt mich jedoch auf der eingeschlagenen Bahn nicht auf, sondern bestärkte mich in meinem Entschlusse, auszuhalten, nur noch mehr.

Nun begann eine Zeit der aufregendsten Thätigkeit. Ich hatte von dem frühesten Morgen bis zum späten Abend vollauf zu thun. Die eigentliche Arbeit, nämlich das Zählen der Getreidegarben, besorgten wohl die Aufseher, aber ich musste dennoch überall dabei sein, um die Vertheilung zu überwachen und die Eintragung in das Register zu besorgen. Letzteres war um so nothwendiger, da nach meinen Aufzeichnungen auch die Grundsteuer entrichtet wurde. Von dem Gesamptertrage erhielt nämlich der Grundherr jede dritte, das Aerar aber jede zehnte Garbe. Hiemit waren alle Ausgaben gedeckt, der Rest blieb dem kmet. Da sich unsere Schupfen für die Aufnahme der dem Grundherrn zukommenden Garbemengen als zu klein erwiesen, so liess ich einen Theil der Fechung gleich an der Sonne trocknen und austreten. Im Orient wird das Getreide nicht gedroschen, sondern durch Pferde, hie und da auch durch Ochsen ausgetreten. Auf diese Weise erzielte ich zwei Vortheile: erstlich an Platz und zweitens konnten wir einen Theil der Ernte sogleich verkaufen, was um so angezeigter war, da die Getreidepreise in derselben Periode ziemlich hoch standen, später aber, nach der Behauptung Pavlovič, der sich als Landesproductenhändler darin auskannte, fallen mussten, sobald der Drusch in anderen Ländern beendet wurde.

Wenn ich abends meine Wohnung aufsuchte, um von des Tages Arbeit auszuruhen, bemerkte ich zuweilen einen Wohlgeruch in derselben. Anfangs dachte ich, dass derselbe dem Kissen anhaftet, allein die Untersuchung ergab ein negatives Resultat. Eines Abends fand ich auch meine Papiere in der grössten Unordnung auf dem Tische, obwohl ich der alten Kata, die mir zur Bedienung zugewiesen wurde, strenge aufgetragen hatte, dieselben auf keinen Fall anzurühren. Ich liess sie zu mir kommen.

„Warum hast Du meine Papiere trotz meines Verbotes in Unordnung gebracht?“ fragte ich sie.

„Efendi . . . Herr . . . ich . . . ich habe nichts angerührt“, stotterte die Alte.

„Aber sonst kommt doch Niemand in meine Wohnung, oder wohl?“
Die Alte senkte die Augen zu Boden und schwieg.

„So rede doch, wer war in meiner Wohnung!“ herrschte ich die Dienerin an.

„Ich darf nicht“, erwiderte sie kleinmüthig.

„Nun so will ich es Dir sagen: die kada war es.“

„Aber wer hat es Dir gesagt?“

„Hast Du keine Nase in Deinem Gesichte? Oder wolltest Du mich vielleicht glauben machen, dass die Stallknechte parfümiert sind?“

„Weil Du es nun weisst, so will ich nicht länger leugnen. Sie begleitet mich öfters hierher, wenn ich aufräumen komme, sie hat mir jedoch strenge verboten, es Dir zu sagen.“

„Ich möchte aber nur wissen, was sie in meinen Büchern und Verzeichnissen zu suchen hat, da sie von dem ganzen ohnehin nichts versteht?“

„Das ist die angeborene Neugierde, weiter nichts“, erwiderte die Alte und trippelte fort.

Ich musste auch weiterhin geschehen lassen, was ich nicht abwenden konnte. Die schöne Leserin könnte hier einwenden, dass es mir doch freistand, die Thür zu verschliessen, wenn ich die meiner Wohnung in meiner Abwesenheit von der kada zugesuchten Besuche nicht dulden wollte. Die türkischen Häuser hatten zu derselben Zeit, besonders auf dem Lande keine Schlösser. Es gab wohl Vorrichtungen, mit deren Hilfe man die Thür von Innen verriegeln konnte, allein von Aussen konnte man dieselbe nicht halbfest machen.

Nach ungefähr einem Monate hatten wir soviel Getreide ausgetreten, dass der Rest der Garben in den luftigen Schupfen untergebracht werden konnte. Die Bauern besitzen keine Behälter, sondern legen die Garben in hohe und mitunter sehr umfangreiche Tristen zusammen, um es bei Bedarf oder Gelegenheit austreten zu lassen.

Die goldgelbe Weizenfrucht wurde in den hambar's*) untergebracht und gleichmässig aufgeschüttet, damit sie besser trocken wurde. Der Ertrag blieb wegen des trockenen Frühjahres hinter jenem anderer guter Erntejahre etwas zurück, aber dafür war die Frucht kernig und beinahe frei von Unkraut. Der beg konnte mit der Fechung immerhin zufrieden sein und war er zufrieden, so hatte auch ich mich nicht zu beklagen.

Eines Tages machte ich ihm den Vorschlag, das bis dahin ausgetretene Getreide zu verkaufen. Er besichtigte zuerst das Getreide, dann aber die berghohen Garbenhaufen und brummte etwas vor sich hin.

„Merkwürdig“, sagte er nach einer Weile, „alle Leute sagen, dass die heurige Ernte minder ausgiebig ist, als es die vorjährige war.“

„So habe auch ich gehört.“

„Und hier sehe ich dennoch viel mehr Getreide, als im abgelaufenen Jahre, wo die Ernte viel ergiebiger war als heuer.“

„Wir sind mit dem Einführen aber noch immer nicht fertig“, erwiderte ich, „denn es sind noch zwei Ortschaften ausständig.“

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu.“

„Ich weiss nur soviel, dass ich nicht eine Garbe mehr und nicht weniger genommen habe, als ich zu nehmen berechtigt war.“

„Allah sei gepriesen bis zum Ende der Zeiten!“ sagte Halil-beg und wandte sich zum Gehen.

Ich verkaufte den ganzen Vorrath an meinen Freund Radovan Pavlovič und händigte das Geld meinem Brodherrn ein, der sich wieder beelte, von dem Gesamtbetrag meinen Anteil auszuscheiden und mir einzuhändigen.

Soviel Geld nannte ich in meinem ganzen Leben zusammengenommen nicht mein Eigen als an jenem Tage. Hei, gab es da schön glänzende Ducaten und lieblich klingende gelbe megjedije! Was sollte ich mit dem Gelde anfangen? Ich steckte dasselbe in den Gürtelbeutel und schlug den Weg zum Glavanja ein.

„Wo ist der Vater?“ fragte ich Danica, die mir entgegengekommen war.

„Auf dem Lande, Schweine einkaufen.“

„Her mit der Schürze!“ befahl ich hierauf. Die Mädchen trugen reinlichkeitshalber zu Hause auch leinene Vorderschürzen.

*) Getreidespeicher.

Danica gehorchte, ich aber schüttete meinen ganzen Geldvorrath in die emporgeholtene Schürze mit den Worten:

„Wenn der Vater nach Hause kommt, wirst Du ihm das Geld übergeben, damit er es für mich aufhebt. Bei ihm ist es sicherer, als bei mir.“

„Woher hast Du das viele Geld?“ fragte mich das Mädchen mit freudig aufgeregter Stimme.

„Das ist ein Antheil an dem Jahresertrage.“

„Aber davon musst Du auch die Aufseher bezahlen.“

„Gewiss, aber schliesslich wird mir doch noch immer eine schöne Summe übrig bleiben, denn wir haben erst angefangen. Das Gros des Weizens lagert noch im Stroh, ein Theil davon steht sogar noch in den Tristen der Bauern auf dem Felde, doch hoffe ich, übermorgen auch diesen Rest heimbringen lassen zu können. Nach dem Weizen kommen die Zwetschken, der Kukurutz mit stets sich wiederholenden Schweineverkäufen, also wird die Geldeinnahme gar kein Ende nehmen. Die Idee Halil-beg's, mich als seinen Verwalter aufzunehmen, war, wie ich sehe, gar nicht schlecht.“ —

Das Drittel wird nicht immer in natura entrichtet, sondern nur bei den verschiedenen Getreidearten. Der Kukurutz wird gewogen und nach Gewicht vertheilt, die Zwetschken dagegen werden mit Hilfe zweier Schätzleute — für jede Partei einer — auf den Bäumen geschätzt und dem Pächter überlassen, der dann den dritten Theil des für dasselbe Jahr herrschenden Preises dem Grundherrn bar auszuzahlen hat. Das Rind-, Klein- und Borstenvieh wird in Gegenwart eines Vertreters des Grundherrn verkauft und ein Drittel des Preises zu Gunsten des Letzteren eingezogen. Dem Verwalter und seinen Organen bietet sich, wie der verehrte Leser sieht, bei jedem Schritte die Gelegenheit, seinen Sack zu spicken, wenn er unredlich sein will.

Es war Samstag, dazu schon spät Nachmittag, deshalb blieb ich zu Hause, das heisst bei Glavanja.

„Aber sage Du mir, was macht dilber-Zoraïda, dass sie sich bei uns gar nicht mehr sehen lässt?“ fragte mich Danica im Laufe des Gesprächs.

„Darüber kann ich Dir wohl keine Auskunft geben“, erwiderte ich, „denn ich habe sie nur am ersten Morgen, später aber nie wieder gesehen. Wie Du weisst, wohne ich in dem zweiten Hofe; verlasse die kula zeitlich Morgens, um in der Regel erst Abends heimzukehren, also zu einer Zeit, in welcher in dem ersten Hofe schon tiefe Stille herrscht. Kommt sie denn nicht mehr so häufig zu euch als früher?“

„Seit Du in der kula wohnst, war sie nur ein einziges Mal bei uns und selbst dann blieb sie nur ein paar Augenblicke und ging dann wieder fort.“

Ich wusste nun viel mehr, als mir angenehm war. Schon hatte ich den Mund geöffnet, um Danica zu beichten, dass Zoraïda in meiner Abwesenheit öfters meine Wohnung aufsucht, besann mich jedoch noch rechtzeitig eines Besseren. Durch meine Enthüllung hätte ich dem Mädchen, welches ich mehr achtete als liebte — man liebt im Leben nur einmal — unnütze Sorgen bereiten können und das wollte ich nicht. Warum auch?

Das Leben bringt ohnehin auch ohne unser Zuthun so viele Sorgen und Widerwärtigkeiten mit sich, dass man Allem, was dasselbe noch unangenehmer und schwieriger gestalten könnte, sorgfältig aus dem Wege gehen sollte.

Dem Samstag folgte der heissersehnte Sonntag. An diesem Tage konnte ich von den Mühen der vergangenen Woche gehörig ausruhen. Als ich kurz vor Sonnenaufgang erwachte, bedeutete ich dem kawas, dass er, sobald er meine Feiertagshülle in Ordnung gebracht, fortgehen und den ganzen Tag frei sein könne. Ich mochte den Mann, der mit der Treue eines Hundes an mir hing, recht gut leiden, deshalb machte ich ihm seine untergeordnete Stellung durch unbedeutende Concessionen, die weder mir noch meinem Brodherrn einen Schaden brachten, nach Möglichkeit erträglich.

Nach einer Weile brachte er meine von dem Staube gereinigten Kleider in mein Schlafzimmer, legte dieselben zurecht und entfernte sich, ich aber legte mich auf die andere Seite und schlief wieder ein. Gegen Mittag brachte mir Kata das Essen, welches ich ihr schenkte, da ich am Vorabend der Danica versprochen hatte, das Mittagessen in der Familie Glavanja's einzunehmen. Auf dem Hinwege sprach ich in dem untern han vor, um einen Schwarzen zu trinken. Bald nach mir kam auch Nadir-beg dahin. Wir zogen uns zurück, Nadir liess eine Flasche Wein bringen, goss in Eile ein Glas hinab und entfernte sich. An Sonn- und Feiertagen liebte es der Sohn des Grundherrn, sich unter das Volk zu mischen und mit den Mädchen allerlei Ulk zu treiben, zum nicht geringen Aerger ihrer Angehörigen.

Ich blieb allein zurück, sog an meinem tschibuk-Rohre und befeuchtete ab und zu den Mund und die Kehle mit dem köstlichen Nass aus den Syrmierbergen. Nach einer Weile vernahm ich Schritte vor dem Gemach.

„Ist erlaubt?“ fragte draussen eine rauhe Stimme.

„Herein!“ erwiederte ich.

In der Thür erschien ein maskenhaft gekleidetes Männchen in mittleren Jahren. Der aussergewöhnlich grosse Gesichtsvorsprung sowie sein lebender Schnurrbart bezeichneten ihn als einen Sohn Israels, während sein phantastischer Anzug an die spanische Tracht des Mittelalters erinnerte. Er holte sehr tief zum Gruss aus und blieb dann wie angewurzelt an der Thür stehen.

„Was ist Dein Begehr?“ fragte ich ihn kurz.

„Ich bin, wenn Du, efendi, erlaubst, von Tuzla, heisse Abraham Alkalay und handle in Allem. Ich habe von Deiner grossen Gelehrsamkeit gehört und“

„Willst Du mir dieselbe vielleicht abkaufen?“ fiel ich dem Sprecher in das Wort.

„Gott soll mich bewahren davor, dass ich so etwas nur im Sinne hätte! Die Weisheit und die Gelehrsamkeit sind Säichelchen, die kann nicht kaufen ein armer Sohn Israels, denn“

„Mach' es kurz! Willst Du vielleicht ein Glas Wein trinken?“

„Gott soll mich bewahren davor! Ich bin ein rechtgläubiger Jude“

„Ein Spagnole*), nicht wahr?“

„Jawohl, ein Spagnole, wenn Du erlaubst; ein armer Mann, der . . .“

„Mache keine Seitensprünge, sondern sage, was Du von mir haben willst.“

„Möchte ich Dir abkaufen schönen Weizen für noch schöneres Geld.“

„Da kommst Du zu früh und zu spät.“

„Wie heisst zu früh und zu spät?“

„Weil ich die erste Parthie bereits verkauft habe, der gegenwärtige Vorrath an Getreide aber kaum nennenswerth ist.“

„Warum kaum nennenswerth? Ich kaufe jedes Quantum.“

„Kann schon sein, aber ich verkaufe das Getreide nicht früher, bis nicht Alles ausgetreten ist. Die Preise sind in letzterer Zeit ohnehin stationär und werden hoffentlich nicht bald sinken.“

„Und ob sie sinken werden! Schrecklich werden sie sinken, ich sage es Dir, schrecklich!“

„Dann werde ich den durch die Preisdifferenzen entstandenen Schaden zu rechtfertigen wissen.“

„Aber nur einige Säcke verkaufe mir, efendi!“

„Ich bin kein Aehrenleser**), dass ich das Getreide meines Herrn okawise verkaufen sollte.“

„Gott soll mich vor solchen Gedanken bewahren!“ wehrte Abraham Alkalay ab. „Du bist ein grosser und gelehrter Herr, Dir . . .“

„Der hier unbelästigt seinen Wein trinken will. Hast Du mich verstanden, Sohn Israels?“

„Aber mein hochschätzbarster Herr und efendi, betrachte einmal diese schönen, schönen Ducaten!“ Bei diesen Worten hielt er mir eine Handvoll Ducaten unter die Nase. „Sie sind ganz neu und haben einen viel höheren Werth als die alten und abgerandeten.“

„Ich brauche Dein Geld nicht! Trachte sobald als möglich von hier zu verschwinden, sonst . . .“

„Gott der Gerechte, bist Du ein harter Mann! Es braucht ja Niemand zu wissen, dass ich von Dir um neugeprägtes gutes Gold Weizen gekauft habe.“

Mich packte ein fürchterlicher Zorn, aber ich beherrschte mich.

„Am Ende muthest Du mir gar zu, dass ich das Getreide meinem Herrn stehlen und Dir verkaufen soll?“

„Gott soll mich bewahren vor solchen Gedanken! Ein grosser Herr stiehlt nie, Du aber noch weniger, weil ein Theil des Weizens Dir gehört. Deine Vorgänger haben es ja auch so gethan.“

„Weisst Du aber auch, ob sie das Dir verkaufte Getreide mit dem Grundherrn verrechnet haben?“

„Mein Gott, woher könnte ich das wissen?“

„Und wann glaubst Du, dass wir es fortschaffen könnten?“ fragte ich den Mann scheinbar gleichgültig.

*) Als im Jahre 1488 die Juden aus Spanien und Portugal vertrieben wurden, wandte sich ein grosser Theil derselben dem Morgenlande zu. Mehrere Familienstämme erhielten von dem damals regierenden Padischah Mahmed II. die Bewilligung zur Niederlassung in den Städten der europäischen Türkei. Sie sind ultraorthodox und hassen die sogenannten deutschen (d. h. freisinnigen) Juden noch mehr als die Christen.

**) Aehrenleser nennt man Leute, die nach dem Getreideschnitt die Felder absuchen und die zurückgebliebenen Aehren auflesen.

„Bei der Nacht, selbstverständlich bei der Nacht! Die Fortschaffung kannst Du ganz ruhig mir überlassen.“

„Siehst Du, Gaunerseele, dass Du mich zum Diebstahl verleiten willst!“ schrie ich so heftig auf, dass der Jude erschreckt zusammenfuhr. „Den Weizen verkaufe ich Dir nicht, dafür will ich Dir aber einen Denkzettel geben, dass Du an den neuen Verwalter von Vranduk eine geraume Zeit denken wirst.“

Bei den letzten Worten zog ich die Reitpeitsche, die ich stets bei mir trug, aus dem Gürtel hervor und versetzte dem Juden, bevor er sich versah, einen wuchtigen Hieb über das Gesicht. Der Getroffene brüllte furchterlich auf und schoss wie ein verwundeter Hirsch davon. Auf der Strasse angekommen, setzte er das Geheul fort und lockte auf diese Weise das zahlreich anwesende Sonntagspublikum an sich. Ich schlich mich davon, um das Opfer meiner Reitpeitsche zu beobachten. Abraham stand inmitten einer nach Hunderten von Menschen zählenden Menge, die seine Lamentationen mit Hohngelächter begleiteten. Ich kehrte wieder um und bedauerte einen Augenblick den Ausbruch meiner Leidenschaft, die ich zum ersten Male in meinem Leben nicht bemeistern konnte, allein die Lection konnte ihm keineswegs schaden. Ich blieb, dessen war ich sicher, von ihm fernerhin unbehelligt und das war auch ein Erfolg.

Nach einer Weile verliess ich den han. Als ich die Schwemme durchschritt, bemerkte ich Abraham Alkalay in einem Schmollwinkel sitzen und an der über die linke Wange, das Auge überspringend, gegen die rechte Schläfe sich hinziehenden Wulst herumtasten.

„Ein schrecklicher Mensch; ich sage, ein schrecklicher Mensch!“ rief mir der Sohn Israels nach.

„Was hast Du denn mit dem Juden gehabt?“ fragte mich Glavanja, als ich die trapezarija erreichte.

Ich erzählte ihm den Sachverhalt wahrheitsgemäß.

„Der Lump hat einmal den richtigen Mann gefunden“, meinte mein Schwiegervater in spe. „Er lebt ohnehin nur von Betrug. Aber nicht nur dass er selbst betrügt, sondern er lässt auch Andere für seine Rechnung betrügen und stehlen. Jetzt wirst Du vor ihm hoffentlich Ruhe haben.“ —

Nach dem Mittagessen lenkte ich meine Schritte neuerdings heimwärts. Theils der Genuss schwerer Weine, theils die Hitze versetzten mich in einen Zustand seltener Schwerfälligkeit. Ich hatte mich kaum niedergelegt, als ich auch schon dieser Welt entrückt wurde.

Ich musste ziemlich lange geschlafen haben, denn als ich erwachte, stand die Sonne bereits tief im Westen. Ich wusch mich, kleidete mich wieder an und setzte mich zu dem Tische nieder, um für den kommenden Tag in das Notizbuch eine Vormerkung einzutragen. Als ich mich über den Tisch beugte, bemerkte ich eine blaßrote, kaum aufgebrochene Rosenknospe auf demselben. Von dem Stengel hing ein schmales rothseidentes Bändchen herab.

„Was ist denn das?“ fragte ich mich, wobei es mir, ohne jede andere Veranlassung, so recht bange um das Herz wurde. Mit zitternder Hand griff ich nach der Rose. Es war ein Liebesbriefchen, welches in die Schriftsprache übertragen lautete: „Ich liebe Dich mit aller Glut (rothes Bändchen); Du bist meine erste Liebe (die aufgebrochene Knospe).“

Ich sass sinnend vor dem verhängnissvollen Geschenk und glotzte dasselbe an. Wer hatte es in mein Schlafzimmer gebracht? Als ich nach Hause gekommen war, lag dasselbe ganz bestimmt nicht auf dem Tische. Bevor ich mich niederlegte, zog ich mein Kleingeld aus dem Gürtel. Die Rose lag mitten unter dem Gelde. Hätte dieselbe schon bei meiner Heimkehr auf dem Tische gelegen, so hätte ich sie auf jeden Fall bemerken müssen.

Die Rose musste also, während ich schlief, auf dem Tische niedergelegt worden sein. Von wem? Von der alten Kata, von wem sonst? Dass nicht sie, sondern Zoraïda die Geberin war, darüber zweifelte ich keinen Augenblick. Was wollte sie damit erreichen; sie die Tochter des stolzen beg und eingefleischten Mohammedaners? Trieb sie nicht ein grausames Spiel mit mir? Und selbst wenn ich ihre Liebe erwiderte, konnte ich auf einen günstigen Erfolg hoffen? Wahnsinn! Zudem kannte ich ja das Mädchen auch nicht im entferntesten; hatte ich doch nur ein paarmal ihre Leibeshülle nur flüchtig gesehen.

Während ich so da sass und über die unerquickliche Angelegenheit nachdachte, erschien Kata in meiner Wohnung und fragte mich, ob ich zu Hause nachmahlen wolle. Ich verneinte.

„Kata!“ sagte ich, als sich die Dienerin zum Gehen wandte.

„Ich höre, efendi“, erwiderte sie und blieb stehen.

„Willst Du mir auf die Frage, die ich Dir stellen werde, aufrichtig antworten?“

„Ich war Dir gegenüber stets aufrichtig.“

„Wohlan, warst Du hier während ich schlief?“

„Nein, doch warum fragst Du?“

„Sprichst Du die Wahrheit?“ fragte ich weiter, ohne auf ihre Frage zu antworten.

„Ich schwöre bei der heiligen Dreieinigkeit“, gab sie zurück, während sie drei Kreuze schlug. „Aber ich möchte nur wissen, was geschehen ist. Ist Dir vielleicht etwas abhanden gekommen?“

Ich wies auf die auf dem Tische liegende Rose mit dem rothseidenen Bändchen. Kata glotzte das corpus delicti an.

„Jesus Maria!“ schrie sie nach einer Weile auf und faltete die Hände wie zum Gebet.

„Was ist denn?“

„Diese Rose habe ich in den Händen der kada gesehen!“

„Das glaube ich, aber ich möchte wissen, auf welche Weise sie, während ich schlief, in mein Zimmer gekommen ist.“

„Das ist mir ein Rätsel, denn nach dem Essen sind alle Mägde fortgegangen und einige derselben erst vor einer halben Stunde zurückgekehrt, während die übrigen noch abwesend sind.“

„So war Zoraïda selbst hier.“

„Unmöglich, Herr, unmöglich! schrie die Alte.

„Unmöglich? Wenn Deine Behauptung richtig ist, so musst Du einen Grund dafür haben und den Boten kennen.“

„Ich habe keinen Grund, Herr, aber ich kann doch nicht glauben —“

„Glauben oder nicht glauben bleibt sich schliesslich gleich, aber die Rose ist da, also musste sie hierher gebracht worden sein.“

„Mein Gott, mein Gott!“ jammerte die Alte, nahm ihren Kopf zwischen die Handflächen und verliess meine Wohnung. „Es wird schlecht enden!“ hörte ich sie brummen, als sie an den Fenstern vorbeischritt.

Was sollte ich thun? Durch eine directe Abweisung des Mädchens hätte ich dessen Zorn auf mich geladen, der mir früher oder später unheilvoll werden konnte. Die Mohammedanerinnen sind sehr rachsüchtig und schrecken vor keinem Mittel zurück, um den Gegenstand ihres Hasses zu vernichten. Wollte ich Zoraïda's Vater reinen Wein einschenken, so stand ich wohl als Ehrenmann da, aber es wäre in Vranduk nicht mehr meines Bleibens gewesen. Brachte ich die Angelegenheit vor das forum der Glavanja'schen Familie, so fachte ich die Leidenschaft der Eifersucht an, ohne mir dadurch irgendwie zu helfen. Ich beschloss daher, darüber zu schweigen, zerzupfte das verhängnissvolle Geschenk in tausend Stücke und verstreute sie am Boden.

Nach vollbrachter That athmete ich erleichtert auf. Ich beschloss, dem Mädchen, welches in unsinniger Liebe für mich entbrannte, noch mehr auszuweichen als bisher. Mit diesem festen Entschlusse verliess ich meine Wohnung und lenkte meine Schritte, wie gewöhnlich, zu Glavanja. In der trapezaria fand ich eine lustige Gesellschaft beisammen, die dem Weinhumphen fleissig zusprach. Glavanja hatte nämlich Gäste aus Zenica bekommen, auch der gute Vater Miladin fehlte nicht in der fröhlichen Gesellschaft. Während sich die Männer an dem köstlichen Nass ergötzten, unterhielten sich die Frauen und Mädchen im Nebenzimmer auf ihre Weise, d. h. sie tranken Mocca und klatschten und lachten dazu. Ein greller Schrei im Nebenzimmer schnitt unsere Unterhaltung ab. Im nächsten Augenblick erschien Danica in der Verbindungstür und hielt mir ein Papier entgegen.

„Schau her“, sagte sie zu mir, „diesen Brief hat mir Darinka geschrieben.“

Allgemeines Anstaunen des Papierblattes.

„Was schreibt sie denn?“ fragte Glavanja.

Ich las den Anwesenden den Inhalt des Schreibens vor. Der Vorlesung folgte eine kräftige Lachsälve hüben und drüben. Die Composition und Kalligraphie liessen zwar Einiges zu wünschen übrig, allein der Inhalt war im Grossen und Ganzen doch verständlich.

„Hat das wirklich Deine Tochter geschrieben?“ fragte ein Kaufmann aus Zenica, den Glavanja mit dem Namen Milenko rief, den Pfarrer.

„Gewiss!“ erwiderte der pope mit Stolz. „Ich habe sie heute Nachmittag mit meinen eigenen Augen auf dem Papier herumarbeiten gesehen. Das hat sie unserm Bruder Perga zu verdanken.“

„Ist sie schon gross?“

„Sie zählt $17\frac{1}{2}$ Jahre, ist aber für zwanzig Jahre entwickelt.“

„So eine könnte ich in meinem Hause brauchen. Das Geschäft nimmt von Tag zu Tag an Ausdehnung zu, aber im ganzen Hause versteht Niemand auch nur einen Strich zu schreiben. Könnte ich sie sehen?“

„Warum nicht?“ erwiderte der pope mit der grössten Gleichgültigkeit der Welt. „Darinka! O Darinka!“

Die Gerufene erschien, über und über roth im Gesicht, in der Verbindungsthür. Der Kaufmann von Zenica betrachtete das Mädchen, wie der Viehhändler ein ihm zum Kaufe angebotenes Rind betrachtet.

„Živa bila — Du sollst leben!“ sagte er nach einer Weile, womit er dem Mädchen andeuten wollte, dass die Prüfung vorbei ist. Darinka zog sich zurück, die Thür fiel zu und wir waren wieder getrennt.

„Das Mädchen gefällt mir, willst Du es mir geben?“ fragte Milenko den popen.

„Warum denn nicht? Dein Haus ist ein ehrliches Haus, über Dich und Deine Familie habe ich noch nie ein krummes*) Wort gehört, also finde ich keinen Grund, Dir mein Kind nicht anzuvertrauen.“

„Auch an meinem Sohne wirst Du hoffentlich nichts auszusetzen haben. Er ist zwar noch jung, im sechzehnten Jahre, aber fleissig und folgsam wie ein Lamm.“

„Wie der Vater“, mischte sich ein Dritter in das Gespräch.

„Vater Miladin, her die Hand, dass Du bei Deinem Worte bleibst“, sagte der Kaufmann, während er dem popen seine Rechte entgegenhielt.

Die beiden Väter reichten sich die Hände, küssten sich ab und der Bund zwischen ihren Kindern, die sich in ihrem Leben wahrscheinlich noch nie gesehen hatten, war geschlossen.

„Donnerstag Abends komme ich, so Gott will, mit dem kum**) und mit meinem Sohne, um Deine Tochter auszubitten,*** Du aber sorge für einen Priester. Bei dieser Gelegenheit werden sich auch die Kinder sehen.“

Es gibt wohl auch Fälle, in denen die Ehe auf Grund des gegenseitigen Einverständnisses, ja selbst auf Grund der Herzensneigung geschlossen wird, allein dieselben gehören zu den Ausnahmen, während ich das Orientleben in seinem regelmässigen Laufe schildere.

Ich verliess das gastliche Haus in später Abendstunde und schlenderte meiner Wohnung zu. Die Hofhunde kannten mich an meinem Gange, deshalb rührte sich keiner, wenn ich an denselben vorbeischritt. Der Himmel war zwar heiter, allein da der Mond durch seine Abwesenheit glänzte, so war die Nacht ziemlich dunkel. Vor dem Eingangsthore des zweiten Hofes glaubte ich eine Gestalt zu bemerken.

„Wer ist's?“ fragte ich, während ich meine rechte Hand an den Pistolenschaft legte.

„Ich bin's!“ antwortete eine Stimme halblaut.

„Wer ist dieser ich?“ Ich trat einige Schritte vor.

„Stamenko Prodanovič von Pojska, ich habe Dir eine wichtige Mittheilung zu machen.“

„Worüber?“

„Heute Nacht wird aus unserm Dorfe Getreide fortgeführt.“

„Aber ich werde doch erst morgen die Vertheilung vornehmen!“

„Gerade deshalb bin ich gekommen, um Dich von dem Betruge in Kenntniss zu setzen. Nur etwas bitte ich Dich, mein süsser Herr, verrathe mich nicht, denn sonst schlagen mich meine Nachbarn todt.“

*) Schlechtes.

**) Beistand.

***) Werben. Dieses Werben ist jedoch nur eine Formsache. Der Werbung folgt unmittelbar die Verlobung nach.

„Fürchte gar nichts, ich werde nicht nur schweigen, sondern Dich auch belohnen. Wer ist der Käufer?“

„Spira, Dein Vorgänger.“

„Weiss der Aufseher davon?“

„Gewiss! Er hat das Geschäft eingeleitet und die Bauern verführt.“

Ich wusste genug. Mein kawas war noch nicht nach Hause gekommen, deshalb weckte ich jenen Nadir-beg's auf. Unterdessen erschien auch Panta in dem Hofe.

„Ich eile voraus und werde auf Umwegen meine Behausung zu erreichen suchen, damit der Verdacht der Anzeige nicht auf mich fällt“, sagte der Bauer und wollte fortgehen.

„Noch eine Frage, Stamenko Prodanovič.“

„Immerhin.“

„Woher weisst Du von dem Unterschleif?“

„Heute Morgens kam Spira in unser Dorf und liess einige von den besseren Bauern in den han rufen, um sie auf seine Seite zu bekommen. Gelang ihm dieses, so hatte er mit den übrigen leichte Arbeit. Sein Plan gelang vollends und heute Nachmittag wurde auf diese Rechnung gehörig gezecht. Das Getreide soll auf zwanzig Lastwagen fortgeführt und morgen in aller Frühe auf dem Felde des berüchtigten Salih-agá von Zenica ausgetreten werden. Auch ich versprach, um keinen Verdacht zu erregen, einen Theil des Getreides zu verkaufen. Ich bitte Dich nochmals, mich nicht zu verrathen.“

Sprach's und eilte von dannen. Ich prüfte meine Pistolen, steckte den yatagan in den Gürtel und sprang in den Sattel. Die beiden kawasi folgten meinem Beispiele und fort ging es durch die finstere Nacht.

Nach etwa einer Stunde erreichten wir von der entgegengesetzten Seite das Dorf. Es war immerhin möglich, dass der Zinzar die Vorsicht gebrauchte und an der von der kula nach Pojska führenden Strasse Wachposten aufstellte. Wir sassen ab und näherten uns dem han, in dem es trotz der vorgerückten Nachtstunde hoch herging. Die Bauern brüllten und johlten in allen Tonarten. Ich warf meinem kawas die Zügel meines Pferdes zu und befahl den Beiden, dort stehen zu bleiben und sich möglichst ruhig zu verhalten, dann sprang ich über den Zaun und verschwand im Dunkel der Nacht. Ich musste den han auf Umwegen von der Hofseite zu erreichen trachten, um die Zecher aus einem Versteck beobachten zu können. Mein Plan gelang vollständig. In der Schwemme tranken Branntwein und polterten ungefähr ein Dutzend Bauern, Spira und der Aufseher fehlten. Sie waren wahrscheinlich mit dem Aufladen beschäftigt.

Nach einer Weile kam der handjija in den Hof und eilte dem gegenüberliegenden Baue zu, um den Ringkrug mit frischem Sliwowitz anzufüllen. Ich folgte ihm auf den Zehen nach.

„Tassa!“ sagte ich halblaut, als der Wirth den Krug unter die Fass-pipe gestellt hatte und den Inhalt des Gebindes in denselben rinnen liess.

Der Angerufene wandte sich um und erschrack dabei so sehr, dass ihm das Fettlämpchen entfiel.

„Du, efendi, bist da?“ sagte er mit gedehnter Stimme, als er sich theilweise erholtte. „Du, zu dieser Stunde?“

„Ich bin gekommen, um dem Spira beim Aufladen der Weizengarben behilflich zu sein“, erwiderte ich ironisch.

Tassa öffnete den Mund zum Sprechen, brachte aber keine Silbe hervor. Er bemerkte nicht einmal, dass der Krug bereits voll war und die Flüssigkeit in demselben überging.

„Dein Gesicht verräth Dich der Mitschuld an dem Verbrechen“, sagte ich zum handjija, während ich in den Keller sprang und die Thür hinter mir zuschlug, „aber wenn Du Dich willenlos meinen Anordnungen fügst und die Wahrheit gestehst, so will ich Gnade für Recht ergehen lassen.“

„Was willst Du, dass ich Dir sage?“ fragte der Wirth mit zitternder Stimme.

„Vor Allem will ich wissen, wo jetzt Spira, der Dorfaufseher und der knez sind.“

„Auf dem Felde, sie laden das Getreide auf.“

Eine famose Gesellschaft, in welcher der čauš und der Ortsälteste als Hauptdiebe auftreten.“

„Was willst Du, efendi, hier ist es von jeher so zugegangen, auch Du wirst schwerlich eine Aenderung herbeiführen können. Der bosnische Bauer kann nicht leben, wenn er seinen Grundherrn nicht betrügt.“

„Aber das hat er ja doch nicht nothwendig!“

„Freilich hat er es nicht nothwendig, aber er thut es dennoch! Für's Erste bekommt er für die Waare nicht einmal den fünften Theil des wahren Werthes, zudem verkauft jeder Einzelne nicht soviel, dass er dabei einen nennenswerthen Betrag herausschlagen könne, aber ohne Betrug kann er nicht leben; er wird sonst krank.“

„Gegen diese Krankheit werde ich schon ein Heilmittel finden“, erwiderte ich, während ich das mir entgegengehaltene Glas ergriff, um meine ausgetrocknete Kehle anzufeuchten.

Der handjija schüttelte ungläubig den Kopf.

„Sind schon welche Wagen abgefahren?“ fragte ich weiter.

„Bis jetzt noch nicht, aber es stehen, wie ich dem Gespräch entnehmen konnte, auf der Wiese des knez mehrere aufgeladen. Wer hätte sich aber auch denken können, dass Du in der schwarzfinstern Nacht hierherkommen würdest!“

Den guten Mann wunderte das gemeinschaftliche Stehlen nicht im Geringsten, das war schon ein altes, bereits in das Blut übergangenes Herkommen; was er aber nicht begreifen konnte, war mein unverhofftes Erscheinen zur Nachtzeit in dem Dorfe.

„Du wirst vor Allem einstweilen die in den Hof führende Thür schliessen und die Aufmerksamkeit der Bauern fesseln, bis ich mein Pferd und meinen kawas in Sicherheit bringe. Aber das sage ich Dir, wenn Du meine Anwesenheit verräthst, so wirst Du morgen früh nicht mehr in diesem han frühstückten. Auch das Licht in dem sobadjik musst Du auslöschen, damit man mich darin nicht sehen wird.“

Der Wirth versprach meine Anordnung zu befolgen und eilte fort, ich aber schlich mich auf demselben Wege, auf dem ich in den Hof des han's gekommen war, von dannen und kehrte zu den kawasi zurück. Unterdessen begann sich der Horizont im Osten aufzuhellen und wenige Minuten

darauf zeigte sich bereits die abnehmende Mondscheibe auf dem östlichen Himmel. Ich sandte den kawas Nadir-beg's auf demselben Wege zurück und trug ihm auf, seinen Herrn sofort nach der Ankunft zu wecken und ihm von dem Geschehenen Bericht zu erstatten, dann aber schlich ich mich mit dem Panta und mit den Pferden in den Hof, liess letztere hinter der Schupfe anbinden und gelangte ungesehen in den sobadjik, wo ich mich auf dem minderluk ausstreckte, um auszuruhen. Nach einer Weile erschien der Wirth und fragte mich, ob ich ein Licht zu haben wünschte, was ich verneinte. Auf diese Weise blieben wir unbeachtet; auch konnte sich später der Wirth seinen Gästen gegenüber rechtfertigen, dass er um meine Anwesenheit nicht gewusst habe.

„Trachte die Fuhrleute solange aufzuhalten, bis alle beisammen sind“, befahl ich dem handjija, dann aber lass sie ruhig ziehen, nur trachte meinen guten Freund Spira sammt Anhang in dieses Kämmerlein zu locken.“

„Oh dazu bedarf es wohl keiner Mühe, denn er kommt ohnehin hierher, um, wie er sagte, ein paar Stunden zu schlafen.“

„Desto besser.“

Der Wirth ging fort, wir aber blieben zurück und zählten die Minuten. Während ich über den in Aussicht stehenden Fang nachdachte, sagte mir eine innere Stimme, dass meine Härte gegen meine Glaubensgenossen mit der Christenpflicht nicht übereinstimmt. Ich dachte darüber tiefer nach, fand aber mein Vorgehen vollkommen in Ordnung. Ein Vergehen oder ein Verbrechen bleibt im Grunde genommen immer ein solches. Die mildernden oder erschwerenden Umstände können dasselbe wohl verschieben, aber niemals ganz aufheben. Die Bauern hatten ihren Grundherrn geschädiget, ohne dass sie es nothwendig gehabt haben. Die einzelnen Diebstähle waren zwar unbedeutend, machten aber zusammengenommen eine beträchtliche Summe aus. Die Bauern erhielten gleichsam nichts dafür, während der gewissenlose Käufer für das Getreide eine bedeutende Summe einstrich. Dadurch erreichte ich einen doppelten Zweck: ich gewöhnte den Bauern die diebischen Naschereien — einen andern passenden Namen dafür kenne ich nicht — ab und zweitens machte ich den Verführer unschädlich.

„Die Kerle haben die Wagenachsen gehörig mit Speck eingerieben“, sagte Panta, als von der Strasse her Wagengerassel an unsere Ohren drang. „Sonst hört man das Zwielen der Räder eine halbe Stunde weit, heute dagegen meldet sich nicht ein einziges.“

In der Türkei sind die Lastwagen eigenthümlich construirt. Dieselben sind ausschliesslich aus Holz hergestellt und weisen nicht einen einzigen Eisennagel auf. Die Radschienen fehlen ebenfalls. Die Deichsel ist sehr kurz, so dass die Entfernung zwischen den Vorder- und Hinterrädern sehr klein ist. Sobald die Holzachsen das ihnen anhaftende Fett einsaugen, oder aber an die Radmutter abgeben, dann entsteht durch die Reibung ein Zwielen, Miauen und Klagen, welches einen daran nicht gewöhnten Menschen rasend machen könnte.

Nach einer Weile hörte das Rasseln auf, die Fuhrleute hatten jedenfalls Halt gemacht, um in dem han noch einen zu trinken, ehe sie gingen. Es dauerte ziemlich lange, bevor sich der Zug abermals in Bewegung setzte.

„Jetzt werden die Vögel bald herangeflogen kommen“, sagte Panta, als das Wagengerassel abzunehmen begann.

„Wenn der Wirth aber unsere Anwesenheit verrathen hat?“

„Das glaube ich nicht, sonst würden die Bauern mit den aufgeladenen Wägen nicht fortziehen.“

Endlich ging die Hofthür auf. Wir hörten Männerstimmen.

„Hierher Panta, hinter die Thür!“ befahl ich.

„Soll ich schiessen?“ fragte mich der kawas, dessen Lieblingsbeschäftigung das Verknallen des Schiesspulvers war.

„Gott behüte! Verhalte Dich ganz ruhig und thue nichts, was ich Dir nicht befehle.“

Unterdessen waren die Männer bei der Thür des Gemaches, in welchem wir kerzengerade nebeneinander standen, angekommen. Zuerst trat der handjija ein und machte sich um das von der Decke herabhängende Fettlämpchen zu schaffen, um dasselbe anzubrennen, Spira aber — ich erkannte ihn an der Stimme — schritt geraden Weges auf den minderluk zu und legte sich auf demselben nieder. Ihm folgte ein Mann, den ich im Dunkel nicht zu erkennen vermochte.

„In einer Stunde ist der Weizen bei Salih-agá abgeladen und dann kann mein langer Nachfolger immerhin kommen“, sagte Spira und begleitete die letzten Worte mit einem langgedehnten Gähnen.

„Er ist schon da!“ sagte ich, während ich hervorsprang und dem Manne, den der Schrecken gelähmt zu haben schien, das Rohr an die Brust setzte. Mein kawas nahm Spira's Begleiter auf das Korn. Der Wirth hatte unterdessen die Lampe angezündet und stürzte mit einem lauten: „Jesus-Maria!“ davon.

Ich betrachtete den Begleiter des Ex-Verwalters näher und staunte nicht wenig, in demselben den knez des Ortes zu erkennen. Der Dritte im Bunde, der čauš, fehlte; er hatte jedenfalls die Wagocolonne begleitet.

„Wer sich röhrt, ist des Todes!“ sagte ich, als ich sah, dass Spira mit der Rechten in dem Gürtel herumzustöbern begann. „Panta, siehe ein wenig nach, was dieser efendi im Gürtel hat.“

Der kawas gehorchte und zog ein scharf geschliffenes Stilet hervor. Den knez konnten wir ganz gut sich selbst überlassen, denn er hockte unbeweglich in einem Winkel und zitterte am ganzen Körper so sehr, dass man das Klappern seiner Zähne ganz deutlich hörte. Spira dagegen hat sich von dem ersten Schrecken bald erholt und wollte sich erheben.

„Ruhig, Mann Gottes!“ befahl ich. „Entkommen kannst Du nicht, das beste, was Du thun kannst, ist, dass Du Dich ganz ruhig verhältst.“

„Wie lange?“ fragte er mich in bissigem Tone.

„So lange es mir gefallen wird oder bis Du abgeholt wirst.“

Er knirschte mit den Zähnen, dass mir unheimlich wurde. Der knez verhielt sich ganz ruhig; nur das unheimliche Rollen seiner Augen bewies, dass Leben in ihm war.

Unterdessen war der Tag angebrochen. Ich schickte den kawas auf die Gasse, um zu sehen, ob ein Bote von Vranduk in Sicht sei. Während ich dem Diener den Auftrag ertheilte, machte Spira einen gewaltigen Sprung auf mich zu, in der Absicht, mich niederzuwerfen und über mich weg davon zu laufen. Er hatte jedoch die Rechnung ohne meine Wachsamkeit

gemacht, denn ich stiess ihn mit aller Wucht zurück. Er schlug mit dem Kopfe an die gegenüberliegende Wand an, taumelte auf den minderluk und verhielt sich fortan ganz ruhig.

Ich überliess die beiden Gefangenen dem kawas und ging in die Schenke, um zu forschen, ob die Bauern wussten, dass Spira mein Gefangener sei. Tassa hantirte mit dem Besen, in der sicheren Erwartung eines ‚hohen Besuches‘ von Vranduk.

„Djavo si ti gospodine — Herr, Du bist ein Teufel“, sagte mir der handjija lächelnd.

„Warum?“

„Weil Du den Zinzar überlistet hast. Weisst Du nicht, dass auf einen Zinzar neun Juden kommen?“

Hätte der gute Mann gewusst, welchem glücklichen Stern ich diese ‚Ueberlistung‘ zu verdanken habe, so hätte er bestimmt anders gesprochen.

Während ich meinen Schwarzen trank, kam ein halberwachsener Junge in die Schenke, um Branntwein zu holen. Mich sehen und davonlaufen war eins.

„Enoga čate — der Verwalter ist da!“ schrie der kleine Bosniak und lief davon, als ob er glühende Kohlen im Gürtel gehabt hätte.

Ich kehrte in den Hof zurück, um Panta in der Wache abzulösen und ihm für das Frühstück Zeit zu lassen.

„Dir scheint es in der kula Halil-beg's vortrefflich zu gehen“, sagte Spira ironisch zu mir.

„Ich habe mich in keiner Weise zu beklagen“, erwiderte ich.

„Das glaube ich Dir. Wenn man solche Besuche empfängt, wie z. B. ge—stern Nach—mit—tags, so kann man sich wohl über nichts mehr beklagen. Ich war nicht so glücklich.“

Ich nahm alle meine Seelenkraft zusammen, um bei diesen Worten ruhig zu erscheinen. Der böse Mensch besass ein Geheimniss, mit welchem er seine Freiheit erkaufen wollte. Der Plan war gut, misslang aber dennoch. Im Bewusstsein meiner Nichtschuld wollte ich mir keine Blösse geben.

„Was Du von meinen Besuchen sprichst, ist mir unklar“, erwiderte ich nach einer Weile mit ruhiger, aber fester Stimme. „Du weisst recht wohl, dass die Thüren keine Schlosser haben, also kann ich dieselben nicht verschliessen. Uebrigens habe ich nichts zu verbergen; in meiner Wohnung kann jeder ehrliche Mensch ein- und ausgehen.“

„Ich glaube wohl, dass Du gegen derartige Besuche nichts einzuwenden hast, aber gewisse Leute könnten“

„Hurrah, sie kommen zurück!“ schrie Panta, während er gegen den sobadjik gelaufen kam.

„Wer kommt zurück?“

„Die Bauern mit den Wägen. Voran reitet Nadir-beg, hinten aber zwei zaptijeh.“

Das Gesicht Spiras wurde erdfahl. Er konnte sich nicht mehr retten. Der Anlauf gegen mich war im Sande verlaufen.

Die Colonne blieb auf Befehl Nadir-beg's vor dem han stehen. Er kam in den Hof und erzählte mir, dass er unterwegs auf zwei zaptijeh gestossen sei, die er mitgenommen habe. Der Colonne begegnete er kurz

vor dem Verlassen des zur Herrschaft von Vranduk gehörigen Terrains und veranlasste dieselben zur Umkehr. Der die Expedition anführende Aufseher war beim Nahen der Reiter in dem bis zu der Strasse hinabreichenden Walde verschwunden. Spira wurde gefesselt und musste zwischen den beiden Hütern der Sicherheit den unfreiwilligen Weg nach Zenica antreten. Nadir-beg wollte den knez ebenfalls dahin schicken, liess ihn jedoch auf meine Verwendung laufen. Auch den übrigen Bauern wurde die Strafe nachgesenen, das auf den Wägen befindliche Getreide aber als dem beg verfallen erklärt.

In der Türkei kann man jedes Verbrechen, politische Vergehen ausgenommen, entweder mit Geld sühnen oder durch spontane Verzeihung seitens des Klägers als gesühnt betrachten. Selbst Mord und Totschlag entwindet sich auf diese Weise der seiner harrenden schweren Strafe. Ist der Angeklagte des Mordes oder des Totschlages überwiesen, so werden zwischen den Angehörigen des Getöteten und jenen des Thäters die Unterhandlungen wegen des Loskaufes eingeleitet. In der Regel wird immer eine Einigung erzielt, denn die Entschädigung ist gewissermassen ein Gewinn, dessen die Angehörigen des Getöteten im Falle der Justification des Thäters verlustig gehen würden. Ist zwischen den beiden Theilen das Geschäft glatt abgewickelt worden, so bekommt der Angeklagte eine entsprechende Freiheitsstrafe zuerkannt, der er sich jedoch, besonders wenn er Geld hat, sehr leicht durch die Flucht entziehen kann. Andere Reiche, andere Gesetze. —

Die Bauern, um sich herauszustreichen, behaupteten, dass alle zu der Herrschaft Vranduk gehörigen Dörfer der Ortschaft Pojska mit schlechtem Beispiele vorangegangen sind. Dies brachte den jungen beg in eine fürchterliche Wuth. Er liess die Wagencolonne von einigen berittenen Knechten nach Vranduk geleiten, er selbst aber sprang in den Sattel und galoppirte, von seinem kawas gefolgt, davon, ohne mir zu sagen, wohin.

Ich blieb in Pojska, um die Vertheilung des Weizerertrages vorzunehmen und dann in dem Nachbardorfe den Abschluss zu feiern. Hier empfingen mich die Bauern mit einer nicht misszuverstehenden Kälte. Es war nämlich schon vor meiner Ankunft die Kunde von dem Ereignisse in Pojska dort eingetroffen. Ich achtete nicht darauf, sondern waltete meines Amtes und verliess gegen Abend das Dorf.

Als ich Vranduk erreichte, war es bereits finstere Nacht. Da ich sehr müde war, so legte ich mich sogleich zur Ruhe.

„Ich habe alle knezi abgesetzt und alle Aufseher fortgejagt,“ sagte mir Nadir-beg am folgenden Morgen.

„Das war nicht gut,“ wagte ich einzureden.

„Warum nicht?“

„Weil Du uns dadurch neue Feinde an den Hals geworfen hast. Die Entlassenen werden sich zu rächen trachten, zuerst an Dir, dann aber auch an mir, als den eigentlichen Urheber ihrer Entfernung aus dem Dienste.“

„Pah, ich fürchte diese Leute nicht und glaube, dass auch Du kein Hasenfuss bist, dem ein Dutzend entlassener Aufseher Furcht einflössen könnte. Zudem sind wir mit dem Einführen der Wintersaaten fertig, bei der Abschätzung der Zwetschken können wir uns auch ohne Aufseher

behelfen, bis aber der Mais reif sein wird, können wir Leute in Hülle und Fülle auftreiben.“

„Du weisst aber nicht, wie es mit dem Viehstande aussieht. Aufzeichnungen darüber bestehen keine, die Bauern werden Dir im Fragefalle sicherlich unwahre Angaben machen, die Aufseher aber, welche darin Besccheid wissen, hast Du fortgeschickt.“

„Hier hast Du wohl recht,“ entgegnete der Sohn des Grundherrn erröthend. „Daran habe ich garnicht gedacht. Sage dem Vater nichts davon, damit er sich nicht ärgert und trachte, sobald als möglich die offenen Stellen mit Leuten nach Deinem Geschmack zu besetzen.“

Sprach's, sprang in den Sattel und galoppirte gegen Maglaj davon. Er hatte die Suppe eingebrockt, ich dagegen sollte dieselbe aufessen. Andere Aufseher und in einer so grossen Zahl zu finden, war leichter gedacht als gethan. Der Aufseher ist die lebende landwirthschaftliche Statistik des Dorfes und zugleich auch die Vertrauensperson des Grundherrn. Weicht der Aufseher von dem Wege der Ehrlichkeit ab, so kann er grossen Schaden anrichten. Noch gefährlicher aber wird ein solcher Mensch, wenn er sich mit dem Verwalter zum verbrecherischen Treiben verbindet. Zuerst betrügt er im Einverständniss mit dem Bauer den Verwalter, dann aber mit diesem und dem Pächter den Grundherrn.

Dank den Bemühungen Glavanjas, welcher weit im Umkreise bekannt war, gelang es mir, die Lücken auszufüllen, aber die Bresche war gemacht. Die neuen Aufseher hatten für ihr Amt keine richtige Unterlage. Durch die Massregel Nadir-begs hatten wir einerseits nichts gewonnen, andererseits uns aber nicht zu unterschätzende Feinde auf den Hals geladen.

Unterdessen wurde das Getreide mit Ausnahme der Feiertage fleissig ausgetreten und parthienweise verkauft. Ungefähr acht Tage nach der Verhaftung Spiras verbreitete sich die Nachricht, dass derselbe aus dem Untersuchungsgefängnis entwichen sei. Andere Leute nahmen diese Nachricht mit der grössten Gleichgiltigkeit der Welt auf, denn Spira hatte Geld und Geld öffnet in der Türkei die Kerkerpforten ungleich leichter, als sonst wo. Mich berührte diese Kunde sehr unangenehm; eine innere Stimme sagte mir, dass der Mann an mir Rache nehmen werde. Um sicherer zu sein, verlegte ich meine Wohnung in einen Theil der im ersten Stockwerke gelegenen, für die Gäste bestimmte Räume.

In der zweiten Hälfte des Monates August begann die Abschätzung der Šliviki*). Um die Bauern für mich günstig zu stimmen, ging ich bei der Abschätzung mit der grössten Milde vor und liess den Vortheil augenscheinlich auf ihrer Seite; vergebens, sie kümmerten sich nicht um meinen Gerechtigkeitssinn, sondern sehnten sich nach dem fröhern betrügerischen Verfahren zurück, welches ihnen „und dem Verwalter wohl viel mehr eintrug, dafür aber das Interesse des Grundherrn um so empfindlicher schädigte.“

In einer stürmischen Nacht wurde ich durch Feuerrufe aus dem Schlafe geweckt. Das Zimmer war taghell erleuchtet; entweder brannte die kula selbst oder ein Nebengebäude. Ich eilte hinaus und sah vier Stroh-

*) Zwetschkenplantagen, von denen manche bis 4000 und noch mehr Bäume enthalten.

tristen im Feuer. Zum Glück wehte der Wind vom Süden, deshalb konnte die verheerende Wirkung des zersetzenden Elementes mit Hilfe der Ortsbewohner localisirt und auf die auf der südlichen Peripherie errichteten Strohtristen beschränkt werden. Wäre der Wind von der entgegengesetzten Seite gekommen, so wäre die kula sammt allen Nebengebäuden ein Raub der Flammen geworden. Als das Feuer gelöscht und jede weitere Gefahr beseitigt wurde, standen wir in der Gruppe und besprachen die möglichen Ursachen des Brandes.

„Hier kann es nur eine Ursache geben“, sagte Glavanja mit Entschiedenheit, „und diese Ursache liegt in der Bosheit der Menschen. Das Feuer wurde gelegt, darüber braucht man gar kein Wort zu verlieren.“

So war es auch, denn gleich darauf drang aus dem nahen Walde ein Jauchzer an unsere Ohren, dann aber hörten wir ganz deutlich die an unsere Adresse gerichteten Worte: „Das ist der Anfaaaaang!“

„Hört ihr, wie der Vogel singt?“ sagte Glavanja. „Wir werden aber Sorge tragen, dass es bei dem Anfange bleiben wird.“

Die Knechte stoben auseinander und verloren sich in dem Walde, um nach dem Frevler zu fahnden. In kürzerer oder längerer Zeit kamen Alle unverrichteter Dinge zurück; der Brandstifter blieb unentdeckt.

Bei der Rückkehr in meine Wohnung erwartete mich eine ganz eigenartige Ueberraschung. Im ersten Zimmer sass Kata neben der Verbindungsthrü und bat mich, nicht einzutreten, weil die kada auf meinem minderluk schläft.

„Sie ist so furchtsam, dass sie auf keinen Fall im harem bleiben wollte“, schloss die Alte ihre Jammerrede.

„Aber hier hatte sie ja doch so viele andere und besser eingerichtete Zimmer zur Verfügung, ich begreife nicht, dass sie gerade meine Wohnung gewählt hat.“

„Das habe ich ihr auch gesagt, allein sie wollte nichts hören, sondern wollte auf Deinem minderluk schlafen.“

„Meinetwegen, dafür werde ich in einem andern Zimmer schlafen.“

Ich machte mich wirklich in einem der anstossenden Zimmer zurecht und wollte mich gerade niederlegen, als mir ein anderer Gedanke kam. Ich wollte selbst den leisesten Verdacht eines Einverständnisses vermeiden, deshalb kehrte ich zu der Alten zurück, liess mir durch sie aus dem Schlafzimmer meine Oberkleider herausbringen, legte dieselben an, verliess das Haus und verfügte mich in den selamlík.

Halil-beg sass beim nargiléh und stierte vor sich hin, während sich Nadir mit dem Inhalte einer Liqueurflasche stärkte.

„Siehst Du nun, wie Deine von den Mohammedanern vermeintlich so sehr unterdrückten Glaubensbrüder beschaffen sind“, sagte der Grundherr nach einer Weile mit beissender Ironie zu mir. „Sie nennen die Gerechtigkeit Willkür, die Milde aber Ungerechtigkeit. Was hast Du nun von der Güte, die Du ihnen entgegenbrachtest?“

„Aber die Brandlegung kann doch unmöglich von der rajah herühren!“ wagte ich einzuwenden.

„Unmittelbare Thäter sind die Bauern freilich nicht, aber das Verbrechen geschah mit ihrem Einverständnisse, um die früheren, meine Interessen schädigenden Zustände durch den Druck wieder herbeizuführen.“

„Wenn Du mein Vorgehen nicht billigst, so bin ich stets bereit, auf meine Stelle zu verzichten“, erwiderte ich, da ich die Worte des Grundherrn unrichtig ausgelegt hatte.

„Das habe ich weder gedacht, noch gesagt, sondern damit nur andeuten wollen, dass diese Leute eine menschliche Behandlung nicht verdienen. Die rajah kann man nur durch ein festes Anziehen der Zügel, durch den Druck im Zaume halten, oder man muss derselben ihren freien Willen lassen und von ihr gewissermassen abhängen. Da ich aber ein Knecht meiner Knechte nicht sein will, so werde ich zu ernsten Mitteln greifen, wie ich in meinem Leben schon oft gethan habe und thun musste.“

Hielt der beg sein Wort, so musste in der Bevölkerung der Hass gegen mich noch höher steigen. Meine Stellung war unhaltbar geworden.

„Schläft Zoraïda?“ fragte der beg seinen Sohn.

„Jawohl, aber nicht in dem harem“, erwiderte der Gefragte.

„Sondern?“

Seine Augen erhielten einen unheimlichen Glanz.

„Im zweiten Hof. Sie hat sich während des Brandes mit der Alten dahingeflüchtet.“

„Ich habe meinen Diener im Vorzimmer als Wache zurückgelassen“, fügte ich hinzu.

„Peki — schön!“

Nadir und ich verliessen, da es bereits zu grauen begann, den selamlik und lenkten unsere Schritte dem Dorfe zu. Die Männer von Vranduk, die sich an dem Lösungswerke betheiligt haben, waren beinahe vollzählig in den beiden han's versammelt und besprachen bei Mocca und Ijuta das Ereigniss der vergangenen Nacht. Nadir-beg nahm hier und dort die Rechnung auf sich und liess die leeren Flaschen frisch anfüllen.

Gegen acht Uhr Morgens ritt Halil-beg nach Zenica, um von dem Brände die Anzeige zu erstatten und um behördlichen Schutz anzusuchen; ich und Nadir-beg aber machten uns, jeder in einer andern Richtung, auf den Weg in die Dörfer, um die Abschätzung der Šliviki fortzusetzen. Es war verabredet, dass wir gegen Abend in dem han von Gora zusammenkommen und von dort aus zusammen nach Hause reiten sollten.

Nach gethaner Arbeit ritt ich, von meinem kawas begleitet, im Schritt gegen die obgedachte Ortschaft. Die Entfernung zwischen mir und den ersten Häusern mochte noch ungefähr zweihundert Schritte betragen haben, als sich in der Ortschaft ein ohrenzerreissender Lärm erhob. Ich blieb stehen und horchte. Das Gebrüll nahm mit jedem Augenblicke zu und schien näher zu kommen. Gleich darauf bemerkte ich den jungen beg auf der Flucht gegen mich begriffen. Ihm folgte unter wildem Lärm eine starke Bauernrotte. Ich gab meinem Pferde die Sporen und sprengte dem Verfolgten entgegen.

„Perga, ich bin verloren!“ rief mir Nadir entgegen, „Um allah's Willen rette mich!“

„Was ist denn geschehen?“ fragte ich ihn, während ich aus dem Sattel sprang.

„Ich habe mir mit einem Mädchen einen schlechten Scherz erlaubt, aber ich schwöre Dir bei der Muttermilch, dass ich es in seiner Ehre nicht bedroht habe! Rette mich, wenn Du an Gott glaubst!“

Unterdessen war die Rotte herangekommen. Einige Vordermänner holten bereits zu Schlägen aus. Ihre Waffen bestanden aus Knitteln, Aexten, Heugabeln u. dgl.

„Was wollt ihr?“ rief ich der wilden Schaar entgegen. Den Ersten, der seine Hand in feindseliger Absicht erhebt, werde ich ohne Erbarmen mit der Erde vereinen*).

Die Rotte stützte und bildete einen Halbkreis um uns.

„Dir Achtung und Ehre, aber wir müssen mit dem Andern abrechnen“, sagte ein alter Mann, während er vortrat.

„Weshalb?“

„Weil für ihn der zahlende Tag gekommen ist.“

„Was hat er verbrochen?“

„Seine Unthaten sind Legion, heute hat er seinem Werke die Krone aufgesetzt.“

„So sprich doch, was er gethan hat!“

„Er hat die Ehre eines Mädchens angetastet.“

„Das ist nicht wahr!“

„Wie kannst Du es bestreiten, da Du nicht dabei warst?“

„Warst Du dabei?“

Der Alte stützte.

„Das Mädchen hat um Hilfe gerufen“, erwiderte er dann.

„Wo ist das Mädchen?“

„Zu Hause.“

„Hast Du es gefragt, warum es um Hilfe gerufen hat?“

„Nein!“

„Also! Wie könnt ihr so unsinnig handeln und für einen nicht begangenen Fehlritt ein Verbrechen begehen wollen?“

„Ach was, er hat uns in seinem Leben schon genug Schlechtes zugefügt, jetzt muss er sterben“, rief ein verwildert aussehender Geselle, machte einen Seitensprung und liess seinen Knittel auf den Kopf meines Schützlings niedersausen. Nadir war jedoch schneller als sein Angreifer, er beugte sich zur Erde, das Holz aber traf mit aller Wucht meine linke Schulter. Ehe er zum zweiten Schlage ausholte, versetzte ich ihm in den Unterleib einen so fürchterlichen Fusstritt, dass er mit einem gellenden Aufschrei rücklings zu Boden stürzte.

Mein Vorgang versetzte die ohnehin anfgeregte Menge geradezu in Raserei.

„Liefere ihn uns aus, sonst wird es auch Dir schlecht ergehen!“ schrie die wütende Meute.

Ich behielt kaltes Blut.

„Aber Männer Gottes“, erwiderte ich, „wer hat euch das Recht eingeräumt, euch zu Richtern empor zu schwingen? Hat er ein Verbrechen begangen, so wird ihn das Gesetz zur Rechnung ziehen.“

„Für die rajah giebt es kein Gesetz! Die rajah ist rechtlos!“ schrie die Menge wild durcheinander.

„Wenn ihr an dem Manne euern Zorn auslasset, was dann? Fürchtet ihr die Strafe nicht!“

*) Bosnischer Ausdruck für niederschiessen.

„Ach was, sterben muss man sowieso! Auf diese Weise können wir ohnedies nicht weiter leben“, meinte einer aus der Gruppe.

Ich war mit meiner Redeweisheit zu Ende. Was nun? In der höchsten Gefahr nahm ich zu einer Nothlüge die Zuflucht.

„Männer des Volkes, glaubet ihr an einen Gott?“ fragte ich.

„Wir glauben.“

„Glaubet ihr an die Heiligkeit des pobratimstvo*)?“

„Wir glauben.“

„Nun, so höret: Nadir-beg ist mein pobratim.“

„Dein pobratim?“ — Tableau!

„Jawohl, mein pobratim! Ihr begreifet also, dass ich ihn vertheidigen muss, selbst wenn ich für ihn mein Leben lassen müsste. Es steht euch nun frei, uns anzugreifen oder von eurem wahnsinnigen Vorhaben abzulassen. Im ersten Falle werdet ihr eure Hände mit unschuldigem Blut beflecken und der Fluch Gottes wird auf Euch und auf Euere Kinder fallen, wenn ihr aber Vernunft annehmen wollet, so sollt ihr für diesmal straflos ausgehen.“

Ich hatte gesiegt. Die Männer senkten ihre Waffen zu Boden und sahen sich gegenseitig an.

„Wenn es sich so verhält, so mag er in Gottes Namen fortziehen, unserer Rache wird er ohnehin nicht entgehen“, sagte einer aus der Rotte.

Ich raunte dem beg, der zu neuem Leben erwachte, zu, er möge mit meinem kawas fortreiten und mich im nächsten han erwarten. Er befolgte meinen Rath, schwang sich in den Sattel und jagte, von greulichen Flüchen der Bauern begleitet, davon. Unterdessen hatte sich auch der Angreifer erholt und begann auf mich loszuschimpfen, wurde aber von seinen Nachbarn besänftigt.

Wir kehrten in das Dorf zurück. Ich wollte mich überzeugen, ob Nadir-beg die Wahrheit gesprochen und verfügte mich in das Haus, wo das angeblich an seiner Ehre angegriffene Mädchen wohnte; die Bauern begleiteten mich.

„Was hat Dir Nadir-beg gethan?“ fragte ich es in freundlichem Tone.

„Er hat mich gezwickt“, erwiderte es in weinerlichem Tone.

„Wo hat er Dich gezwickt?“

„Hier!“ Mara, so hiess das Mädchen, streifte den Hemdärmel hinauf und wies auf eine intensiv rothe Stelle.

„Aber deshalb hättest Du wohl nicht das ganze Dorf in Aufruhr zu bringen gebraucht.“

„Es hat gar so wehe gethan!“

„Lege diesen Silberzwanziger drauf und der Schmerz wird vergehen, wie weggeblasen.“

Das Mädchen nahm erröthend das Geld an und lief davon.

„Sehet, ihr Männer, ihr hättet um ein Haar ein blutiges Verbrechen begangen“, sagte ich zu den Leuten, „ein Verbrechen, welches euch und euere Familien zu Grunde gerichtet hätte. Lasset euch von dem blinden Hasse nicht zu Schritten verleiten, die euch verhängnissvoll sein könnten. Alles hat sein Ende, auch euere Knechtschaft wird nicht ewig dauern.“

*) Wahlbruderschaft.

Um die Gemüther vollends zu beruhigen, liess ich in dem han einige oka Ijuta auftischen und verliess sodann, von dem kawas Nadir-beg's gefolgt das Dorf.

Ich bin jedoch weit entfernt, dem verehrten Leser glauben machen zu wollen, dass die Anklagen der Christen gegen die Mohammedaner bezüglich der Angriffe auf die Ehre der christlichen Mädchen und Frauen im Allgemeinen unberechtigt sind. In der Geschichte der geknechteten christlichen rajah ist gerade diese Seite die allerschwarzeste. Tausende von Sittlichkeitsverbrechen wurden und werden noch gegenwärtig begangen und bleiben meist ungesühnt oder werden mit kaum nennenswerthen Geldsummen übertüncht. Tausende derartiger Verbrechen dringen an das Tageslicht, aber die Mehrzahl derselben deckt theils aus Schamgefühl, theils aus anderen Gründen der undurchdringliche Schleier der Vergangenheit und der Gegenwart.

„Du hast mir das Leben gerettet, Perga“, sagte Nadir-beg unter Thränen, als ich den han des nächsten Dorfes erreichte, „verlange von mir, was Du willst, ich will es Dir geben. Ich schenke Dir meinetwegen zehn Dörfer.“

„Ich brauche nichts anderes, als Deine Freundschaft“, erwiderte ich.

„Die hast Du ohnehin, aber ich will Dir noch mehr geben.“

„Ich danke, mehr brauche ich nicht.“

„Um mir das Leben zu retten, hast Du die Wahlbruderschaft vorgeschrützt“, fuhr Nadir-beg fort. „Damit aber Niemand sagen kann, dass Du eine Unwahrheit gesagt, wollen wir, wenn es Dir recht, wirklich die Bruderschaft schliessen. Willst Du?“

„Mit Vergnügen.“

Wir zogen uns in den sobadjik zurück und verliessen denselben wenige Minuten später als pobratimi = Wahlbrüder.

„Eine Bitte habe ich an Dich“, sagte ich zu Nadir, als wir die Stube verliessen.

„Unter Wahlbrüdern kennt man die Bitte nicht. Dein Wunsch ist mein Befehl.“

„Ich möchte nicht haben, dass Dein Vater von dem Auftritte in Gora erfährt, weil er zu Repressivmassregeln greifen könnte, welche die Bauern gegen uns noch mehr aufreizen würden. Auch die kawasi müssen darüber reinen Mund halten.“

„Meinetwegen.“

Wir bestiegen unsere Reitthiere und gelangten unangefochten nach Hause.

Die Wahlbruderschaft ist der heiligste Bund, den der Orient kennt. Der Ursprung der Wahlbruderschaft fällt in die Zeitperiode des Erscheinens islamitischer Horden in Europa. Als sich die blutgierige Meute mordend, sengend und plündernd über die christlichen Länder ergoss und die sich ihr entgegenstellende Christenwehr zertrat, wurde das geknechtete Volk sich selbst überlassen und musste Jedermann auf seine eigene Gegenwehr bedacht sein. Bei dem ungleichen Kampfe aber mussten sich die Familienväter stets auf einen unglücklichen Ausgang des Ringens gefasst machen. Mit dem Tode des Hauptes aber war in der Regel auch der Zerfall seiner Familie besiegelt. Um dieselbe für alle Fälle zu versorgen, schlossen die Familienhäupter Wahlbruderschaften mit einander.

Die erste Pflicht der Wahlbrüder bestand also in der gegenseitigen persönlichen Vertheidigung bis zum letzten Blutstropfen. Fiel ein Wahlbruder in dem Kampfe, so trat an den überlebenden pobratim die zweite Pflicht heran, die Pflicht, für die Familie des Gefallenen zu sorgen. Fielen aber Beide, so vereinigten sich deren Angehörige in der Regel zu einer Familie.

Der Wahlbruder geniesst in der Familie seines pobratim das höchste Ansehen; er hat selbst vor den leiblichen Brüdern desselben den Vorrang, rangirt also unter die Blutsverwandten ersten Grades. Man hat nie gehört, dass ein Wahlbruder seinen pobratim im Falle der Noth und Gefahr im Stiche gelassen hätte oder an demselben zum Verräther geworden wäre.*)

Die Wahlbrüder begnügten sich jedoch nicht allein mit dem gegenseitigen Schutze in dem Kampfe, sie zogen auch Einer für den Andern, der Stärkere für den Schwächeren, in den Krieg und in den Zweikampf. Deshalb legt das Volkslied Luka Krčman-bascha, dem pobratim des Ladušič Mile die Worte in den Mund:

„Gen Udbina in den Krieg für Dich bin ich gezogen,
Auch den Zweikampf will für Dich ich wagen.“

Er stellt sich dem Herausforderer seines Wahlbruders entgegen und fällt in dem Zweikampfe, denn sein Gegner, Vrčič Ibrahim, ist ein ausgezeichneter Fechter und

„Heb ihm ab den Kopf knapp an der Achsel.“

Die Wahlbruderschaft bildete daher im Anfang einen Bund unter den Christen zur gegenseitigen Abwehr und Aushilfe. Sie wurde nicht geheim gehalten, sondern, und zwar nicht ohne Absicht, immer offen und ohne Furcht bekannt. Das Volkslied weiss von Wahlbruderschaften zu erzählen, die in sieben Kreisen, ja selbst in sieben Ländern bekannt und berühmt waren.

Als die muslim's auf der Balkanhalbinsel festen Fuss gefasst hatten und mit den Christen zusammen zu leben gezwungen waren, bestrebten sie sich, aus der Wahlbruderschaft Nutzen zu ziehen, indem sie sich ebenfalls auf diese Weise mit den Christen verbanden. Dadurch erreichten beide Theile ihre Vortheile, die christlichen pobratimi blieben von den Mohammedanern unbelästigt und umgekehrt. Solche Wahlbruderschaften waren selbst unter hochgestellten Persönlichkeiten nicht selten. Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses übte auf die pobratimi nicht den geringsten Einfluss aus**).

Im Laufe der Zeit fasste die Wahlbruderschaft auch in dem schwachen Geschlechte festen Fuss. Das Volkslied weiss von mehreren solchen Wahlbruderschaften zu erzählen.

*) Gegenwärtig hat die Wahlbruderschaft ihren ursprünglichen Character verloren und wird nur mehr noch im Sinne der Freundschaft genommen. Montenegro und Albanien ausgenommen, werden in neuester Zeit neue Wahlbruderschaften kaum mehr geschlossen. Wie ein Criminalfall, welcher im Monate Juni 1890 vor den Schranken des Kreisgerichtes in Sarajevo verhandelt wurde, beweist, ist die Wahlbruderschaft unter den Balkanvölkern auch nicht mehr heilig, denn auf der Anklagebank sass ein Mann, allerdings un sujet très mauvais, der seinen Wahlbruder meuchlings ermordet hatte. Das Ende von dem Liede — Galgen.

**) Stanley erzählt in seinem Werke, dass die Wahlbruderschaft auch in Mittel-Afrika bekannt ist. Er selbst hat solche mit dem Häuptlinge Ismaili in dem grossen Urwalde geschlossen. Mwanga, König von Uganda, soll Dr. Peters Wahlbruder sein. Der Ritus ist jedoch von demjenigen der Balkanbewohner etwas verschieden.

Von dem letztern Standpunkte ausgehend bildete sich mit der Zeit noch eine andere Art Wahlbruderschaft aus, die jedoch nicht den ursprünglichen Zweck anstrehte, sondern, ich möchte sagen, einen intimen Character an sich trug. Auf der Balkanhalbinsel haben die ehereifen Kinder, wie ich bereits im IX. Capitel erwähnt habe, besonders jene der Christen, kein Selbstbestimmungsrecht; in dieser Hinsicht ist der Wille der Väter einzig und allein massgebend. Der Schöpfer hat dem Menschen aber schon bei seiner Erschaffung die Liebe in dessen Herz gelegt; dieselbe bricht sich unbekümmert um die väterlichen Vereinbarungen, früher oder später den Weg zu dem Herzen des andern Geschlechtes und verlangt ihr Recht. Fanden sich nun zwei Herzen in Liebe zusammen, so schlossen sie, um die Pläne der Väter zu durchkreuzen, die Wahlbruderschaft miteinander, die so lange geheim gehalten wurde, als dem Liebesbunde keine Gefahr drohte. Wollte man die Liebenden trennen und sie mit anderen Personen ehelich verbinden, so traten die beiden vor und erklärten, durch die Wahlbruderschaft mit einander verbunden zu sein. Solche Wahlgeschwister betrachten sich in aller Form als Eheleute und dürfen, so lange beide am Leben sind, eine anderweitige eheliche Verbindung nicht eingehen.

Diese Art der Wahlbruderschaft wurde anfänglich nur unter den Anhängern eines und desselben Glaubens geschlossen, später jedoch trat die Religion in den Hintergrund, allein es galt auch als Regel, dass sich das Mädchen durch die wahlbrüderliche Verbindung mit einem Andersgläubigen schon durch den Vollzug der Bruderschaft allein seines Glaubens begiebt und fortan jenem des Geliebten angehört.

Die Wahlbruderschaft zwischen den Liebenden wird, wenn es angeht, im Frühjahr, wo die Natur zum neuen Leben erwacht, geschlossen. Die Zeremonie wird in der Anwesenheit wenigstens eines Zeugen und wenn möglich an einer Wasserquelle vollzogen, damit dem Bunde die Nymphen des nassen Elementes ihre Gunst zuwenden.

Die Zeremonie der Wahlbruderschaftschliessung ist sehr einfach. Die Candidaten machen auf dem rechten Oberarm einen kleinen Einschnitt in das Fleisch, saugen sich gegenseitig und verschlucken einige Tropfen Blutes aus der Wunde aus, küssen sich und der Bund ist geschlossen. Die Liebenden steigen etwas tiefer, indem sie das zu dem Bunde verwendete Blut dem Ringfinger der linken Hand entnehmen. —

Nadir-beg hatte bei der Muttermilch geschworen, dass er die Ehre des rajah-Mädchen nicht angetastet habe. Das Schwören bei der Muttermilch gilt im Orient sowohl bei den Mohammedanern als auch bei den Christen als der grösste und heiligste Schwur. Beide bedienen sich derselben nur in der höchsten Noth.

Gerade so hoch, aber in dem entgegengesetzten Sinne, wird auch das Verfluchen der Muttermilch in Anschlag genommen. Dem Orient-slaven kann man keine grösere Beleidigung in's Gesicht schleudern, als wenn man ihm sagt: „Haram ti materino mljeko!“ *) Daraus folgt, dass auch die Geberin der Muttermilch, die Mutter, eine grosse Achtung verdient, die ihr von den Kindern auch im vollsten Masse gezollt wird.

*) „Verflucht (türk.) sei Dir die Muttermilch!“ (slav.)



Elftes Capitel.

Aus dem Himmel in die Hölle.

Der Zigeuner ist der Gehilfe des Teufels.
Türk. Sprichwort.

Die Brandschadenanmeldung seitens Halil-beg's bei der kaimakamats-Behörde in Zenica hatte das Erscheinen einer Infanterie-Compagnie in Vranduk zur Folge. Ein Zug verblieb in der Ortschaft selbst, der Rest wurde aber in den umliegenden Dörfern einquartiert, selbstverständlich auf Kosten der Ortsbewohner. Wir konnten nun wieder freier aufathmen, allein die Massregel erzeugte unter den Bauern böses Blut. Ein Glück, dass der Grundherr von Vranduk nicht den Ueberfall seines Sohnes in Gora erfuhr, sonst hätte er sicherlich noch einige Compagnien nachkommen lassen.

Ich bot mein Möglichstes auf, um den beg zur Aufhebung des Belagerungszustandes zu veranlassen, aber es vergingen volle fünfzehn Tage, bevor meine Bemühungen von Erfolg gekrönt wurden. Einige Tage nach dem Abzuge der bewaffneten Macht aus Vranduk und dessen Umgebung hatte ich mit Glavanja eine längere Unterredung, in welcher ich ihm die Unmöglichkeit, noch länger im Dienste Halil-beg's zu bleiben, nachwies und meinen unumstösslich festen Entschluss, Vranduk zu verlassen, bekannt gab.

„Aber, lieber Bruder, wohin willst Du Dich von hier wenden?“ fragte er mich, als ich mit meiner Schilderung zu Ende war.

„Ich weiss selbst noch nicht“, erwiderte ich; „am liebsten möchte ich in meine Heimath zurückkehren. Ich habe, wie Du weisst, ein paar hundert Ducaten erspartes Geld; damit kann ich ganz gut ein kleines Geschäft anfangen oder werde ich meine Studien fortsetzen.“

„Denke nicht an die Fortsetzung der Studien, Du weisst ohnehin genug. Ein Geschäft anzufangen ist zwar nicht schwer, besonders wenn man über die dazu nothwendigen Geldmittel verfügt, aber dasselbe fortzuführen ist keineswegs so leicht, als Du Dir vorstellst. „Die Uebung macht den Meister“, eine solche aber geht Dir vollends ab. Bis Du Dich aber in dem Geschäfte gehörig auskennen würdest, könnte möglicherweise das eingelegte Geld in nichts zerinnen und dann würdest Du zwar um eine Erfahrung reicher, dafür aber um eine Hoffnung ärmer dastehen.“

„Aber was soll ich machen?“

„Ich wüsste einen Ausweg.“

„Lass hören!“

„Du bleibst bis zum Jahresschluss in Deiner gegenwärtigen Stellung. Mit den Bauern hast Du ohnehin nur noch ein paar Wochen zu thun, bis der Kukurutz eingebracht sein wird, dann aber bist Du frei und kannst nach Belieben über Deine Zeit verfügen. Ich werde Dich in mein Geschäft einführen, dann machen wir Hochzeit und ihr siedelt nach Oesterreich hinüber. Ich werde hier die Schweine einkaufen, Du aber wirst sie dort verkaufen und ich bin überzeugt, dass wir dabei Beide gut auskommen werden. Dadurch entfallen auch alle Contumazplackereien, die mir bei jeder Reise vierzehn Tage rauben und mich während dieser Zeit zur Unthätigkeit verurtheilen. Ist Dir recht so?“

„Willst Du mir wirklich ein Vater sein?“ fragte ich meinen Wohlthäter mit zitternder Stimme, während ich seine Rechte ergriff.

„Ich habe es Dir gesagt und dabei bleibt es.“

Ich küsste seine Hand, er aber meine Stirn.

Ob er mit Danica über unsere bevorstehende Verbindung jemals gesprochen hat, weiss ich nicht, glaube jedoch das Gegentheil behaupten zu dürfen, da so etwas dortzulande — nicht üblich war.

Wieder war eine Woche vergangen. Es war an einem Freitag, also Festtag. Nadir-beg erschien wider alles Erwarten zeitlich Morgens in meinem Schlafzimmer und forderte mich auf, mit ihm nach Zenica zu reiten, um in der Gesellschaft seiner Freunde ein paar angenehme Stunden zu verbringen.

„Auf dem Lande hat man ohnehin nichts, als den Zank mit den Bauern, es ist also recht und billig, dass wir, wenigstens zuweilen, eine kleine Erholung geniessen“, schloss mein Wahlbruder seine Einladung.

Wir ritten hinaus, allein die paar Stunden nahmen den ganzen Tag in Anspruch. Nach Vranduk zurückgekehrt, sprang ich aus dem Sattel, warf meinem kawas die Zügel hin und ging zu Glavanja. Mitternacht war nicht mehr fern, als ich den Heimweg antrat. Der Mond stand hoch über dem östlichen Horizonte, war jedoch derart in eine Wolke gehüllt, dass sein Licht die Erde nur unmerklich erhellt. Ich befand mich in rosiger Laune und summte eine bekannte Heimathweise vor mich hin. Die kula meines Brodherrn feierte die Nachtruhe, wenigstens anscheinend. Als ich an derselben vorbeischritt, glaubte ich in dem im ersten Stockwerke gelegenen harem Zoraïdas ein Geräusch zu vernehmen. Ich blieb stehen und sah zum Fenster empor. In demselben Augenblicke kam der Mond hinter der Wolke hervor. Ich erblickte eine weisse Gestalt hinter dem Fenstergitter. Ein langgedehnter Seufzer liess mich keinen Augenblick darüber im Zweifel, dass Zoraïda am Fenster stand. Ich wollte eiligest die Flucht ergreifen, allein eine unsichtbare Macht hielt mich zurück. Ich blieb noch stehen und sah unverwandt zum Fenster hinauf. Meine Ausdauer sollte glänzend belohnt werden, denn in dem nächsten Augenblicke drang, kaum hörbar, eine mir wohlbekannte melancholische bosnische Weise zu meinen Ohren.

„Gieb zurück das Ringlein,
Sag' Dich los von ihr;
Dafür mein Herz, mein Alles
Will ich ich geben Dir“

sang die mohammedanische Cirpe.

Ich weiss nicht, wie es kam, aber kaum war am Fenster der letzte Laut verklungen, als der Troubadour in mir erwachte und sich durch meinen Mund also vernehmen liess:

„Schlummre sanft in heil'ger Stille,
Schliesse Deine Aeuglein zu
Und ein süsser Traum erfülle
Noch Dein Herz in guter Ruh'!
Gute Nacht! Gute Nacht!“

Als Lohn war mir ein sehr langgedehntes Pst! zu Theil; wahrscheinlich hatte ich einen zu geräuschvollen Accord angeschlagen.

Als ich mich zum Gehen wandte, fiel ein Gegenstand vor meine Füsse. Ich beugte mich zur Erde nieder und hob denselben auf. Es war ein Blumensträusschen.

Ich eilte in meine Wohnung, entkleidete mich im Finstern und legte mich nieder. Meine Müdigkeit war so gross, dass sie selbst die kurz vorher erlebte Scene in den Hintergrund drängte.

Als ich am kommenden Morgen erwachte, fiel mir das nächtliche Abenteuer ein. Anfangs glaubte ich geträumt zu haben, allein das halbwelke Blumensträusschen, das corpus delicti, lag auf meinem Tische, also war eine Täuschung ausgeschlossen. Ich machte mir im Geiste die bittersten Vorwürfe, allein die unüberlegte Handlung konnte ich nicht mehr ungeschehen machen.

Das Sträusschen bestand aus drei Damascusrosen, deren Stengel mittelst eines grünen Seidenfadens zu einem Ganzen vereinigt waren. Von den Blüthenblättern einer jeden Rose war ungefähr ein Drittel abgezupft, gleichsam als ob sich die Mäuse daran gütlich gethan hätten. Dies war jedoch kein Zufall, sondern hatte ebenfalls seine Bedeutung. Auch dieses Danaergeschenk war ein Liebesbrief im vollsten Sinne des Wortes und lautete: „Mich verzehrt (abgerissene Rosenblätter) die Liebegluth (Damascusrosen), Dich umfasst mein ganzes Hoffen (grüner Faden).“

„Oder was!“ sagte ich zu mir selbst, warf das verhängnissvolle Geschenk unter den minderluk und ritt hinaus, um erst am folgenden Tage wieder heimzukommen. Ich schämte mich, zu Glavanja zu gehen, obwohl ich überzeugt war, dass um mein nächtliches Abenteuer Niemand wusste. Zu Hause mied ich die kula wie das Höllenfeuer, um ja nicht Zoraïda zu begegnen. Auch die von dem Herrenhause nach Vranduk führende Strasse betrat ich seit jenem Tage nicht wieder, sondern wählte stets den hinter der kula in das Dorf führenden Fussweg.

Zwei Wochen nach jenem unerwarteten nächtlichen Stelldichein feierten die Christen das Fest der Geburt der Gottesmutter. Die Hauscommunion meines kawas feierte ihr Taufheiligenfest. Auf sein Ansuchen erlaubte ich ihm, an demselben theilzunehmen und schickte ihn schon am Vorabend des Festes nach Hause. Da ich nun allein war, so beeilte ich mich, frühzeitig meine Wohnung zu erreichen und die Eingangstür von Innen zu verriegeln.

Was war wieder das? Auf meinem Tische stand eine feingearbeitete niedere Silberglocke, aus welcher ein Sträusschen emporragte. Diesmal liess mich die Kunst, die Bedeutung der Kinder der Flora zu entziffern, im Stich. Kein Wunder auch, denn die Blumensprache des Orientes ist sehr complicirt. Nicht nur jede Blume hat ihre besondere Bedeutung, sondern auch

die Stellung der einzelnen Blüthen, Knospen und Blätter zu einander bringt eine verschiedenartige Bezeichnung hervor. Die Blumensprache ist der chinesischen Schreibweise, in welcher jedes Zeichen seine feststehende Bezeichnung hat, nicht unähnlich. Der einheimischen Jugend, die in der Entzifferung derselben aufwächst, verursacht die Aneignung der richtigen Interpretation keine Schwierigkeiten, ein Ausländer jedoch bringt es darin nur in den seltensten Fällen zu einer gewissen Fertigkeit. Das Bouquet war übrigens sehr einfach: in der Mitte wieder eine Damascusrose, welche rings herum von Nachtviolen umgeben war. Die Garnirung bildeten Epheublätter, zwischen welchen eine gelbe Strohblume steckte. Auf der entgegengesetzten Seite des Durchmessers, dessen äussersten Punkt die Strohblume bildete, fehlte ein Epheublatt.

Ich zerbrach mir mit der Entzifferung der mir unwillkommenen Liebesbotschaft gar nicht weiter den Kopf, sondern legte mich zur Ruhe und versuchte einzuschlafen. Vergebliche Mühe! „Wie wird das enden?“ fragte mich eine innere Stimme. „Wie wird das enden?“ fragte ich mich selbst. Ruhte auf mir der Fluch oder verfolgte mich die Tücke des Schicksals? Mit rechten Dingen ging es nimmer zu. Das Mädchen verfolgte mich trotz aller meiner demselben entgegengesetzten Gleichgültigkeit mit seiner Liebe, die ich nicht erwidern konnte, nicht erwidern durfte.

Die aufgehende Sonne des folgenden Morgens fand mich schon beinahe auf dem halben Wege zwischen Vranduk und Zenica. Ich konnte nicht schlafen, deshalb ritt ich mit dem Beginn des Tagesgrauens hinaus. Auf Umwegen heimgekehrt, liess ich das Pferd einstellen und wollte wieder fortgehen. Ein Geräusch in meiner Wohnung veranlasste mich, nach dem Grunde desselben zu forschen. Es war die alte Dienerin, die darin aufräumte.

„Kata, hast Du mir dieses Geschenk gebracht?“ fragte ich sie.

„Nein!“

„Wirklich nicht?“

„So wahr ich vor Dir stehe, nein!“

„Du kennst Dich in der Blumensprache besser aus als ich, erkläre mir also die Bedeutung dieses Sträusschens.“

Die Alte näherte sich verschämt dem Tische, betrachtete das Geschenk eine Weile und sagte: „Die Damascusrose bedeutet, wie Du weisst, brennende Liebe, die Nachtviolen entfallen ihre Blüthen bei dem Einbruche der Nacht, also bedeuten sie eine Zusammenkunft zur Nachtzeit —“

„Sonst nichts?“ murmelte ich zwischen den Lippen vor mich hin, doch so laut, dass mich die Auslegerin verstehen konnte.

„Die grüne Epheublättergarnirung bedeutet die Gartenmauer, die von Innen mit diesem Schlinggewächs bewachsen ist, die offengelassene Stelle, nämlich wo ein Blatt fehlt, zeigt den Eingang in den Garten an, die auf dem entgegengesetzten Ende eingeflochtene Strohblume aber die Stelle der Zusammenkunft.“

„Schade, dass Deine Gebieterin nicht schreiben kann“, sagte ich, als Kata mit der Erklärung der Liebesbotschaft zu Ende war.

„Warum?“ fragte diese.

„Weil sie als Musterbriefstellerin auftreten könnte.“

„Wer kann in Bosnien schreiben? Und schon gar unter der Jugend! Hierzulande wird die Schrift durch Blumen ersetzt.“

„Und im Winter?“

„Es gibt auch im Winter Blumen.“

„Bei Euch wohl, aber ich meine im Allgemeinen.“

„Oh wer Blumen braucht, der weiss sich solche auch zu verschaffen, was um so leichter ist, da es verschiedene Gewächse gibt, die einen und denselben Begriff in sich fassen. — Was sagst Du zu dieser Botschaft, Herr?“ fragte mich Kata schliesslich, während sie auf das Sträusschen hinwies.

„Sage Du Deiner Herrin, dass ich sehr bedauere, ihrer Einladung nicht folgen zu können.“

„Niiicht?“

„Findest Du meine Aeusserung nicht in Ordnung?“

„Das schon, ich habe nur gemeint . . .“

„Was hast Du gemeint?“

„Nichts, nichts.“

„Ich frage Dich, welchen Zweck hätte eine solche Zusammenkunft?“

Wäre das nicht ein Wahnsinn?“

„Wie Du glaubst.“

„Du siehst doch, wie ich glaube! Bedenke nur, in welche Lage wir Beide gerathen würden, wenn unsere Zusammenkunft entdeckt würde. Ich müsste meine Vermessenheit hart büssen, auch sie hätte keine ruhige Stunde in dem Hause ihres Vaters mehr. Und schliesslich, welcher angesessene Mohammedaner würde sich so weit vergessen, um sie anzuhalten, wenn es bekannt wäre, dass sie mit einem Christen nächtliche Zusammenkünfte gehabt hat?“

„Du hast recht, Herr; ich werde ihr Deine Aeusserung getreulich übermitteln.“

„Thue das, liebe Kata, denn dies liegt im beiderseitigen Interesse. Richte ihr meine Hochachtung aus, aber ihrem Ansinnen kann ich nicht willfahren.“

„Da dobro — schon gut“, sagte die Alte und verliess meine Wohnung. Ich folgte ihr auf dem Fusse, aber nur bis zum Hofausgange, dann aber wandte ich mich seitwärts und verfolgte den in das Dorf führenden Fusspfad.

„Glaubst Du an Träume?“ fragte mich Danica, als wir nach der Unterrichtsstunde allein waren.

„Nein, doch warum fragst Du?“

„Ich hatte heute Nacht einen sehr unangenehmen Traum.“

„Lass hören.“

„Wir sassen zusammen wie jetzt, da kam eine weisse Frau, legte ihre Hand auf Deine Schulter und ihr schwebtet fort.“

„Wenn es eine vila war, so ist dies immerhin ein gutes Zeichen“, erwiderte ich lächelnd. „Ich habe gehört, dass man immer an das Gegentheil von dem zu glauben hat, wovon man träumt. Wenn Du also geträumt hast, dass mich die weisse Frau fortgezogen hat, so ist das ein Zeichen, dass ich hier bleiben werde.“

„Es war aber keine vila, sondern eine hässliche Alte.“

„Um so besser, Du wirst wenigstens nicht eifersüchtig sein.“

Das Mädchen erröthete, ich aber gab dem Gespräch eine andere Richtung. —

Als ich nach Hause kam, schlug mir Nadir-beg eine Reitparthie vor, die ich jedoch theils wegen des Morgenausfluges, theils wegen der unvermeidlichen Besuche, die er den auf der Strecke liegenden Strassen-han's abzustatten pflegte, ausschlug.

Gegen Mittag brachte mir Kata, wie gewöhnlich, mein Essen, stellte dasselbe auf den Tisch und blieb zögernd an der Thür stehen. Ich machte, als ob sie gar nicht mehr anwesend wäre, setzte mich zum Tisch und begann zu essen.

„Ich habe — habe der Zoraïda Deine Botschaft ausgerichtet, Herr“, sagte die Dienerin nach einer Weile.

„Schön, ich danke Dir, Kata“, erwiederte ich und ass weiter.

„Aber . . .“

„Was aber?“ fragte ich die Dienerin.

„Sie will davon nichts wissen. Als ich ihr erzählte, was Du zu mir gesagt hast, fing sie ernstlich zu weinen an. Sie weinte, dass sich ein Stein erbarmt hätte. Nach einer Weile aber fing sie fürchterlich zu toben an und drohte Alles zu zerstören, was ihr unter die Hände kam. Ich und Staka wollten sie beruhigen, kamen dabei aber sehr schlecht weg. Staka erhielt mit dem Pantoffel einen Schlag ins Gesicht, mich aber biss sie in den Daumen — schau her —, dass ich fünf Sonnen zu sehen glaubte. Als sie sich beruhigte, bat und beschwore sie mich solange, bis ich ihr versprach, Dich noch einmal zu bitten.“

„Aber, meine liebe Kata, sage Du mir aufrichtig, ob ich recht habe oder nicht? Bedenke nur, wenn der alte beg davon erfahren würde! Was würde mit mir, mit Dir und mit Zoraïda selbst geschehen! Zudem ist Nadir-beg mein pobraim, also würde ich mich dadurch auch gegen ihn versündigen. Habe ich recht oder nicht?“

„Freilich hast Du recht, allein sie von ihrem Vorhaben abzubringen, heisst gerade soviel, als Bohnen an die Wand werfen.“

„Aber was will sie eigentlich von mir?“

„Ich weiss es selbst nicht, sie sagt nur, dass sie mit Dir sprechen will.“

Ich dachte nach. Worüber wollte sie mit mir sprechen? Offenbar über die Liebe, dies bewiesen deutlich ihre Blumenspenden. Vielleicht hatte sie mir aber noch etwas anderes Wichtiges zu sagen, was sie ihrer mütterlichen Vertrauten nicht mittheilen wollte. Mein Entschluss war gefasst.

„Meinetwegen“, sagte ich, „ich will ihrem Wunsche entgegenkommen, aber ich sage im Voraus, dass ich keine Verantwortung tragen will.“

„Ich danke Dir, efendi, will ich sagen, Herr“, erwiederte die Alte mit zitternder Stimme. „Es thut mir auch so wehe um das arme Kind, welches auf meinen Knien und in meinen Armen aufgewachsen ist. Die gute kaduna Fatima hat es noch im Sterben meinem Schutze anvertraut, hi—hi—hi! Zoraïda hat keinen Menschen, zu dem sie in ernsten, wie in frohen Tagen emporblicken und an wen sie sich anlehnen könnte. Der alte beg ist immer kränklich und missmuthig, Nadir hat andere Mücken im Kopfe, die anderen Brüder sind aber auch keine Gesellschaft für sie. Die einzigen Menschen, mit denen sie verkehrt, sind die Mädchen von

Glavanja, aber in letzterer Zeit geht sie auch dorthin nicht mehr. Was dazwischen gekommen ist, weiss ich nicht.“

„Aber wie kann ich mit ihr zusammenkommen? Ich kann doch nicht in den Garten steigen!“

„Das sollst Du auch nicht, sondern Du kommst, sobald ich Dich benachrichtige, zu der hinteren Gartenmauer. Wir werden Dir eine kurze Leiter, wie sich solcher der Gärtner beim Stutzen der Bäume bedient, über die Mauer reichen. Sie sind zwar kurz, aber doch lang genug, um auf dem obersten Spriessel stehend in den Garten sehen zu können.“

„Wenn uns aber Jemand überrascht?“

„Das glaube ich nicht, denn ein Weg führt in der Nähe der Hintermauer nicht vorbei, sonst aber hat dort und zumal zur Nachtzeit, Niemand etwas zu thun. Von der kula aus droht uns auch keine Gefahr, denn der alte Herr ist heute gar nicht aufgestanden, Nadir ist, wie Du weisst, fortgeritten und wird sicherlich spät nach Hause kommen, die jüngern beg's aber gehen immer sehr zeitlich schlafen.“

„Es bleibt also dabei, aber ich wiederhole, dass ich keine Verantwortung tragen will.“

Kata dankte mir und entfernte sich mit einem stillen Seufzer.

Merkwürdige Logik des jugendlichen Leichtsinns! Der Dieb geht mit dem vollen Bewusstsein, Schlechtes zu thun, auf Beute aus, möchte aber im Ergreifungsfalle an der Strafe keinen Anteil haben, weil das Verbrechen in Gesellschaft begangen wurde und der Plan nicht von ihm ausging.

Es schien, als ob das von Moses in der Wüste mit der Wundermacht seines Wortes inscenirte Schauspiel an demselben Tage eine Wiederholung erfahren sollte. Die Sonne wollte sich nicht zu dem Untergange neigen. Um die Zeit todzuschlagen, machte ich einen Spazierritt und hetzte dabei das Pferd halbtodt. Ich besuchte den obern han, den untern, Glavanja, Pavlovič, die Familie des popen und ich weiss noch nicht wen, aber es wollte noch immer nicht Abend werden. Endlich verschwand die Sonne hinter den Bergen.

„Nach langer Zeit war heute Zoraïda wieder einmal bei uns,“ sagte Danica, als wir in der Abenddämmerung vor dem Hause sassen. „Sie war so ausgelassen fröhlich, wie ich sie in meinem ganzen Leben nicht gesehen habe. Besonders mit mir lachte sie soviel, dass mir die Geschichte schliesslich unheimlich wurde.“

„Lass gut sein, morgen wird sie weder lachen noch zu euch kommen,“ wollte ich erwidern, allein die Worte blieben mir in der Kehle stecken. Ich machte eine nichtssagende Bemerkung und verabschiedete mich.

Ich hatte schon im Laufe des Nachmittags meinen Plan entworfen. Zoraïda sollte vor allem erfahren, dass mein Schatz für dieses Leben in dem Hause Glavanjas aufbewahrt war. Ferner wollte ich ihr, abgesehen davon, darthun, dass ein Liebesverhältniss mit ihr einerseits ein Unding wäre, andererseits aber auch für beide verhängnissvoll werden könnte.

Die Mondsichel des ersten Viertels stand bereits tief im Westen und beleuchtete mit ihrem entliehenen magischen Lichte die Wohnstätten der Menschenkinder fast unmerklich. Zum erstenmale seit zwei Wochen nahm

ich wieder den Weg an der kula vorbei. Zoraïda stand, wie ich erwartete, am Fenster und machte sich durch ein leises Husten bemerkbar. In der kula herrschte sonst feierliche Stille. Ich schritt sachte an derselben vorbei und suchte meine Wohnung auf. In derselben angelangt, verwahrte ich, ohne zu wissen warum, mein gesammtes, ohnehin nur aus einigen wenigen Ducaten und Silbermünzen bestehendes Baargeld in dem Gürtelbeutel, steckte für alle Fälle eine Pistole hinter die Schärpe und trat ins Freie. In demselben Augenblicke kam, von der kula her, eine weibliche Gestalt auf mich zu und hustete. Es war Kata. Ich antwortete auf gleiche Weise, worauf die Alte umkehrte und geräuschlos in dem ersten Hofe verschwand.

Ich blieb noch eine Weile stehen und horchte, ob die Luft rein sei. Feierliche Stille rings umher; nur in dem nahen Gebüsch schien sich etwas zu bewegen. Ich trat näher und horchte abermals. Nichts rührte sich. Es war wahrscheinlich eine Katze, die der Mäusejagd oblag, oder ein Reinecke, den der Geruch des Hühnerbratens angelockt hatte. Ich wandte mich nach rechts, erreichte die linksseitige Gartenmauer und eilte längs derselben weiter. An der Mauerecke hielt ich im Gehen abermals ein. Vollständige Ruhe. Nun bog ich längs der Hintermauer nach rechts ab und blieb ungefähr in der halben Länge derselben stehen. „Hier bin ich, Gott zum Gruss, Perga!“ Hörte ich eine Stimme über meinem Kopfe. Ich blickte empor und sah Zoraïda mit dem Kopfe und mit der halben Brust über die Mauer vorgebeugt. Ob und was ich erwiderte, weiss ich nicht, ich war derart verwirrt, dass mir beinahe die Sinne schwanden.

„Hier hast Du die Steigleiter, sie ist zwar etwas schwach, wird Dich aber dennoch halten,“ sagte sie, während sie den Kletterapparat hinunterliess. Ich stieg empor und stand in dem nächsten Augenblicke dem Mädchen Brust an Brust, Kopf an Kopf gegenüber. Im Garten, knapp an der Leiter stand Kata als Schutzgeist. Wir standen eine Weile sprachlos einander gegenüber.

„Du Schlimmer,“ begann Zoraïda, „warum fliest Du mich?“

„Ich fliehe Dich nicht, wenn ich es aber thun würde, so kannst Du überzeugt sein, dass ich dafür gewichtige Gründe hätte.“

„Warum?“

„Vor allem steht der unüberbrückbare Rangunterschied zwischen uns. Du bist die Tochter des reichen und stolzen beg von Vranduk, ich dagegen nur sein Diener.“

„Wahre Liebe kennt keinen Rangunterschied und lässt sich durch alle Reichthümer dieser Welt nicht in die Grenzen der menschlichen Willkür zwingen. Dieser Grund ist also hinfällig; hast Du vielleicht noch einen andern?“

„Der Religionsunterschied ist immerhin auch eine Kluft, die zwischen uns gähnt.“

„Die Religion hat mit der Liebe nichts zu thun. Hast Du noch nie gehört, dass viele Mohammedaner Christenmädchen heirathen und mit denselben glücklich sind?“

„Allerdings, aber in diesem Falle verlassen die Christinnen die Religion ihrer Väter.“

„Zuweilen wohl, aber nicht immer. Uebrigens welcher Unterschied besteht zwischen Deiner und meiner Religion? Glauben wir nicht beide an einen und denselben Gott? Hörst Du nicht den muezzin*) tagtäglich von dem minaret der Welt verkünden: „la ilahé il-allah — es gibt nur einen Gott?“ —

In Vranduk wohnten ausser der Familie des Halil-beg zwar keine Mohammedaner, aber in dem Orte stand dessen ungeachtet eine kleine Moschee, in welcher die durchreisenden Verehrer des Propheten ihre Andacht verrichteten.

„Hast Du noch einen anderen Grund?“ fragte mich Zoraïda mit unsicherer Stimme, während sie mit ihrer rechten Hand nach dem Hinterkopfe langte, wahrscheinlich um den feredjé zu befestigen. Bei dieser Gelegenheit ging der jasmak auf und rutschte an dem Körper des Mädchens zur Erde herab.

„Behalte ihn unten!“ sagte Zoraïda zu ihrer Dienerin. Ich stand sprachlos da und staunte die junomische Büste des Mädchens an, die das rothseidene Leibchen jetzt zu sprengen drohte.

„Also welchen Grund hast Du noch?“ wiederholte die Tochter Halil-begs die Frage.

„Ich werde Dir die Wahrheit sagen, aber Du darfst mir deshalb nicht zürnen: ich bin bereits versprochen.“

„Das weiss ich, dem zu schliessenden Bunde fehlt aber der Kitt — die Liebe, deshalb würdest Du in der Ehe nicht glücklich sein.“

„Woher weisst Du es?“

„Das ist meine Sache. Danica passt nicht für Dich. Du würdest ein Weib an Deiner Seite haben, welches Dich nicht verstehen würde und Deine Gefühle nicht theilen könnte.“

„Danica ist gut,“ wagte ich einzuwenden.

„Die Güte ist nur eine Eigenschaft, die ein Eheweib haben muss, die iührigen fehlen ihr.“

„Aber ich kann doch nicht mehr zurücktreten!“

„Warum nicht? Man kann selbst vor dem Altare zurücktreten.“

„Und was würden die Leute dazu sagen?“

„Die Leute! Was geht das die Leute an? Werden vielleicht die Leute das drückende Joch, dass Du Dir dadurch aufbürdest zu tragen helfen? Lass die Leute reden, was sie wollen! Ein mohammedanisches Sprichwort sagt: „Der Hund bellt, aber die Karawane zieht weiter, d. h. sie kümmert sich um sein Bellen nicht.“

„Und Glavanja?“

„Was Glavanja! Wenn Du „offen sein willst, so wirst Du gestehen, dass Du um das Mädchen nicht angehalten hast, sondern man will es Dir geben in der bestimmten Voraussetzung, dass Du nicht nein sagen wirst. Habe ich recht oder nicht?“

„Aber sage mir, woher weisst Du das alles?“

„Ich habe Dir schon einmal gesagt, dass das meine Sache ist; genug an dem, dass ich es weiss. Ich weiss noch mehr und werde Dir gelegentlich weitere Mittheilungen machen.“

*) Soviel als hodja, Moscheediener.

„Aber in diesem Falle könnte ich nicht mehr hier bleiben.“

„Warum nicht? Glavanja ist zwar reich, aber ohnmächtig, kann Dir also nicht schaden. Er ist im Grunde genommen doch nur ein rajah.“

Eine peinliche Pause trat ein. Nicht als ob mich die Einwendung der jungen Mohammedanerin in meinem Entschlusse wankend gemacht hätte, gewiss nicht, sondern ich dachte darüber nach, welche Argumente ich noch in das Gefechtstreffen schicken könnte, um das Mädchen zur Verzunft zu bringen.

Während ich darüber nachdachte, erhob Zoraïda ihre Hand abermals gegen den Scheitel. Dabei fiel der breite Hemdärmel bis zur Achsel zurück und liess eine alabasterweisse, wundervoll geformte Hand sehen. Gleich darauf trug ein leiser Windhauch den Gaze-Schleier weg und das Mädchen stand mit gesenkten Augen in einer von mir bis dahin noch nie gesehenen strahlenden Schönheit vor mir. Meine Rechte erfasste krampfhaft die Mauerkannte, denn mir schwanden die Sinne. Der Mond stand kaum mehr mannshoch über dem Horizonte und winkte uns den Scheidegruss zu. Zoraïda war, soviel ich unterscheiden konnte, auffallend weiss im Gesicht, welches von einem Walde von dunkelschwarzen Haaren umrahmt wurde. Ueber den unheimlich grossen Augen erhoben sich bergrückenartig die Augenbrauen, die selbst in den Berührungsflächen in der Stärke der übrigen Segmente beinahe nichts nachliessen. Den kleinen Kopf trug ein proportionirt langer Hals. Der kleine Mund mit schwelenden Lippen erinnerte lebhaft an anatolische Abstammung.

„Bist Du in Vranduk geboren?“ fragte ich Zoraïda, um das Gespräch wieder in Gang zu bringen.

„Jawohl, doch warum fragst Du?“

„Weil ich noch nie ein so schönes Mädchen gesehen habe.“

„Meine Mutter war eine Čirkassierin. Sind die Mädchen Deiner Heimath nicht auch schön?“

„Das schon, aber ich habe noch kein so schönes gesehen.“

Während ich diese Worte sprach, war die Mondsichel zur Ruhe gegangen. Zoraïda's Rechte beschrieb einen Halbkreis in der Luft und zog sich um meinen Hals zusammen.

„Čiiùk!“ rief eine Stimme hinter einer rechts gelegenen Strohtriste.

„Was ist das?“ fragten wir beide, wie aus einem Munde.

„Ein Kauz, weiter nichts“, erwiderte die Alte, die während der ganzen Zeit unserer Unterredung neben der Leiter im Garten stand. „Er verfolgt die Mäuse, die sich im Stroh niedergelassen haben.“

„Čiiùk!“ meldete sich etwas von der linken Gartenmauercke.

„Zoraïda“, sagte ich mit vor Erregung zitternder Stimme, „das ist kein Kauz! Fliehe, dass man uns nicht zusammenbemerkt! Lebe wohl!“

„Ich versichere Dich, dass es Käuze sind“, erwiderte Zoraïda, während sie ihre Hand noch fester um meinen Hals schlang. „Was sollte ein Mensch zu dieser Stunde hier zu suchen haben?“

„Ich weiss selbst nicht, aber mir sagt eine innere Stimme, dass uns Gefahr droht.“

Ich wandte mich nach rechts und glaubte mehrere dunkle Gestalten an der Mauer heranschleichen zu sehen. Auch Zoraïda beugte sich über die Mauer und sah nach links.

„Du hast recht!“ sagte sie hastig, „es sind Menschen, die auf Dich abgesehen haben. Springe schnell in den Garten, sonst bist Du verloren!“

„Unmöglich!“ erwiderte ich, machte mich von ihrer Umarmung los und sprang auf die Erde. Anfangs wollte ich schiessen, allein dadurch hätte ich das ganze Dorf alarmirt. In den Garten zu springen wäre jedenfalls ein Wahnsinn gewesen, denn dadurch gelangte ich aus dem Regen in die Traufe. Kurz entschlossen nahm ich mit Riesenschritten die Welt unter meine Füsse und lief in gerader Richtung weiter. Es fiel mir auf, dass meine Nachsteller, die mich auf der Flucht jedenfalls verfolgten, keinen Laut von sich gaben. Nach einer Weile blickte ich mich um und gewahrte die wilde Meute kaum zehn Schritte hinter mir. Sie verfolgten mich, gewissen Hofhunden gleich, die sich dem ahnungslosen Menschen ohne Gebell nähern und beissen, voraussichtlich in der Hoffnung, dass ich durch die Stille irregeföhrt, stehen bleiben oder wenigstens meine Schritte verlangsam werde.

Die wilde nächtliche Jagd mochte ungefähr zehn Minuten gedauert haben, als sich mir ein Hinderniss in den Weg stellte, welches mir für einen Augenblick das Blut in den Adern erstarren machte. Ein ziemlich breiter Bach mit träge fliessendem Wasser schnitt mir den Weg ab. Ich blieb nur einen Augenblick unentschlossen stehen, dann aber sprang ich in das Wasser und watete auf das jenseitige Ufer hinüber. Stellenweise kam mir das Wasser bis zu den Hüften. Ich kletterte gerade das linke Ufer hinauf, als meine Verfolger den Bach erreichten. Hier erst lösten sich ihre Zungen. Greuliche Flüche und Verwünschungen schwirrten durch die Luft, ich achtete jedoch nicht darauf, sondern eilte weiter. Das Geschrei blieb immer weiter hinter mir zurück. Sie scheuteten jedenfalls das Wasser, deshalb blieben sie zurück und gaben die weitere Verfolgung auf. So calculirte ich und setzte den Weg, unbewusst wohin, im Schritt fort. Meine mit Wasser gesättigten Tuchkleider hingen mit bleierner Schwere an mir.

„Aufhalten! Aufhalten!“ hörte ich auf einmal hinter mir rufen.

Also noch nicht genug! Meine Verfolger hatten wahrscheinlich auf meine durch die nassen Kleider herbeigeführte Unbeholfenheit gerechnet, waren über den Bach entkleidet gegangen, hatten auf dem diesseitigen Ufer wieder ihre Kleider angelegt und nahmen die Verfolgung wieder auf. Ich hatte einen Vorsprung von wenigstens zweihundert Schritten. Unweit vor mir sah ich mehrere Feuer leuchten. Es war eine Zigeunertruppe, die vor drei Tagen Vranduk passirte und auf jenem herrenlosen Grunde ihre Zelte aufgeschlagen hatte. Dort wollte ich Schutz suchen.

Um meine Verfolger zu täuschen, lief ich nicht in gerader Linie gegen die vorübergehende Nomadenniederrlassung, sondern beschrieb einen ziemlich weiten Halbkreis und gelangte auf der entgegengesetzten Seite zu dem Zelte des baschi*).

Die Zigeuner, durch das Geschrei der mich verfolgenden Meute aufmerksam gemacht, kamen aus ihren Zelten und horchten. Ich schoss in das Zelt des baschi und bat ihn um seinen Schutz.

* Häuptling (türk.), hier Aeltester einer Truppe.

Ohne ein Wort zu erwidern fasste mich der Alte um den Leib, hob mich in seinen überdachten Wagen und warf eine Decke über mich. Als dies geschehen, sagte er zu seinen Söhnen, oder was sie waren, ein paar Worte, worauf sie sich unter wildem Geheul in dem Dunkel der Nacht verloren. Ich begriff die Taktik des Alten sogleich. Auf diese Weise wollte er meine Verfolger glauben machen, dass ich an den Zelten vorbeigelaufen sei und von den Angehörigen seiner Truppe verfolgt werde. Gleich darauf stürmte auch die wilde Jagd an der Niederlassung vorbei, ohne sich bei derselben aufzuhalten.

„Siehst Du, efendi, so schickt man ungebetene Gäste in's Blaue“, sagte baschi Samu, als die Stimmen meiner Verfolger in der Ferne verhallt waren. „Nun aber sage mir was geschehen ist und weshalb man Dich in der dunklen Gottesnacht wie ein wildes Thier hetzt.“

Ich erzählte ihm meine von keiner schlechten Absicht begleitete Zusammenkunft mit der Tochter des Grundherrn von Vranduk, über die Verfolger jedoch konnte ich ihm keine Auskunft geben, da ich sie nicht kannte.

„Das ist freilich schlimm“, meinte Samu, als ich geendet.

„Warum schlimm, ich habe ja doch nichts Schlechtes gethan!“

„Du kennst den beg nicht; er würde Dir unausweichlich nach dem Leben trachten und wer weiss, sein Ziel vielleicht auch erreichen. Er hat viel Geld und das Geld ist in Bosnien mächtiger als alle Gesetze; es ist allmächtig. Es handelt sich vor Allem darum, zu erfahren, wer Dich verfolgt. Sollte Dir eine Gefahr drohen, so müsstest Du baldmöglich ungesehen von hier verschwinden.“

„Aber wie wäre das möglich?“

„Einstweilen hat es damit noch keine Noth, für die Zukunft aber lass mich sorgen. Doch ich sehe, dass Du nass bist, ich will Dir die Oberkleider abnehmen und zum Trocknen aufhängen.“

Ich stieg aus dem Wagen, liess mich willig ausziehen und kroch dann zum Feuer, um meine ebenfalls nasse Leibwäsche an mir zu trocknen. Ich dachte über meine Lage nach. Anfangs kam mir das Ganze als ein schlechter Witz vor, als ein unzeitgemässer Scherz, den sich mir unbekannte Menschen mit mir erlaubt hatten. Je tiefer ich aber in die Sache eindrang, desto gähnender that sich der Abgrund vor mir auf.

Nach etwa einer halben Stunde kehrten die Zigeuner von meiner vermeintlichen Verfolgung zurück und erzählten, dass ich von Spira, ferner von einigen entlassenen Aufsehern und von mehreren Bauern verfolgt werde. Nun ging mir ein Licht auf. Ich wollte sofort nach Hause fliehen, allein der Alte rieth mir davon entschieden ab.

„Wer weiss“, sagte er, „vielleicht haben sie um die kula Wachen aufgestellt, die Dich auf dem Heimwege hinterrücks überfallen und umbringen könnten. Bleibe bis zum Tagesgrauen hier, bis dahin werden auch die Kleider trocknen und dann kannst Du ohne Furcht den Rückweg antreten, vorausgesetzt . . .“

„Was vorausgesetzt?“ fragte ich Samu, da er in der Rede innehielt.

„Vorausgesetzt, dass der beg von der Zusammenkunft mit seiner Tochter nichts erfährt.“

„Aber die Leute haben es doch nur auf mich abgesehen.“

„Gerade deshalb ist schwer anzunehmen, dass die Sache vertuscht werden könnte. Sie hofften Dich zu fangen und unschädlich zu machen, deshalb verfolgten sie Dich ohne Lärm, um die Ortsbewohner nicht aus dem Schlafe zu wecken und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Da dies aber misslungen ist, so werden sie vor keinem Mittel zurückschrecken, um Dich zu vernichten, oder zum Mindesten aus dieser Gegend zu vertreiben.“

Samu hatte recht, es handelte sich um meine Haut, Zoraïda spielte dabei keine Rolle. Nun vermochte ich auch das Geräusch im Dickicht zu deuten, als ich den Hof verliess und den verhängnissvollen Weg zum Stell-dichein antrat. Die Strauchritter hatten jedenfalls in Erfahrung gebracht, dass mein kawas abwesend war und beschlossen, diese Gelegenheit zu be-nützen, um mich aus dem Wege zu räumen. Ihre ursprüngliche Absicht ging jedenfalls dahin, mich in meiner Wohnung zu überraschen, da ich die-selbe aber verliess, so theilte sich die dunkle Gesellschaft und wollte mich hinter dem Garten abfangen. Die Zähigkeit, mit welcher mich die Bande verfolgte, liess mich keinen Augenblick im Zweifel darüber, dass sie auf diese Karte viel zu setzen Willens seien.

Ein junger Zigeuner trat unter das Zeltdach und sagte zu dem Alten einige Worte in seiner Sprache.

„Deine Verfolger kommen zurück“, sagte Samu hierauf zu mir. „Verstecke Dich unter jene Decke hinter dem Wagen.“

Ich gehorchte und kauerte mich nach Möglichkeit zusammen, um kleiner zu erscheinen und keinen Verdacht zu erregen. Unterdessen kamen die Stimmen mehrerer Männer immer näher. Einige derselben kannte ich sehr genau, besonders jene meines Vorgängers.

„Gott helfe euch, ihr guten Leute!“ grüsste Samu die Ankommenden. „Nicht eingeholt?“

„Er ist schnellfüssig wie eine Hirschkuh“, sagte der Bauer, dem ich bei der Verfolgung Nadir-beg's einen Stoss in den Bauch versetzt hatte.

„Oder liegt er in einem dieser Zelte auf der faulen Haut und lacht uns im Stillen aus“, erwiderte Spira.

„Was denkst Du von mir, Bruder Spira?“ fragte der Zigeuner. „Bin ich Dir bisher nicht stets an die Hand gegangen, wo mir nur möglich war? Kannst Du Dich vielleicht über mich beklagen?“

„Das zwar nicht, aber bisher triebst Du mir meist die fukara*) zu, während der čata Halil-beg's über Klingendes verfügt, Dich also leicht be-stechen konnte.“

Samu erwiderte etwas in einer Sprache, die ich nicht verstand.

„Schon gut, schon gut!“ meinte hierauf Spira. „Auf Deine Worte halte ich gar nichts. Ich würde sogleich die Zelte durchstöbern lassen, allein ich will keinen Lärm verursachen und euere Weiber und Kinder im Schlafe nicht stören. Sobald aber die Morgenröthe im Osten erscheint, werde ich meinen Plan ausführen, unterdessen aber das Lager mit Wachen umstellen. Ich habe dann noch immer Zeit, mich zurückzuziehen und von der nächtlichen Arbeit auszuruhen. Aber, Samu, das sage ich Dir: wenn ich ihn hier finde, wirst Du nicht zu lachen haben.“

*) Arme Leute (türk.).

Die Antwort des Zigeuners verstand ich nicht. Die Bande entfernte sich nach verschiedenen Richtungen. Ich erhob leise den Oberkörper und blieb auf dem Boden sitzen.

„Hast Du gehört, wie der Vogel singt?“ fragte mich Samu. „Es dürstet ihn nach Deinem Gelde, aber er soll es nicht bekommen, so wahr ich Samu heisse!“

Der geehrte Leser muss die Worte des alten Zigeuners richtig deuten können, um den eigentlichen Gedanken herauszufinden. Er meinte durchaus nicht, dass mir mein Geld erhalten bleiben sollte, sondern dass dasselbe einzig und allein ihm zufallen werde.

„Er darf Dich hier nicht finden“, fuhr der Zigeuner nach einer Weile fort; „Du musst fort von hier, und zwar je früher desto besser.“

„Aber wie? Das ist leichter gesagt, als gethan.“

„Dafür lass mich sorgen. Einstweilen komm näher zum Feuer; ich will an Deinem Aeussern eine kleine Veränderung vornehmen.“

Nichts Böses ahnend setzte ich mich zum Feuer, Samu aber holte aus seinem Kram einen Topf hervor und gebot mir, die Augen zu schliessen.

„Was willst Du?“ fragte ich ihn.

„Ich muss Dein Gesicht, Hände und Füsse bräunlich anstreichen, um Dich desto leichter durchzuschnüggeln.“

Ich war mit dieser Antwort nicht zufrieden, sondern wollte weiter fragen, ob sich das Färbemittel auch abwaschen lässt, allein der Zigeuner liess mir dazu keine Zeit, sondern begann an meinem Hals und Gesicht mit dem Pinsel zu hantiren, bevor ich den Mund öffnen konnte. Ich liess gewähren, was ich nicht hindern konnte. Meine Körperkraft war derart gelähmt, dass ich kaum im Stande war, mich zu erheben. In wenigen Minuten prangten mein Gesicht und Hals, ferner die Hände bis zum Ellbogen und die Füsse bis zu den Knieen in einem ekelhaften Braungelb.

„Aber das ist doch keine Hautfarbe!“ erwiderte ich lächelnd, nachdem ich meine Extremitäten eine Weile beobachtet hatte. Ich hielt die Metamorphose als ein Uebergangsstadium, welches demnächst eine günstige Lösung finden müsse.

„Warte nur ein wenig, ich bin noch nicht fertig“, erwiderte Samu und begann mich gleich darauf mit einer Speckschwarze gehörig einzurieben. „Jetzt halte Dich aber nur ganz nahe zum Feuer“, sagte er zu mir, als er mit der Operation zu Ende war.

Ich folgte seiner Anordnung auch jetzt ohne Widerrede; hatte ich A gesagt, so musste ich auch B sagen. Nun gewahrte ich, dass die Haut mit Hilfe der Feuerwärme eine dunklere und zwar gleichmässig braune Farbe erhielt.

„Lässt sich die Farbe auch abwaschen?“ fragte ich den Alten, während er seinen Malkram einpackte.

„Gleich wohl nicht, sondern erst in einigen Tagen, das macht aber nichts, die goldene Freiheit ist mehr werth als ein schönes Gesicht.“

Die Philosophie des braunen Sohnes hatte allerdings Einiges für sich, deshalb schwieg ich.

„Die Wäsche musst Du auch ablegen“, sagte Samu nach einer Weile.

„Warum?“

„Du kannst in reiner und guter Wäsche doch unmöglich als Zigeuner auftreten.“

Er stand auf und entnahm seinem Familienwagen ein Hemd und eine Unterhose, die so schmutzig waren, dass die ursprüngliche Farbe selbst ein gewiegener Chemiker nicht herausgefunden hätte. Ich liess mich aus- und anziehen wie ein kleines Kind.

„Jetzt aber noch diesen prusluk *) und die šubara **) auf den Kopf und der Zigeuner ist fertig“, sagte der baschi, während er mir die betreffenden Bekleidungsgegenstände reichte. „Den prusluk musst Du immer zugeknöpft haben, damit man nicht die weisse Haut auf Deiner Brust bemerkst. Ha—ha—ha! jetzt mag Spira immerhin zurückkommen! Nicht einmal der iblis ***) wäre im Stande, in Dir den čata von Vranduk zu erkennen.“

Ich verzog mein Gesicht zum Lächeln, aber die hervorstürzenden Thränen vereitelten meinen Versuch. Was war binnen wenigen Stunden aus mir geworden? Gestern noch ein Mann in unabhängiger und einträglicher Stellung, ein Mann, dem das Eheglück mit all seinem verführerischen Reiz entgegenlächelte, heute ein Zigeuner, ein Paria der Menschheit, dem selbst der tiefststehende Mann aus dem Volke scheu aus dem Wege ging; ein Zigeuner, dessen Kommen und Gehen die Menschenkinder mit Schelworten und Flüchen begleiteten; ein Mensch ohne Heim, ohne Dach, ohne Freunde und ohne ein Anrecht auf das Mitleid der Nebenmenschen. Und warum? Weil ich nicht genug Willenskraft besass, um den Verlockungen eines liebekranken Weibes zu widerstehen. Hätte ich dabei eine Nebenabsicht gehabt, in Gottesnamen! In diesem Falle hätte ich einen Grund gehabt, die Folgen als eine wohlverdiente Strafe zu betrachten, allein ich willigte in der edelsten Absicht ein, um der verliebten dilber-Zoraïda reinen Wein einzuschenken und dadurch ihre Illusionen zu zerstören. Und dennoch! So geht es in der Welt. Oft bringt man sich durch einen einzigen unbedachten Schritt um seine Existenz und um sein Lebensglück.

Doch was soll das Kopfhängen und das Wehklagen vor einer vollendeten Thatsache? Daran war nichts mehr zu ändern. Wer weiss auch, wozu es gut war? Wir betrachten gewisse Ereignisse häufig als ein Unglück, aber schliesslich wendet Gott Alles zu unserm Besten. Seine Rathschlüsse sind unerforschlich. —

Unterdessen begann sich der Horizont im Westen zu röthen. Samu eröffnete mir, dass ich nun mit seinen Söhnen fort müsse, er werde uns mit seiner Truppe nachkommen.

„Wohin?“ fragte ich.

„Flussabwärts, damit wir aus dem Bereiche von Vranduk kommen. Man kann nicht wissen, wie man in der kula Dein Verschwinden aufnehmen werde. Es ist immer besser, weit weg vom Schuss zu sein.“

„Gieb mir meinen Geldgürtel!“ sagte ich.

„Wozu? Er ist bei mir gut aufgehoben.“

„Das glaube ich, aber ich brauche doch ein Geld auf den Weg.“

*) Weste (türk.).

**) Pelzmütze (slav.).

***) Teufel (türk.).

„Geld! Wo zu? Kost und Quartier hast Du unter meinem Zeltdache, wenn Du aber rakija trinken willst, so werden Dir solche meine Söhne bezahlen.“

Ich liess jedoch nicht nach, sondern verlangte ganz entschieden mein Recht und drang solange in den baschi, bis er meinem Begehrn willfahrtete. Samu stand auf und brachte mir meinen Schatz. Ich zählte das Geld, theilte dasselbe in zwei gleiche Theile, übergab die eine Hälfte davon meinem Beschützer, die andere aber verwahrte ich in dem Gürtel und band mir denselben um den Leib.

„Fünf Ducaten und einige elende Piaster!“ rief Samu wegwerfend aus, nachdem er das Geld durchgezählt hatte. „Zahlt sich aus wegen lumpiger fünf Ducaten eine Nacht durchzuwandern und dabei noch den Diener abgegeben! Wo hast Du denn das übrige Geld?“

„Mein Geld ist sehr gut aufgehoben,“ erwiederte ich, „wenn Du mich aber an die Grenze bringst und mir dadurch zu meiner Freiheit verhelfst, so werde ich es Dir ausfolgen lassen.“

„Zweifelst Du an dem Gelingen meines Unternehmens? Sage Du mir nur, wo Dein Geld aufbewahrt ist, an der Ausführung Deines Wunsches soll es sicherlich nicht fehlen. Samu ist ein Mann, der nichts verspricht, was er nicht auszuführen im Stande ist.“

„Mache Du nur vorerst Deine Sache, dann werde ich mein Dir verpfändetes Wort sicherlich auch einlösen.“

Der Zigeuner machte noch einige vergebliche Versuche, um mir mein Geheimniß zu entlocken, dann aber schickte er uns fort, da er die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen einsah.

Wir, ich und seine beiden Söhne, verliessen das Zelt und nahmen die Richtung degen die Hauptstrasse. So lange wir Gras unter unsere Füsse bekamen, ging es noch an, als wir aber die sandige Strasse erreichten, konnte ich, zur grossen Belustigung meiner Begleiter, nur mit Mühe fortkommen.

„Der Sand kitzelt Dich, nicht wahr?“ sagte Beni, der ältere Sohn baschi mit schadenfroher Miene. „Nur Geduld, mein Bruder, Du wirst Dich mit der Zeit schon daran gewöhnen.“

„Hoffentlich wird mir dazu keine Zeit übrig bleiben,“ dachte ich bei mir selbst und gab mir alle Mühe mit meinen Trabanten gleichen Schritt zu halten. Ich bin meinen Lebtag nicht blossfüßig gegangen, nicht einmal zwischen vier Wänden, nun aber musste ich auf der holprigen Strasse den Leidensweg machen.

An die ebene Weidefläsche grenzte ein Hochwald, der bis zu der Landstrasse hinabreichte. An dem Saume desselben standen, an einem Eichenstamm gelehnt, zwei Männer und hielten ihre Gewehre bei Fuss. Beni grüsste, die Männer erwidernten den Gruss und liessen uns unbehelligt weiterziehen. In den beiden Männern erkannte ich zwei kmeten des Grundherrn von Vranduk.

„Hast Du sie gesehen?“ fragte mich Beni, als wir die Wachposten im Rücken hatten. „Sie passen auf Dich auf. Arme Hascher! Sie wollen den Zigeunern ihre Wege kreuzen!“

„Aber das sind ja doch leibhaftige Banditen! Woher haben sie die Gewehre?“

„Freilich sind sie Banditen! Für Geld kann man Alles haben, auch Gewehre.“

„Und Spira ist der harambascha*) von ihnen, nicht wahr?“

„Errathen. Dieses Handwerk betrieb er auch früher, als er noch in den Diensten Halil-begs stand.

„Aber warum macht ihr keine Anzeige? Ihr könnetet dadurch zu Geld kommen und ausserdem auch dem Lande einen grossen Dienst erweisen.“

„Du hast recht, aber die Behörde könnte nicht alle Mitglieder der Bande zusammenfangen und unschädlich machen, weil sich diese selbst unter sich nicht immer gegenseitig kennen. Die in Freiheit gebliebenen würden dann an uns furchtbare Rache nehmen. Unser und unserer Familien Leben wäre keinen Augenblick mehr sicher.“ —

Hier muss ich wieder eine Bemerkung einschalten. Man liest oft von orientalischen Banditenbanden, die wie aus der Erde emportauchen, einen oder mehrere rasch aufeinander folgende Raubattentate vollführen und dann wieder spurlos verschwinden. Diese Banden sind viel gefährlicher als jene der Räuber von Profession und zwar aus dem Grunde, weil man ihnen viel schwerer auf die Spur kommt als den letzteren. Solche Verbrecherverbindungen sind im Orient zahlreich und weitverzweigt und stehen meistentheils unter der Leitung eines Mannes, der in der menschlichen Gesellschaft eine Vertrauensstellung einnimmt, oder sich sonst eines guten Rufes erfreut. Sie sind gewissermassen in Sectionen eingetheilt und arbeiten nie mit vereinten Kräften. Hat eine dieser Sectionen einen guten Fang in Aussicht, so wird der Anführer davon in Kenntniss gesetzt, der dann die Mordgesellen an einem bestimmten Orte versammelt und zur That schreitet. Nach Vollzug des Ueberfalles wird die Beute vertheilt, die Bande löst sich auf und jeder geht seine Wege, um am folgenden Morgen mit der grössten Ruhe der Welt seiner gewöhnlichen Beschäftigung nachzugehen. Eine solche Banditenbruderschaft stand unter der Botmässigkeit meines Vorgängers. Gelang ihm sein mich betreffender Plan, so erreichte die Bande dadurch einen doppelten Vortheil: sie nahm mir mein Geld weg und machte mich unschädlich. Letzterer Umstand fiel besonders schwer in die Wagschale, denn meine Wachsamkeit konnte nicht nur ihre Wege kreuzen, sondern auch ihre Spur bloslegen. —

Kurz nach Sonnenaufgang erreichten wir einen han und steuerten demselben zu. In der Schenke sass ein einziger Gast, der wahrscheinlich dort übernachtet hatte.

„Verdammtes Gesindel!“ knurrte der handjija vor sich hin, als wir eintraten.

„Meinst Du uns, gazda Proka?“ fragte ihn Beni.

„Wenn sonst?“

„Warum fluchst Du uns?“

„Weil ihr mir den ganzen Tag verdorben habt! Kommt mir so ein Landstreicherfolk auf den nüchternen Magen in die Schenke, dann mache ich sicherlich den ganzen Tag hindurch schlechte Geschäfte.“

*) Räuberhauptmann. Das Wort ist aus haram, verflucht und bascha oder baschi das Haupt zusammengesetzt, also bedeutet es: Das Haupt der Verfluchten = Räuberhauptmann.

„Der Tag fängt schön an“, dachte ich mir und duckte mich in eine Ecke nieder.

„Ist unser Geld nicht ebenso gut, als jenes anderer Leute?“ fragte Beni's Bruder.

„Ah was, reden wir darüber nicht weiter, sondern sagt, was ihr wollt, oder trollt euch von hier.“

„Bringe uns eine halbe oka ljuta und drei Kaffee.“

„Das Geld her!“ grunzte uns der handjija an.

Beni warf mir einen nicht misszuverstehenden Blick zu. Ich griff in den Geldgürtel, holte einen beschluk*) hervor und warf ihn auf den Tisch. Der Wirth langte nach dem Geldstück und kehrte uns den Rücken, um unsere Bestellung auszuführen.

„Den Rest gebe ich euch nicht zurück, Ihr werdet ohnehin noch trinken, oder nicht?“ sagte der handjija, während er die mit Branntwein gefüllte Flasche auf den Boden stellte.

„Gewiss werden wir noch trinken!“ bekräftigte Beni. „Glaubst Du, gazda Proka, dass wir auf ein paar Piaster anstehen?“

„Wenn ich das Geld auf eine so leichte Art und Weise einsacken könnte als ihr, so würde ich wahrscheinlich auch so reden“, erwiderte der Wirth und entfernte sich.

Er wollte damit sagen, dass der Gelderwerb der Zigeuner im Diebstahl und Betrug besteht.

„Der Mann legt sich kein Blatt vor den Mund“, dachte ich mir. „Gottlob, dass ich kein wirklicher Zigeuner bin und das wenige Geld, das ich besitze, auf ehrlichem Wege erworben habe.“

„Elender Trost! Was half mir, dass ich kein wirklicher Zigeuner war, wenn ich aber dessenungeachtet unter ihnen leben musste! Doch Geduld!“

Meine beiden Begleiter hatten einen Durst wie zwei ausgepresste Badeschwämme. Ihrer Meinung nach hätte ich mit ihnen gleichen Schritt halten sollen, allein ich war einerseits von den Erlebnissen der vergangenen Nacht noch so sehr angegriffen, dass mir der Genuss des alcoholhaltigen Getränktes widerstrebte, andererseits aber fürchtete ich, dass mich meine beiden Begleiter absichtlich berauschen wollten, um mir das Geld wegzunehmen.

Nach und nach kamen noch andere Gäste, stärkten sich und verliessen dann wieder den han, um anderen darin Platz zu machen. Zwei Bauern kauerten sich in der uns gegenüberliegenden Ecke nieder, tranken ihren mit Branntwein vermischten Schwarzen und plauderten gemüthlich mit einander. Ich war aufgestanden, um den von Beni entliehenen tschibuk am Herdfeuer in Brand zu setzen.

„Hast Du ihn gesehen?“ sagte der ältere Bauer zu seinem jüngern Genossen, als ich auf meinen Platz zurückkehrte. „Er ist schlank wie eine Fichte und stark wie eine Eiche, aber er mag doch nicht arbeiten. Es muss doch wahr sein, dass auf diesem Volke der Fluch Gottes lastet.“

„Freilich, freilich!“ bestätigte der zweite. „Du wirst wohl wissen, dass die Zigeuner mit dem Teufel im Bunde sind.“

*) 80 Pfennige.

Bei den letzten Worten schlug der Heugabelphilosoph drei Kreuze. Dass der Bauerndialog meiner Wenigkeit galt, hat der geehrte Leser jedenfalls schon herausgefunden.

Endlich langte auch die Truppe Samu's an und wollte die Schenke überschwemmen, allein der handjija trat in die Thür und liess Niemand eintreten; selbst wir mussten die Trinkstube verlassen, obwohl wir bis dahin eine nicht unbeträchtliche Zeche gemacht hatten.

„Wenn ihr draussen trinken wollet, ist mir recht“, erwiderte der Wirth auf die Proteste der Zigeuner, „obwohl mir euere Weiterreise angenehmer wäre.“

„So behandelt man Ehrenmänner!“ ereiferte sich Samu. „Wenn aber ein hergelaufener Lump von einem rajah für eine kasida mehka*) verlangt, so rennst Du wie ein Besessener herum, um ihn zu befriedigen.“

Der Wirth kümmerte sich um die Auseinandersetzungen des baschi nicht im Geringsten, sondern strich das Geld ein und brachte dafür der Gesellschaft mehrere Flaschen Branntwein.

Nun ging die Hölle los. Die aus etwa vierzig Personen bestehende Bande, Weiber und Kinder mit inbegriffen, begann das gebrannte Getränk in den Magen hinabzugießen, als ob es reines Quellenwasser wäre. Ich musste wohl oder übel in der unsaubern Gesellschaft verbleiben, allein am Trinken betheiligte ich mich nur soviel, als unausweichlich war. Samu kam wieder auf mein Geld zu sprechen und schwur bei Himmel und Hölle, dass er mich selbst bis an das Ende der Welt geleiten werde, wenn ich ihm mein Geheimniß offenbare, konnte sich aber auch jetzt nicht eines günstigen Resultates rühmen. All' seine Fuselweisheit prallte an meinem festen Willen wirkungslos ab.

„Aber sage Du mir einmal, wohin Du gehen willst?“ fragte mich Samu, um den Angriff von einer andern Seite zu wagen.

„Ich habe Dir doch schon gesagt, dass ich an die Grenze will, um von dort in meine Heimath zu gelangen“, erwiderte ich.

„Wir sind, wie Du siehst, auf dem Wege zur Grenze.“

„Allerdings, aber bis zur Save ist noch weit.“

„Weit oder nicht weit, ich will mein Versprechen halten.“

„Ich das meinige auch.“

War ich nur einmal an der Save, so war mir das Hinüberkommen nicht schwer. Die türkischen Grenzbehörden hätten mich zwar sicherlich nicht ziehen lassen, allein dies machte mir keine Sorgen. Solange ich auf türkischem Territorium war, kümmerte sich Niemand um mich, also konnte ich leicht einen Schmuggler ausforschen, der mich gegen Bezahlung hinübergerudert hätte.

Mit der Zeit begann der Alcohol in den Köpfen der braunen Söhne gar bedenklich zu rumoren. Der Lärm und das Geschrei hatte bereits einen stürmischen Anlauf genommen, als ein Ereigniss eintrat, welches augenblicklich die Ruhe wieder herstellte. In der Richtung von Vranduk hörte man lautes und wiederholtes Peitschenknallen. „Der tatarin, der tatarin!“ riefen mehrere Zigeuner wie aus einem Munde.

*) Einfach gebrannter Sliowitz.

Auch der handjija war herausgetreten und schickte seinen Knecht in den Stall, um ein Pferd zu satteln. Gleich darauf kam auch schon ein Reiter in Sicht, welcher in gestrecktem Galopp heransprengte und vor dem han stehen blieb.

„Bruder Proka, hast Du nicht den čata von Vranduk gesehen oder von ihm gehört?“ fragte der Reiter nach der Begrüssung den Wirth.

Mir versetzte die Frage einen Stich in's Herz. Man suchte mich, also musste meine nächtliche Zusammenkunft mit der Tochter Halil-begs bekannt geworden sein. Zum Glück war ich ziemlich intensiv braun angestrichen, sonst hätte ich mich durch die Blässe, die fühlbar mein Gesicht bedeckte, verrathen.

„Nein, Bruder Mladen,“ erwiederte der handjija. „Was ist denn geschehen? Ist er vielleicht mit der Kasse seines Herrn durchgegangen?“

„Eine eigenthümliche Geschichte,“ entgegnete der Reiter. „Gestern Abend war er noch in dem Dorfe, von der Zeit an aber, als er den Heimweg antrat, hat ihn Niemand mehr gesehen. Als sein kawas heute Morgen von seiner Familie heimkehrte, fand er die in seine Wohnung führende Thür offen, die Rechnungsbücher und seine Reisepapiere aber in kleine Stücke zerrissen und auf dem Boden herumgestreut. Selbst die Reisetasche, in welcher letztere aufbewahrt waren, wurde in kleine Riemen geschnitten. Das Bettzeug lag auf dem Boden herum, die Tischlade steckte umgekehrt im Gestell, von ihm selbst aber keine Spur. Auch nicht eine para wurde in seiner Wohnung vorgefunden. Der junge beg ritt unverzüglich nach Zenica und erstattete die Anzeige. Der kaimakam hat sogleich nach allen Richtungen tatarins ausgeschickt, um dessen Spur aufzufinden; ich muss bis Brod.“

„Und was glaubst Du, dass mit ihm geschehen ist?“

In Vranduk neigt man allgemein der Ansicht zu, dass er in der Nacht von den Banditen entführt wurde. Sie konnten in seine Wohnung um so leichter gelangen, da er, die Rückkehr seines Dieners erwartend, vor dem Schlafengehen die Eingangsthür von innen nicht verriegelt hatte.“

„Merkwürdig, sehr merkwürdig!“ meinte kopfschüttelnd der Wirth.

Die Muthmassung der Bewohner von Vranduk war ganz richtig, nur mit dem Unterschiede, dass mich die Banditen nicht in ihre Gewalt bekamen. Mir lachte das Herz im Leibe, wenn ich an die langen Gesichter, die Spira und seine Raubgenossen machten, als sie in meiner Wohnung kein Geld vorfanden. Sie vermuteten eine ausgiebige Beute um so sicherer, da sie wussten, dass ich nicht nur über meinen Antheil verfügte, sondern auch für die entlassenen Aufseher als Lohn bestimmte Dividenden in Händen hatte. Es wäre schön gewesen, aber es hat nicht sollen sein.

„In Vranduk herrscht darob eine unbeschreibliche Aufregung, denn den čata mochte Jedermann gut leiden,“ fuhr der Reitbote, nachdem er aus einer ihm von dem handjija entgegen gehaltenen Branntweinflasche einen kräftigen Zug gethan, fort. „Der alte beg ist unzurechnungsfähig vor Wuth, sein Sohn Nadir hätte bei der Nachricht beinahe den Verstand verloren, denn sie sind pobratimi und selbst dilber-Zoraïda soll aus einer Ohnmacht in die andere fallen. Von den Christen rede ich gar nicht; es

ist nur eine Stimme des Schmerzes, denn sie haben ihn als einen Heiligen verehrt. Doch ich verliere die kostbare Zeit. Lass mein Pferd ordentlich füttern und tränken. Bleibe mit Gott, gazda Proka! Ich danke Dir für die Labe.“

Er sprang in den Sattel, knallte mit seiner Peitsche und war in wenigen Augenblicken unseren Augen entschwunden.

„Armer Teufel!“ sagte der Wirth mit einer deutlich ausgeprägten Jammermiene. „Gott weiss, wohin sie ihn geschleppt haben.“

Bei den letzten Worten zwinkerte mir Samu bedeutungsvoll zu, dann aber nahm das Saufgelage wieder seine Fortsetzung. Um die Wahrheit zu sagen, muss ich gestehen, dass ich anfangs vortreten und mich dem tatarin entdecken wollte, besann mich aber noch rechtzeitig eines bessern. Ich konnte wohl zurückkehren und den Behörden sogar zur Ergreifung wenigstens eines Theiles der von Spira befehligen Banditenbande verhelfen, allein der Process hätte nothwendigerweise meine nächtliche Zusammenkunft mit Zoraïda enthüllen müssen und dann hätte sich das Mädchen von dem ihr darob anhaftenden Makel sein Lebtag nicht reinwaschen können. Wäre es bekannt geworden, dass sie mit einem Christen nächtliche Zusammenkünfte hatte, so hätte selbst der niedrigste Mohammedaner um ihre Hand nimmer angehalten. Der Menschengeist ist mehr zum Bösen als zum Guten geneigt, deshalb hätte er nicht gesäumt, unser unschuldiges Stelldichein zu einem fortgesetzten unreinen Liebesbunde aufzubauschen und die Tochter Halil-begs als eine donna perduta hinzustellen. Die nächtliche Zusammenkunft mit Zoraïda konnte auch mir nicht nur eine bedeutende Freiheitsstrafe einbringen, sondern meine Reputation vollständig vernichten. Was hätte Glavanja, der sich in aller Form als mein Schwiegervater betrachtete, dazu gesagt? Schritt ich aber auf der eingeschlagenen Bahn weiter, so blieb mein Name in Vranduk in Ehren, Zoraïdas Ruf stand unanfechtbar da, nur Danica . . . Mein Gott auch sie musste den Schmerz früher oder später verwinden. Das Herz des Weibes bedarf, um sich zu trösten, viel weniger, als jenes des Mannes, — rühmliche Ausnahmen natürlich abgerechnet. Im Laufe meiner weiteren Ahasverreisen lernte ich eine achtzehnjährige Wittwe griechischer Abkunft kennen, die um den Verlust ihres verstorbenen Gatten schier vor Schmerz vergehen wollte. Nach ihren Schilderungen hatte jener zwar weder in geistiger, noch in körperlicher Beziehung mit mir auch nur die geringste Aehnlichkeit, aber der Anblick meiner Person gewährte ihr angeblich immer unbeschreiblichen Trost, weil ich denselben — Taufnamen trug als er. Weniger kann man füglich doch nicht verlangen, um ein von Schmerz und Trauer durchwühltes Menschenherz zu trösten. Ich konnte mich in meine Lage um so leichter fügen, da dieselbe nur vorübergehend war und mit der Wiedergewinnung meiner Freiheit enden musste. —

Nun aber will ich das Wort tatarin erklären. Die Türkei besass zu jener Zeit noch keine Post. Privatcorrespondenzen wurden durch Karawanen oder mit Hilfe anderer Reisenden weiterbefördert, die Behörden aber bedienten sich behufs Ueberbringung von Amtsstücken der sogenannten tatarini oder Reitboten. Diese Leute wuchsen, ich möchte sagen, auf dem Rücken der Pferde auf und besass ein aussergewöhnliche Ausdauer.

Kam der tatarin in die Nähe einer Station, so knallte er mit der Peitsche, um anzudeuten, dass man eiligst ein Pferd satteln und auf der Strasse bereit halten müsse. In der Etappe angelangt, sprang er aus einem Sattel in den andern und jagte wieder davon. Es soll sogar vorgekommen sein, dass ein tatarin die Strecke zwischen Sarajevo und Constantinopel in vier Tagen zurücklegte, ohne sich unterwegs auch nur die geringste Ruhe zu gönnen. Selbst das Essen wurde im Sattel eingenommen. —

Bald nach dem Verschwinden des tatarin bot sich mir ein Bild dar, so ekelhaft und die Würde des Menschen erniedrigend, dass ich mein Leben lang daran nicht vergessen werde. Der übermässige Genuss des gebrannten Zwetschkenwassers hatte die Geister der braunen Söhne in eine bedenkliche Aufregung versetzt. Zuerst begannen die vom Alcohol betäubten Kinder in dem Strassenstaube sich herum zu wälzen, die Weiber und Männer aber schrien wie von bösen Geistern besessen. Dem Gezänk folgte auf dem Fusse eine solenne Keilerei, die von dem zarten Geschlechte inscenirt, zum hellen Vergnügen der anwesenden Gäste und vorbeiziehenden Reisenden in wenigen Augenblicken allgemein wurde. Der riesige Menschenknäuel wälzte sich unter fürchterlichem Geheul auf der Strasse herum. Die Combattanten schlügen, ohne auf das Geschlecht oder auf die verwandschaftliche Stufenleiter auch nur im Geringsten zu achten, auf einander los, als ob sich die Bande gegenseitig die Vernichtung bis auf den letzten Mann geschworen hätte.

Nach einer Weile löste sich der Knäuel ohne fremde Einmischung auf, die Verwundeten — wenige machten davon eine Ausnahme — eilten nach der nahen Quelle, wuschen sich das Blut aus dem Gesichte und verkehrten fortan so freundlich und zutraulich mit einander, als ob unter ihnen nie auch nur ein schiefes Wort gefallen wäre.. Hierauf wurden die Kinder und jene Weiber, welche sich nicht auf den Füssen halten konnten, aufgeladen und der Zug setzte sich in der Richtung gegen Žepče in Bewegung.

Samu hatte ober dem rechten Auge eine beinahe apfelgrosse Beule, schien sie jedoch gar nicht zu beachten; auch die übrigen Mitglieder der Truppe waren, mit wenigen Ausnahmen, mehr oder minder übel zugerichtet.

„Wenn wir wieder einen solchen Tanz aufführen, so musst Du immer mithalten“, sagte der baschi unterwegs zu mir.

„Aber, mein lieber Samu, wie kann ich das thun, wenn ich nicht einmal den Grund eurer Streitigkeiten und Kämpfe kenne? Zudem hat mir von der Truppe Niemand auch nur das geringste Leid zugefügt.“

„Grund! Zu einer Schlägerei unter uns bedarf es keines Grundes. Wenn der Zigeuner wöchentlich nicht wenigstens fünfzig dram*) Blut verliert, so wird er krank. Mag Dich die Sache angenehm berühren oder nicht, mitthun musst Du auf jeden Fall, schon der Ordnung halber. Deine Nichtbeteiligung könnte übrigens auch den Verdacht erregen, dass Du kein wirklicher Zigeuner bist. Also ein andersmal lustig darauf loshauen!“

Ich versprach zwar meinem Beschützer zum „allgemeinen Wohl“ der Truppe diesbezüglich mein Möglichstes beizutragen, allein in meinem Herzen dachte ich gerade an das Gegentheil davon.

*) Ein dram, eigentlich dirhem (türk.) = 3,2 Gramm.

Gegen Abend kamen wir vor Žepče an. Die sogenannte Zigeunerwiese war bereits von einer andern Bande occupirt. Es war wohl genug Platz für Alle, allein der Zigeuner verträgt eine Nachbarschaft seines Blutes nicht, schon aus dem schwerwiegenden Grunde, weil dadurch seiner Thätigkeit engere Grenzen gezogen werden. Es kam abermals zu einem Zusammenstosse zwischen der Bande Mikula's und jener Samu's, nur mit dem Unterschiede, dass dieser weit blutiger verlief, als der vormittägige. Nach gethaner Arbeit wurde ein für beide Theile günstiger Friede geschlossen, worauf wir unsere Zelte aufschlugen. Um die Freundschaft zu besiegeln, begaben wir uns in der Abenddämmerung in die am südlichen Eingange des Ortes gelegene Spelunke.

„Du hast Dich, trotz Deines Versprechens, an der Prügelei abermals nicht betheiligt, deshalb wirst Du zur Strafe dafür die Zeche für meine Truppe bezahlen“, sagte Samu unterwegs zu mir.

„Meinetwegen“, erwiderte ich. Ich konnte es ja leicht thun, da das gebrannte Wasser spottbillig war. Zudem waren die Weiber und Kinder „zu Hause“ geblieben, also war unsere Gesellschaft nicht zahlreich. Mein Verbleiben bei der braunen Bande war ohnehin von kurzer Dauer und dann blieb mir noch immer soviel Geld übrig, dass ich mir in der Militärgrenze einen einfachen Anzug nebst nothwendiger Wäsche anschaffen konnte. Reichte das Geld dazu nicht aus, so war im Nothfalle der Zehnte Bruder da, der mich aus der momentanen Klemme befreien musste. Wenn ich den Leutchen meine in Bosnien erlebten Abenteuer erzählte, so hätte sicherlich Jedermann mit Vergnügen sein Scherlein beigetragen, um mir zu einer menschenwürdigen Hülle zu verhelfen, unbekümmert darum, ob ich ein wirklicher Zehnter Bruder war oder nicht.

Anfangs fürchtete ich die Invasion des Ungeziefers, allein meine Furcht war unbegründet. Der Tabaksaft, mit welchem sich die vermeintlichen Nachkommen der Pharaoniden einzureiben pflegen, hält dasselbe ganz und gar fern.

Ich vermuthe, dass Samu seinem Freunde, Mikula-baschi, mein Geheimniß entschleiert hatte, denn dieser betrachtete mich während des Freundschaftstrinkens wiederholt mit ironisch-lächelnder Miene. Die Zigeuner konnten auch in meiner Gegenwart ungescheut über mich reden, da ich von dem Zigeuneridiom höchstens zehn Worte verstand, die ich mir im Laufe des ersten Tages in ihrer Gesellschaft angeeignet hatte.

Am folgenden Morgen hoben wir unsere Zelte aus und trennten uns von der Bande Mikula's, welche die Richtung gegen Tuzla nahm. Mir brannte der Boden unter den Füssen, deshalb drängte ich Samu wiederholt zur Beschleunigung der Reise. Mein Drängen hatte jedoch nur einen theilweisen Erfolg, weil sich unserem Fortkommen die vielen an der Strasse gelegenen han's hindernd in den Weg stellten. Unterwegs machte Samu alle möglichen Versuche, um mir das Geheimniß über den Aufbewahrungs-ort meines Geldes zu entlocken. Der gute Mann strebte nach einem unerreichbaren Schatze. Lass alle Hoffnung fahren, mein guter Samu! In den Sternen steht es geschrieben, dass Du niemals in den Besitz meiner Goldfuchse gelangen wirst.

Am siebenten Tage passirten wir Derwent und schlügen Abends in Novoselo unsere Zelte auf. Die restliche Strecke des Weges zwischen obgenannter Ortschaft und Bosnisch-Brod betrug nicht einmal zwei farsach*), also konnte ich noch im Laufe des folgenden Vormittages über die Save gerudert werden und den heiligen Boden meines geliebten Vaterlandes erreichen.



Zwölftes Capitel.

Der Secretär des Zigeunerfürsten.

„Ma me čaja tuke dá
Kana sal tu romá.“ **)
Zigeunerlied.

Die letzte Nacht, die ich im Zigeunerzelte vor Novoselo zugebracht habe, war eine der aufregendsten in meinem Leben. In wenigen Stunden sollte ich wieder unter Menschen kommen und meine Freiheit und Unabhängigkeit erlangen. Die bittere Wirklichkeit von heute nahm morgen die Gestalt eines bösen Traumes oder ein von einer aufgerechten Phantasie gesponnenes Luftgebilde an. Ich schlief die ganze Nacht hindurch keinen Augenblick, träumte aber dessen ungeachtet sehr viel und vielseitig. Man kann auch mit offenen Augen träumen. Bald stand ich in zerknirscht-demüthiger Stellung vor dem wuthschnaubenden Halil-beg und erwartete mit apathischer Ruhe den Todesstoss, bald sass ich im Kreise meiner lieben Freunde und Studiengenossen in Wien, die mich trotz meiner veränderten Gesichtsfarbe auf den ersten Blick erkannten, und erzählte ihnen meine in Bosnien erlebten Abenteuer. Auch von dem Schlosse Eulendorf träumte ich, dasselbe stand lichterloh in Flammen und es schien mir, als ob aus den Feuerwellen Hilferufe Aglać's zu meinen Ohren drangen.

Endlich blutete der Himmel im Osten, dann aber erschien die Sonne und verband dessen Wunden. Während die jungen Männer und die Weiber mit dem Abtragen der Zelte und mit dem Aufladen der ohnehin geringen Habseligkeiten beschäftigt waren, begleitete ich Samu und einige andere ältere Zigeuner nach Novoselo, wo wir die Kneipe des Zinsaren Tadija aufsuchten.

Samu's Augen glänzten unheimlich. Er war ungewöhnlich aufgereggt und goss den Branntwein mit einer Hast in den Magen, als ob er einen

*) 11 Kilometer.

**) Willst du meine Tochter frein, Musst du ein Zigeuner sein.

darin entstandenen Brand löschen wollte. Kein Wunder auch, hatte er doch die beste Hoffnung, bei unserer Ankunft in Bosnisch-Brod zu erfahren, wo in Vranduk mein Schatz begraben liegt. Um mich gesprächiger zu machen, trank er mir fleissig zu, allein ich that ihm fast niemals Bescheid. Meine Gedanken weilten bereits jenseits der Save, in meinem geliebten Vaterlande.

Wir mochten ungefähr eine halbe Stunde in der Kneipe gesessen haben, als ein Ereigniss, jäh und unerwartet, dem Laufe der Dinge eine andere Wendung gab und meinen schönen Traum grausam zerstörte. Vier verwegen aussehende Zigeuner in phantastischen, aber gleichartigen Costümen kamen vor die Schenke herangesprengt, sassen ab und traten ein.

„Um Gotteswillen, die delijas*!)!“ stotterte Samu, während das mit Branntwein gefüllte Glas seiner zitternden Hand entfiel. Samu's Genossen konnten sich vor Schrecken ebenfalls nicht rühren.

Ich wusste nicht, welche Stellung die delijas einnahmen, deshalb konnte ich mir die Furcht meiner Begleiter nicht erklären. Die schwarzbraunen Männer mit üppigem, über die Schultern herabwallendem Haar näherten sich unserm Tische und knüpften mit den Zigeunern ein Gespräch an. Ich verstand von demselben nur wenige Worte, aber dieselben genügten, um mich keinen Augenblick länger im Zweifel zu lassen, dass ihr Erscheinen in der Kneipe meiner Person galt.

„Du bist ein parno**), nicht wahr?“ fragte mich einer von ihnen, als die Unterredung der Reiter mit meinen Begleitern zu Ende war.

„Jawohl“, erwiderte ich aufrichtig. „Warum fragst Du mich?“

„Du musst mit uns gehen.“

„Wohin?“

„Zu unserm Herzog.“

„Wo wohnt euer Herzog?“

„In Tuzla.“

Mir schien es, als ob die Leute mich zum besten halten wollten. Ich wusste wohl, dass es in der Türkei einen Gross-Vezir, mehrere Vezire, Valis, Paschas u. dgl. gab, allein von einem türkischen Herzog hatte ich bis dahin niemals gehört. Noch unglaublicher aber schien mir die Behauptung meines Gegenüber, dass in der unscheinbaren Stadt Tuzla ein Herzog wohnen sollte.

„Wer seid ihr denn eigentlich?“ fragte ich den Sprechwart, um mir Gewissheit zu verschaffen.

„Wir bilden einen Theil der Leibgarde des hochgnädigen Zigeunerfürsten Dina, ich selbst aber bin der buljuk-bascha***) über das ganze Corps“, erwiderte mit wichtiger Miene der Gefragte.

Ich lachte hell laut auf.

„Lache nicht, denn es könnte eine Zeit kommen, in der Du dieses Lachen beweinen wirst“, verwies mich der buljuk-bascha mit feierlich-ernster Miene.

„Soll ich beim Anhören Deiner Possen vielleicht gar weinen?“ erwiderte ich. „Ich kenne weder einen hochgnädigen, noch einen Zigeuner-

*) Held (türk.), hier Leibgardist.

**) Weisser (zig.), d. h. Nichtzigeuner.

***) Buljuk = Haufe (türk.), in der Militärsprache Compagnie, also buljuk-bascha = Compagniechef.

fürsten überhaupt und bitte Dich, mich mit solchem und ähnlichem Geschwätz in Ruhe zu lassen, denn ich habe an Wichtigeres zu denken, als auf Dein albernes Gerede zu hören.

„Du wirst ihn schon kennen lernen“, entgegnete der Gardist mit Nachdruck. „Nach Landesbrauch bist Du dem Zigeunervolke verfallen und musst meinen hochgnädigen Gebieter als Deinen Herrn anerkennen.“

„Wieso bin ich dem Zigeunervolke verfallen?“ fragte ich den Sprecher verwundert.

„Weil Du drei aufeinanderfolgende Nächte unter dem Zigeunerzelt zugebracht hast. Dadurch bist Du ein Zigeuner geworden.“

„Nach welchem Recht und Gesetz?“

„Auf Grund des Landesbrauches.“

„Ich pfeife auf euch und auf euern Landesbrauch.“

„Gehst Du nicht willig, so werden wir Dich mit Gewalt fortschleppen“, meinte schliesslich der buljuk-bascha der Zigeunergarde. „Ich kenne nichts weiter als den Befehl meines Herrn und werde denselben auch jedenfalls ausführen; das Weitere geht mich nichts an.“

Diese Erklärung liess an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Um derselben einen grösseren Nachdruck zu verleihen, mischte sich auch Samu, der bis dahin geschwiegen hatte, in das Zweigespräch.

„Füge Dich, mein lieber Perga!“ sagte er mit fast bittender Stimme, „was sein muss, muss sein. Es ist nicht der Wille Gottes, dass Du in Deine Heimath zurückkehrst. Der Mensch muss sich dem Willen des Schöpfers stets und immer unterwerfen.“

„Schweige Du, alter Sünder!“ erwiderte ich unwillig.

„Wie undankbar Du bist! Ich spreche doch nur in Deinem Interesse.“

„Du sprichst in meinem Interesse?“ fragte ich ihn ironisch. „Möchtest Du nicht die Güte haben, Dich ein wenig deutlicher auszudrücken?“

„Recht gern, lieber Freund. Es ist allerdings wahr, dass Du Dich gegen den Befehl unseres Herzogs auflehnen kannst, aber ich frage Dich, was wird dann geschehen? Die zaptijeh werden Dich wohl in Schutz nehmen, aber nicht, um Dich dann laufen zu lassen, sondern, um Dich der competenten türkischen Behörde als Landstreicher einzuliefern. Diese wird gegen Dich die Untersuchung einleiten und Du wirst, ehe Du Dich versiehst, so schön bemalt und so zerrissen als Du bist, wieder in Vranduk erscheinen. Bedenke nur! Wo Du noch vor kaum zehn Tagen eine beneidenswerthe Stellung bekleidet hast, dort wirst Du als Landstreicher wieder auftauchen. Was würden Halil-beg, Glavanja und vor Allem die stolze dilber-Zoraïda dazu sagen? Wenn Du aber der Aufforderung unseres gnädigen Fürsten willig folgst, so bleibt Dir diese Schande erspart und schliesslich kann alles noch besser enden als Du denkst. Unser Herzog ist ein edelsinniger Mann, was wahr ist, ist wahr, vielleicht nimmt er Dich gar unter seine delijas auf.“

Der gute Mann hatte die reine Wahrheit gesprochen, jedoch nicht in der Absicht, um mir, wie er vorgab, dadurch einen Dienst zu erweisen, sondern weil er fürchtete, dass er im Falle meiner Rückkehr nach Vranduk, nicht in den Besitz meines dort erliegenden Geldes gelangen würde. Ich dachte über meine Lage eine Weile nach und gelangte nach reiflichem Ueberlegen zu dem Schlusse, mich dem Befehle des Zigeunerhäuptlings

zu fügen und nach Tuzla zu gehen. Nach Vranduk zurück wollte ich auf keinen Fall, also musste ich den einzigen offenstehenden Weg einschlagen. Ich bin zwar nicht abergläubisch, aber es wollte mir dennoch scheinen, dass das Fatum in mein Leben eingegriffen habe. So nahe der Heimath und dennoch so fern! Nun sollte ich derselben wieder den Rücken kehren und einer ungewissen Zukunft entgegensehen.

„Ich gehe mit euch“, sagte ich zum buljuk-bascha, als ich mit mir selbst einig geworden war.

„So gefällst Du mir, Bruderherz!“ rief Samu aus und wollte mich umarmen; ich wehrte die mir zugesetzte Freundschaftsbezeugung ganz entschieden und handgreiflich ab. Samu stellte sich jedoch so, als ob er den „Spass“ gar nicht wahrgenommen hätte und fuhr fort: „Als Zigeuner wirst Du immerhin ein besseres und freieres Leben führen, als unter den Leuten Deines Stammes. Ein Mann im vollsten Sinne des Wortes ist doch nur der Zigeuner.“

Ich stand auf und wollte mich den Boten des Zigeunerhäuptlings zur Verfügung stellen. Samu bemerkte meine Absicht und zog mich wieder auf die Bank nieder.

„Was willst Du?“ fragte ich ihn barsch.

„Das Geld!“

„Welches Geld?“

„Welches Du in Vranduk liegen hast.“

„Sonst nichts?“

„Aber Du hast es mir doch versprochen!“

„Hast Du aber auch Dein Wort gehalten und mir zur Freiheit verholfen?“

„An dem Misslingen unseres Planes trägt Mikula, jener Lump, die Schuld, der mit seiner Truppe vor Žepče neben uns übernachtet und Deine Anwesenheit in unserer Gesellschaft dem Fürsten verrathen hat.“

„Halte Dich also an ihn, wir sind quitt.“

„Aber ich habe Dich doch verpflegt und beherberget!“

„Dafür habe ich Dich reichlich entschädiget, denn Du wirst Dich wohl noch erinnern, dass ich Dir in jener unglücklichen Nacht, in welcher ich Vranduk verlassen und unter Deinem Zelte Schutz gesucht, mehr als fünf Ducaten gegeben habe. Du kannst unmöglich behaupten, dass ich Dich nicht fürstlich bezahlt habe.“

„Die Lebensmittel sind theuer“, wendete Samu ein.

„Theuer! Wir haben doch fast ausschliesslich von gestohlenem Gute gelebt!“

„Du denkst aber nicht an die Schläge, die ich mir dabei hätte holen können.“

„Das ist allerdings wahr, aber Du kannst Dich trotzdem über meine zu geringe Freigebigkeit nicht beklagen. Bruder Samu, lebe wohl! Wahrscheinlich werden wir uns nicht wiedersehen.“

Ich kehrte meinem bisherigen Beschützer den Rücken und machte mich, von meinen Begleitern umgeben, auf den Weg nach Tuzla. In dem ersten Augenblicke und solange ich in der Schenke blieb, kam mir meine Lage nicht so schrecklich vor als später, nachdem ich über dieselbe genauer

nachdachte. Was sollte nun mit mir geschehen? Wer war dieser Zigeunerfürst Dina? Wahrscheinlich ebenfalls ein Zigeuner. War dies der Fall, so steckte ich in einer wahrhaft bedauernswerthen Haut. Die unüberwindliche Abneigung des Zigeuners gegen die Nichtzigeuner, sowie der demselben innewohnende Hochmuth liessen meine Zukunft in sehr trüben Farben erscheinen. Wie grausam war doch das Schicksal mit mir! —

Mit guten Worten und etwas Geld brachte ich den buljuk-bascha auf meine Seite und gelangte durch seine Gunst in den leihweisen Besitz eines Zigeunerpferdes, welches bei der nächstcampirenden Truppe requirirt wurde. Auf diese Weise kamen wir ziemlich schnell vorwärts und erreichten am zweiten Tage ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang die Stadt Tuzla, gleichzeitig Residenz des Zigeunerherzogs Dina.

Das Herz pochte hörbar in meiner Brust. Das Gefühl der Neugierde und, ich schäme mich nicht, es zu sagen, auch der Furcht brachten mich in eine ungewöhnliche Aufregung. Ich staunte, dass wir, vor der Stadt angelangt, den Marsch nicht auf der Hauptstrasse fortsetzten, sondern nach rechts abbogen und, um die Stadt einen Halbkreis beschreibend, weiter ritten. Nach etwa zehn Minuten erreichten wir einen, meist aus Lehmhüten bestehenden Stadttheil und setzten durch denselben unsren Weg fort. An den nackt herumlaufenden Kindern und mehreren anderen untrüglichen Merkmalen erkannte ich, dass wir uns in der Zigeuner-mahala*) fortbewegten. Vor einem an der Periphrie liegenden Hause, welches sich in seinem Aeussern nur durch den bedeutenden Umfang von den übrigen unterschied, bemerkte ich zwei Zigeunergardisten mit Helebarden in den Händen auf- und abschreiten. Dies war das Residenzschloss des hochgnädigen Zigeunerfürsten Dina.

Wir stiegen ab und traten in die Halle. In einem Augenblicke wurden wir von einem Trupp Mädchen zwischen 13 und 15 Jahren umringt. Alle waren schön, manche darunter geradezu verführerisch. Sie stammten unzweifelhaft vom Zigeunerblute ab und waren, ich möchte sagen, kostbar gekleidet.

Ein unsanfter Rippenstoss erinnerte mich recht unangenehm daran, dass ich nicht gekommen war, um junge Zigeunerschönheiten zu bewundern, sondern um mich meinem neuen Gebieter und Herrn zur freien Verfügung zu stellen. Wir gelangten in ein geräumiges, aber niedriges Gemach. Der Eingangsthür gegenüber sass auf einem, mit einem kostbaren Teppiche überdeckten divanartigem Holzgestelle ein hagerer Mann, dessen Haut und Knochen in einem schwarzen, silberverschnürten Anzuge steckten. Die beiden Vordermänner meiner Escorte schritten gesenkten Hauptes bis ungefähr in die Mitte des Gemaches, dann aber warfen sich beide, wie auf ein Commandowort, auf die Knie nieder. In demselben Augenblicke versuchten zwei Hände von hinten auch mich in dieselbe Lage zu bringen, wurden aber durch eine Wendung meines Körpers unter gleichzeitiger Ausstreckung meiner oberen Extremitäten ebenso schnell ein paar Schritte zurückgeschleudert.

„Elender Wicht, Du erfrechst Dich . . .“, brüllte mich der Alte an, konnte den Satz aber nicht vollenden, weil ihm die Luft versagt hatte.

*) Bezirk, Stadttheil (türk.).

„Die Freiheit meiner Bewegungen zu vertheidigen“, erwiderte ich gelassen. Dem Zigeuner kann man durch nichts mehr imponiren, als durch Unerschrockenheit.

„Weisst Du, vor wem Du stehst?“ fragte mich Dina, als er sich erholte.

„Nein, denn Du hast Dich mir noch nicht vorgestellt! Uebrigens, wer Du auch immer seiest, ich werde vor Dir niemals mein Knie beugen. Freie Männer knieen nur vor Einem nieder, vor ihrem Schöpfer. Ich habe selbst mit meinem Kaiser stehend gesprochen, also kannst Du, der Du im Vergleiche zu ihm nicht einmal eine halbe Null bist, doch nicht verlangen, dass ich vor Dir niederknieen soll.“

„Du hast mit dem Kaiser gesprochen?“ fragte der Häuptling wie umgewandelt. „Wo? Wann?“

„Das gehört auf ein anderes Blatt!“

„Wie lange lebstest Du in Gesellschaft meiner Unterthanen?“

„Ob die Zigeuner Deine Unterthanen sind, weiss ich nicht, wenn Du aber jene mit diesem Ausdrucke bezeichnest, so erwidere ich Dir, dass ich neun Tage unter ihren Zelten zugebracht habe.“

„Auf welche Weise kamst Du unter sie?“

„Auf diese Frage werde ich Dir antworten, sobald sich die Zeugen unserer Unterredung entfernen.“

Der Alte schien eine Weile zu überlegen, ob er auf mein Ansinnen eingehen sollte oder nicht. Die den Zigeunern angeborene Feigheit tauchte auf der Oberfläche empor, wurde jedoch schon in dem nächsten Augenblicke wieder in den Hintergrund zurückgedrängt. Er winkte seinen Gardisten ab. Dies konnte er um so leichter thun, da er sah, dass ich unbewaffnet war.

„Nun sind wir allein, Du kannst frei und offen zu mir sprechen,“ sagte Dina, als sich seine Leute entfernt hatten.

„Ich bin edelgeborener Eltern Kind, meine Wiege stand in einem prächtigen Herrenschlosse,“ begann ich und malte ihm mein Leben in echt orientalisch-phantastischen Farben aus. Dies that ich absichtlich und zwar aus einem gewichtigen Grunde. Der Zigeuner hasst den Weissen, weil er sich von diesem gehasst und verabscheut weiss, denn Hass erzeugt wieder Hass. Wenn ihm aber ein Nichtzigeuner, besonders ein Mann von Geburt oder sonst einiger Bedeutung freundlich entgegentritt oder sich über denselben gar in Lobeserhebungen ergeht, so kann er mit vollster Sicherheit seitens des Zigeuners auf Dank und Anerkennung rechnen. Während meiner Schilderung nahm Dinas starres Gesicht einen milden Ausdruck an. Er zog mich, bevor ich mein Jammerlied zu Ende gesungen, auf den Divan nieder.

„Jetzt heisse ich Dich in meinem Palast doppelt willkommen,“ sagte der Zigeunerhäuptling, als ich meine Schilderung schloss und schüttelte mir in derbfreundlicher Manier die Hände.

„Warum jetzt?“ fragte ich. „Bin ich durch die Schilderung meines Lebens vielleicht im Werth gestiegen?“

„Gewiss und wie noch! Ich dachte, Du wärest ein ganz gewöhnlicher Landstreicher, der sich meinem Volke angeschlossen.“

Dina konnte die Wahrheit gesagt haben, denn es geschieht nicht selten, dass sich licht- und arbeitsscheues Gesindel beider Geschlechter, herumziehenden Zigeunertruppen anschliesst, oder wie man sagt, verzi-geunert. Ein solcher Zuwachs wird niemals zurückgewiesen. Verwegene Männer und gefährliche Einbrecher werden sehr hoch angeschlagen und geniessen unter ihren neuen Brüdern ein nicht geringes Ansehen.

„Hat man Dir nicht gesagt, wer ich bin und welche Stelle ich in Vranduk bekleidet habe?“ fragte ich Dina.

„Kein Sterbenswörtchen. Du kannst Dir denken, dass ich Dich in diesem Falle ganz anders empfangen hätte.“

„Ich hätte sogar des mächtigen Halil-beg Schwiegersohn werden können. Kennst Du ihn?“

„Ob ich ihn kenne! Ein stolzer Mensch ohne gleichen. Und schliesslich ist er doch nur ein einfacher beg, dessen Herrschaft sich nur bis zu den Grenzen seines Besitzes erstreckt.“

„Er ist sehr reich.“

„Ich habe sein Geld nicht gezählt, aber mein Gold, das weiss ich gewiss, wiegt sein Vermögen reichlich auf.“

„Das kann wohl sein, Gott segne es Dir, aber Du wirst doch zugeben, dass der Ehegatte der dilber-Zoraïda auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft immerhin ziemlich hoch oben stehen wird. Zudem ist das Mädchen ausserordentlich schön, und dies fällt ebenfalls gewichtig in die Wagschale.“

„Nun andere Väter haben doch auch schöne Töchter“, entgegnete der Alte spitzig.

„Habe ich das Gegentheil behauptet? Es wäre mit der Welt wohl sehr schlecht bestellt, wenn auf derselben ein einziges schönes Mädchen zu finden wäre.“

Dina gab auf meine Einwendung keine Antwort, sondern klatschte in die Hände. In dem nächsten Augenblicke kam ein Gardist herbeigerannt und liess sich vor der Eingangsthür auf ein Knie nieder, um den Befehl seines Gebieters entgegen zu nehmen.

„Gisdana!“ sagte der Alte. Der Diener entfernte sich. Ich wollte an Dina gerade eine Frage richten, als eine von vier Mädchen gefolgte weibliche Gestalt in unserm Gemach erschien. Meine Augen reichten diesmal nicht aus, ich musste auch den Mund zu Hilfe nehmen. Der Alte schien sich um meine Verwirrung gar nicht zu kümmern, sondern sagte zu der Eintretenden in der Landessprache:

„Gisdana, meine Augen, wir haben einen liebwerthen Gast bekommen.“

Bei diesen Worten fielen die grossen zauberhaft glänzenden schwarzen Augen des Mädchens auf mich und schienen sich dabei nur noch zu vergrössern. Es konnte jedenfalls nicht begreifen, dass ein zerlumpter Zigeuner mit nackten Füssen ein liebwerther Gast ihres wegen seiner Strenge und wegen seines unerreichten Hochmuthes berüchtigten Vaters sein könnte. Der Alte beachtete auch das verwunderte Gesicht seiner Tochter nicht, sondern fuhr in seiner Rede in der Zigeunersprache fort. Ich konnte von Allem nur einige Worte verstehen. Die Augen Gisdana's schienen von

Wort zu Wort, von Satz zu Satz des Alten zu wachsen. Dina wiederholte die Worte bari rai*) mehrmals.

Während der Rede Dina's betrachtete ich dessen Tochter genauer. Dieselbe war kaum aufgesprossen, konnte also höchstens fünfzehn Lenze zählen. Den Unterkörper hüllte eine weitausgebauschte Pluderhose ein, die Füsse steckten aber in mit Gold verschwenderisch besetzten Pantoffelchen, während der Oberleib in ein blassblaues Seidenleibchen eingezwängt war. Um die Lenden trug sie eine werthvolle seidene Schärpe, die über der rechten Hüfte einen Knoten bildend mit den Endzipfeln bis zu den Waden hinabreichte. Die Hände steckten in weiten, mit breiten Goldspitzen umrandeten Hemdärmeln aus feinster fast durchsichtiger Leinwand. Den Hals und die Brust bedeckte eine siebenreihige Ducatenschnur neuester Prägung. Ihr rabenschwarzes in zwei Zöpfe geflochtes Haar bildete eine auf dem Scheitel ruhende Krone, auf deren höchster Stelle ein winziger fez befestigt war. Das Gesicht Gisdana's hatte einen edlen Schnitt. Von Statur war das schöne Zigeunerkind eher klein als mittelgross. Die Handfinger waren mit Goldreifen überladen.

„Me kerawa, mire däd“,**) sagte Gisdana, als deren Vater mit seiner Auseinandersetzung zu Ende war und rauschte davon; die Begleiterinnen folgten ihr auf dem Fusse. Auch Letztere waren werthvoll gekleidet, der Unterschied in dem Bekleidungsstoffe war jedoch auf den ersten Blick in die Augen fallend. Zudem trugen alle Gesellschafts-„Damen“ der Herzogstochter vollständig gleichfarbige Oberkleider.

„Ich habe meiner Tochter den Auftrag ertheilt, für Dich ein Zimmer herrichten zu lassen“, sagte der Häuptling, nachdem sich die Mädchen entfernt hatten.

„Für mich hast Du ein Zimmer einrichten lassen?“ fragte ich in einem Tone, der dem Alten auffiel.

„Gewiss! Du wirst doch bei mir bleiben.“

Diese Worte verwirrten mich noch mehr. Ich war also kein Sklave des Zigeunerhäuptlings, sondern sollte wirklich als dessen Gast behandelt und betrachtet werden. Aus der Redeweise Dina's leuchtete etwas wie Freiheit hervor.

„Was mache ich bei Dir?“ fragte ich, um den Zigeunerallmächtigen den Puls zu fühlen. „Willst Du mich vielleicht unter Deine Gardisten stecken?“

„Gott bewahre! Einen so hochgeborenen und gelehrten efendi unter die Gardisten stecken wäre geradezu ein Verbrechen.“

„Also was hast Du mit mir vor?“

„Höre mich an! Halil-beg ist doch nur ein einfacher Grossgrundbesitzer, während sich meine Herrschaft über ganz Bosnien und die Hercegovina erstreckt; freilich nur über das Romvolk***), das macht aber nichts. Konnte er sich einen čatib halten, so kann ich es doch auch thun. Oder nicht?“

*) Grosser Herr (zig.).

**) Ich werde es thun, mein Vater (zig.).

***) Zigeuner, von dem Worte róm, der Mann, weil die Zigeuner nur ihre eigenen Stammesgenossen als Männer betrachten. Wenn der Zigeuner von anderen Völkern spricht, so nennt er die Männer derselben stets gadšo = Fremdling.

„Halil-beg hat einen beinahe ein paar Dutzend Dörfer umfassenden Grundbesitz, also hat er einen Schreiber nothwendig. Letzterer hat den Pachtzins in natura einzutreiben und zu registiren, den Verkauf des Viehes zu überwachen u. dgl., eine Arbeit, die viel zu schaffen gibt und einen klaren Kopf erfordert. Dies ist bei Dir nicht der Fall.“

„Das ist wohl richtig, denn ich treibe die Steuern mit der Peitsche ein und führe davon an die Staatskasse ab, soviel ich will, aber einen čatib könnte ich doch immerhin brauchen.“

„Entschuldige meine Offenheit, aber ich sehe nicht ein, wozu Du einen solchen brauchen könntest.“

„Mein Gott, es gibt immer etwas zu thun.“

„Erkläre Dich deutlicher, vójvoda, wenn ich bitten darf.“

Dina war anfangs um die Antwort verlegen; er selbst schien die Richtigkeit meiner Einwendungen einzusehen. Schliesslich glaubte er für seine Ansicht einen haltfesten Grund gefunden zu haben.

„Wenn ich den čata schon für nichts anderes benötige, so für die Verfassung von Verordnungen und Befehlen an die mir untergeordneten glavari*)“ erwiderte er nach kurzem Nachdenken.

„Können Deine glavari Geschriebenes lesen?“

„Das wohl nicht, aber die Boten können sie mit dem Inhalte des betreffenden Befehles jedesmal bekannt machen.“

„In diesem Falle ist eine schriftliche Ausfertigung Deiner Anordnungen absolut zwecklos.“

Dina schwieg.

„Du willst mich nicht verstehen“, entgegnete er nach einer Weile. Ich habe mir in den Kopf gesetzt, einen Schreiber zu halten; ob ich denselben wirklich brauche oder nicht, fällt dabei gar nicht in's Gewicht. Darauf will ich mein Ansehen steigern. Verstehst Du mich jetzt?“

„Das ist deutlich genug gesprochen. Meinetwegen; wenn es Dir ein Vergnügen macht, so habe ich dagegen gewiss nichts einzuwenden.“

„Welches Gehalt bezogst Du vom Halil-beg?“

„Ich hatte in Vranduk kein festes Einkommen, sondern erhielt von der Gesamteinnahme des Boden- und Viehertrages bestimmte Procente.“

„Wieviel ungefähr?“

„Dies könnte ich nicht mit Bestimmtheit angeben, denn die Einnahme des Verwalters hängt von dem Gesamtertrag ab. Je fruchtbringender das Jahr, desto ergiebiger der Lohn.“

„Ich möchte den ungefähren Durchschnittsertrag wissen.“

„Wenn ich denselben mit tausend Silber-medjedije bewerthe, so habe ich gewiss nicht zu hoch gegriffen.“

„Nun, so will ich Dir ein Jahresgehalt von zwölfhundert weisser medjedije bezahlen. Bist Du einverstanden?“

„Ich danke Dir, vójvoda Dina; Du bist sehr gütig“, erwiderte ich mit vor Aufregung zitternder Stimme. Die Wendung zum Besseren kam so unverhofft, dass ich darauf nicht im Geringsten vorbereitet war.

„Nichts zu danken, mein Sohn“, sagte der Häuptling nach einer kurzen Pause. „Halte fest zu mir und bemühe Dich nach Kräften mein Ansehen,

*) Volksältesten (slav.), von glava, das Haupt.

wenn schon nicht zu steigern, so doch zu erhalten; es wird Dich nicht reuen. Nun will ich Dich aber auf ein paar Augenblicke verlassen; ich habe meinen Leuten einige Aufträge zu ertheilen, werde jedoch bald wieder zurückkommen.“

Sprach's und verliess das Gemach. Ich blieb allein und musterte meine Umgebung. Das Zimmer enthielt kostbare Gegenstände, aber in der Unterbringung derselben herrschte eine die Augen des Europäers beleidigende Unordnung. An den Wänden hingen werthvolle Hau-, Schuss- und Stichwaffen in buntstem Gemisch. Der Boden war mit Teppichen von seltenem Werthe belegt.

Das Erscheinen zweier Gardisten, von denen der erstere einen kurzfüssigen runden Tisch, der zweite aber ein mit einer Weinflasche und mehreren Speisen reichbesetztes Brett trugen und vor mir niederstellten, machte meinen Betrachtungen ein Ende. Still, wie sie gekommen waren, verliessen die Beiden das Gemach wieder, aber in den unfreundlichen Blicken derselben war der Hass gegen mich unzweideutig ausgeprägt. Warum? Vielleicht deshalb, weil ich ein parno war und nicht ihrem Stamme angehörte. Mein Gott, ich hatte mich doch nicht aufgedrungen, sondern wurde gegen meinen Willen unter starker Bedeckung in das Haus des Zigeunerfürsten gebracht. Dass mich der gefürchtete Häuptling mit Auszeichnung behandelte, daran trug ich wahrlich keine Schuld.

Ich griff unverweilt zu, denn ich hatte einen gewaltigen Hunger. Seit zwei Tagen hatte ich, außer hie und da ein Gläschen Sliowitz, gar nichts genossen. Unterwegs fehlte es zwar nicht an Speisen, allein dieselben waren derart zubereitet, dass sich mein Mund zur Entgegennahme derselben nicht herbeilassen wollte. Wir kehrten, wie der geehrte Leser leicht begreifen wird, immer in Spelunken niedersten Ranges ein. Das Essen unter dem Zelte Samu's war zwar auch keine Götterspeise, allein dasselbe wurde aus frischen und gesunden Lebensmitteln unter meinen Augen und zuweilen sogar nach meiner Anordnung hergestellt, deshalb konnte ich dieselben verzehren, ohne dabei einen Ekel zu empfinden.

Während ich in meiner Einsamkeit tüchtig zulangte, vernahm ich in der Vorhalle ein leises Kichern. Ich blickte nach dem Ausgange und bemerkte mehrere Mädelköpfe, die hinter dem Mauervorsprung hervorlugten und bei meinem Aufblicken unter lautem Gelächter verschwanden. Es war Gisdana, die Tochter des Häuptlings, mit ihren „Hofdamen“, die der Neugierde nicht widerstehen konnte.

„Ihr habt gut lachen“, dachte ich mir und packte, ohne mich um das junge Zigeunerblut auch im Geringsten zu kümmern, gehörig ein. Nach einer Weile erschien Dina wieder in dem Gemach und liess sich auf seinem Platze nieder.

„Schmeckt es Dir?“ fragte er mich mit lächelnder Miene.

„Ausgezeichnet!“ erwiderte ich. „Eine wahrhaft fürstliche Küche.“

Dina's lederartige Gesichtshaut verzog sich zu einer lachenden Fratze.

„Du wirst in meinem Hause, so Gott will, schon noch Besseres zu kosten bekommen“, sagte er, während er das für ihn bereitete Glas mit perlendem Rebensaft füllte. „Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so muss ich sagen, dass ich mit meinem Koch vollständig zufrieden bin. Er kostet

mich zwar ein Heidengeld, das macht aber nichts. Trivko ist auch ein parno und zwar ein gebürtiger Macedonier. Auf Deine Gesundheit, Perga, und auf ein langes Beisammenbleiben!“

Ich stiess mit dem Häuptling an.

„Ich war in der Stadt“, fuhr Dina, nachdem er das leere Glas auf den Tisch gestellt hat, fort, „um für Dich etwas Wäsche zu kaufen, konnte aber leider nichts finden. Hier pflegt man die Wäsche stets zu Hause anfertigen zu lassen. Ich habe jedoch angeordnet, dass Du das Nothwendigste schon nach Verlauf von wenigen Stunden bekommst. Auf morgen habe ich den Schneider bestellt, damit er Dir einen Anzug macht, einen solchen, wie ich ihn trage, selbstverständlich.“

„Ich danke Dir, Herzog, für Deine väterliche Sorge für mich“, erwiderte ich, während ich sein Glas vollfüllte.

„Erlaubst Du mir eine Frage?“

„Was wünschest Du, Perga?“

„Woher hast Du diesen herrlichen Anzug?“

„Gefällt er Dir?“

„Gewiss, deshalb frage ich.“

„Das ist ungarische Arbeit. Du musst nämlich wissen, dass ich im vorigen Jahre zu Pfingsten in Ungarn war. Zu jener Zeit hatten unsere Stammesbrüder jenseits der Save die Fürstenwahl vorzunehmen. Ich erfuhr zufällig davon und entschloss mich zu der weiten Reise. Sie hat mich viel gekostet, aber ich bereue diese Auslagen nicht. Dort habe ich die Richter und Aeltesten unseres Stammes gesehen, später auch den neugewählten Viertelherzog*.“

„Hat es Dir in Ungarn gefallen?“

„Im Allgemeinen wohl, aber das Romvolk hat vor ihren Vorgesetzten weder Furcht noch Achtung und das taugt nichts. Ich sah, wie gako's**) mit anderen Zigeunern bei einem Tische sassen und mit denselben um die Wette tranken. Ein solches Benehmen schmälerst das Ansehen der Aeltesten und lockert die Disciplin. In dieser Hinsicht steht es in meinem Reiche ungleich besser. Sehr schädlich wirkt auf die Lockerung der Disciplin auch das stete Einmischen der ungarischen Behörden in die Angelegenheiten der Zigeuner. In Bosnien dagegen kümmert sich um mein Thun und Treiben Niemand. Ich gebe dem Sultan, was des Sultans ist, d. h. soviel ich will, bin sonst aber vollständig unabhängig. Ich habe aber noch einen werthvolleren Anzug, nämlich mit Goldschnüren. Jenen ziehe ich nur selten an: wenn ich zum Pascha gehe oder bei einer andern feierlichen Angelegenheit. Kostet mich tausend Münz***), ist aber auch unter Brüdern soviel werth.“

„Wie stehst Du mit dem hiesigen Pascha?“

„Wir verstehen uns vortrefflich. Wenn die Stützen des Reiches nicht zusammenhalten würden, so müsste dasselbe zerfallen.“ —

Unterdessen hatte die Nacht ihre Herrschaft angetreten. Dina klatschte abermals in die Hände, worauf zwei Gardisten mit je zwei Leuchtern eintraten. In denselben steckten Kerzen aus ungebleichtem Wachs von be-

*) Ungarn war zu derselben Zeit in vier Zigeunerkreise eingetheilt, stand also unter vier Häuptlingen.

**) Onkel oder Vetter (ung.), hier der Vorgesetzte einer Zigeunertruppe.

***) Gulden, Conv.-Münze.

deutendem Umfange. Ein Diener räumte das Essgeschirr ab und entfernte sich. Bald darauf kam Gisdana gegen das Gemach herangerauscht.

„Gerade recht, dass Du kommst, mein Kind“, sagte der Häuptling. „Sage Deiner mamie*), sie soll uns noch ein paar Flaschen Wein heraufbringen.“

„Me dšawa, mire dad“**), erwiderte das Mädchen, während es auf mich einen flüchtigen Blick warf, und kehrte um.

Neugierig erwartete ich, wer nun kommen soll. Es musste jedenfalls eine Vertrauensperson sein, denn der Zigeuner hätte, als personificirtes Misstrauen, ihr sonst seinen Weinschatz, beziehungsweise den Zutritt zu demselben gewiss nicht freigegeben. Nach wenigen Minuten erschien ein altes, spindeldürres, dabei aber kostbar gekleidetes Weib von unverkennbar romischer Abkunft in unserm Gemach, stellte die mitgebrachten Flaschen auf den Tisch, grüsste mich und verschwand wieder.

„Das ist die Mutter meiner guten Bistra,“ sagte der Häuptling, als die Alte ausser Sicht kam. „Sie leitet das Hauswesen und vertritt an meiner Tochter die Mutterstelle.“

„Bist Du, so Gott will, schon längere Zeit Witwer?“

„Seit zehn Jahren. Bistra starb kurze Zeit nach meiner Wahl zum vójvoda, auf der Reise von Travnik hierher.“

Wir sprachen noch manches über Bosnien, über mein Vaterland und dgl., bis wir in dem gegenseitigen Erzählen von Dinas Tochter unterbrochen wurden. Sie trat in die Thür und winkte ihrem Vater hinaus. „Ich komme gleich zurück,“ sagte der Alte und folgte dem Mädchen. Er hielt Wort und brachte mir die kurz vorher bestellte Wäsche.

„Nun wirst Du ein Bad nehmen und Dich umkleiden,“ sagte Dina, während er das Mitgebrachte, neben mir niedergleiten liess. „Das ist nur für die Noth in aller Eile hergestellt, später wird sich schon was besseres finden. Meine Schwiegermutter bereitet schon das Bad vor. Mache Dich in meinem Hause bequem und betrachte es als Dein Heim. Ich mache unterdessen ein paar Schritte in die Stadt, werde jedoch bald wieder zurückkommen. Auf Wiedersehen, mein Sohn!“

Bei den letzten Worten nahm er Hut und Stock und liess mich allein. Das Bad that mir sehr wohl; kein Wunder auch, denn ich war herzlich müde und einer gründlichen Körperreinigung sehr bedürftig. Hierauf führte mich Bistra in das für mich bestimmte Zimmer. Dasselbe war nicht gross, aber im vollsten Sinne des Wortes herrschaftlich eingerichtet, auf orientalische Art selbstverständlich. Meine Wohnung in der kula des Halil-beg zu Vranduk war im Vergleiche zu jener im Hause des Zigeunerherzogs nicht einmal ein Schatten. Ein niedlicher mit einem kostbaren Teppich belegter Divan zog mich besonders an. Ich konnte nicht widerstehen, sondern streckte mich auf demselben aus und wurde in wenigen Augenblicken darauf dieser Welt entrückt.

Wie lange ich in Morpheus Armen ruhte, weiss ich nicht, aber das weiss ich, dass ich aus dem besten Schlafe geweckt wurde.

*) Grossmutter (zig.).

**) Ich gehe, mein Vater (zig.).

„Hast Du ausgeruht, mein Sohn?“ fragte mich Dina, der in etwas unsicherer Haltung vor mir stand. „Stehe auf, das Nachtessen ist aufgetragen.“

„Ich danke Dir, vójvoda, ich habe, wie Du weisst, bereits genachtmahlt,“ erwiderte ich.

„Das war nur eine kleine Jause zur momentanen Befriedigung des Magens; das eigentliche Nachtmahl kommt erst jetzt an die Reihe. Es ist zwar schon etwas spät, das macht aber nichts, dafür werden wir morgen längere Zeit schlafen. Ich pflege nämlich Abends immer auszugehen und mit meinen Freunden zusammen zu kommen. Man spricht bald über dieses, bald über jenes; ein Wort gibt das andere und da kann es leicht vorkommen, dass man sich ein wenig verspätet.“

Ich stand auf und folgte dem Häuptling in die zu ebener Erde gelegene trapezarija. Zwei Gardisten, die an der Eingangsthür Wache hielten, senkten bei unserm Erscheinen ihre Lanzen und liessen sich mit einem Knie auf die Erde nieder. Zwei andere, die dem gedeckten Tische gegenüber standen, ahmten ihre beiden, vor der Thür stehenden Genossen nach. Der macedonische Koch hatte auch diesmal seinen Mann gestellt. Während des Essens trat Gisdana ein.

„Willst Du mithalten, meine Tochter?“ fragte sie Dina.

„Me cháwes — ich habe gegessen.“

„Willst Du trinken?“

„Na, me piawa — nein ich trinke nicht.“

„Also was willst Du?“

„Me dšawa te šowaw — ich gehe schlafen.“*)

Bei den letzten Worten beugte Gisdana ihren Kopf auf die Hand ihres Vaters nieder, presste einen Kuss auf dieselbe und stieg, von ihren „Damen“ begleitet, die in das erste Stockwerk führende Stiege empor. Wir sassen noch eine geraume Weile beisammen und suchten in später Nachtstunde unsere Lager auf.

* * *

Nun entsteht die Frage, welches Amt bekleidete Dina nach unseren Begriffen? Seine Herzogswürde kann doch niemand ernstlich nehmen. Die Mohammedianer und Christen nannten ihn weder Herzog noch Fürst, sondern ganz einfach haračlija**), d. h. Steuereintreiber. Er war im Grunde genommen nichts anderes, als ein untergeordnetes Steuerorgan der türkischen Behörde. Als solcher hatte er von den Zelt-, d. h. nomadisirenden Zigeunern die Steuern einzutreiben und an das Staatsärar abzuführen. Er nahm, wie er selbst gestand, soviel er konnte und gab dem Staatsfiscus soviel er wollte. Die Einnahme aus der Zigeunersteuer war zwar nicht gross, aber dieselbe bildete den Reingewinn, denn der Staat hatte dabei keine, welch' Namen immer habende Unkosten. Zudem hätten die Mohammedianer bei ihrer bekannten Trägheit von den Zigeunern garnichts einzutreiben können. Von dieser Seite betrachtet, gehörte also Dina zu jenem Zweige der Staatsfunctionäre, welchen die Welt niemals mit freundlichem Blicke begegnet.

*) Wörtlich ich gehe, dass ich schlafe.

**) von harač (türk.) die Steuer.

Diese untergeordnete Anstellung, welche der Zigeunerhäuptling in den türkischen Diensten bekleidete, legte auch seinem Verkehr mit der Aussenwelt unverrückbar feststehende Grenzen an. Er verkehrte nur mit den untersten Volksschichten, besuchte die verrufensten Kneipen und suchte sich Freunde in dem männlichen Auswurfe der übrigen Völkerfamilien. Dass Dina auch seine Feinde hatte, darf Niemand befremden. Er war vor Allem Zigeuner, dazu stolz, natürlich nur dort, wo er das grosse Wort führen durfte, und reich, Gründe genug, um Hass zu erwecken. Am meisten aber hassten ihn seine ansässigen Stammgenossen mohammedanischen Glaubens. Dies war auch der Grund, warum er seine Behausung in der Regel erst bei einbrechender Nacht verliess, um durch die Zigeuner-mahala ungesehen in die Stadt zu gelangen. Musste dies jedoch während des Tages geschehen, so machte er fast immer einen Umweg durch das Christenviertel oder durch die mahala der Spagnolen.*)

So gering und wenig geachtet Dina in den Augen der Mohammedaner und Christen war, so hoch stand er bei seinen, ihm untergeordneten Stammesgenossen im Ansehen. Kein Monarch beherrscht sein Reich mit einer solch ungezügelten Willkür als Dina. Der Regierungsapparat funktionirt mit einer unglaublichen Präcision. Den Zeltzigeunern gegenüber ist Dina nicht nur der Steuereintreiber, er ist auch ihr oberster Richter und Herrscher in dem vollsten Sinne des Wortes. Sein Reich ist in zweihunddreissig Kreise eingetheilt. An der Spitze derselben stehen, wie bereits erwähnt, die glavari oder Kreisältesten, denen die baschi oder Häuptlinge einzelner Truppen unterstehen. Die glavari sind gleichzeitig auch Civil- und Strafrichter. Verbrecher, die durch ihre Unthaten ihr Leben verwirkt hatten, wurden vor das aus fünf glavari zusammengesetzte Blutgericht gestellt. Jedes Todesurtheil musste von dem Herzog durch einen eigenhändigen Einschnitt in das das Todesurtheil enthaltende Kerbholz bestätigt werden. Die Vollstreckung der Todesstrafe wird stets im Geheimen vollzogen, sowie der ganze Gerichtsapparat des Romvolkes im Geheimen arbeitet. Jeder Zigeuner unterwirft sich dem über ihn gefällten Urtheil bedingungslos. Es steht ihm das Recht zu, unter der Aegide türkischer Gesetze Schutz zu suchen, allein er macht von dieser Wohlthat niemals Gebrauch, wohlwissend, dass ein solches Vorgehen nicht nur ihm, sondern seiner ganzen Familie unausbleiblich den Tod bringen würde. Aus diesem Grunde kommt es nie vor, dass die Zigeuner als Kläger und Geklagte vor türkischen Gerichten erscheinen. Sie führen wohl Processe mit Christen und Mohammedanern, auch Spagnolen oder umgekehrt, niemals aber gegen ihre eigenen Stammesgenossen. Alle Streitigkeiten unter den roma's werden von ihren eigenen Richtern entschieden und geschlichtet.

Die Strafen für Vergehen und Verbrechen sind verschieden und zwar: Geldbusse in verschiedener Höhe; Stockschläge, ebenfalls in aufnehmender Menge; Geldbusse mit Stockschlägen vereinigt; Verbannung und die Todesstrafe. Die Verbannung trifft nicht nur den Schuldigen, sondern seine ganze Familie. Die Familienglieder eines Verbannten sind schutzlos und dürfen weder in der Nähe anderer herumziehender Banden wohnen, noch mit denselben verkehren, mit anderen Worten: der aus der

*) Eingewanderte Juden, welche im Jahre 1444 aus Spanien vertrieben wurden.

Stammgemeinschaft der Zigeuner Ausgeschlossene muss seinem Nomadenleben entsagen und seiner Familie einen festen Wohnsitz gründen. Ich bin überzeugt, dass viele zur Ausschliessung verurtheilte Familienhäupter den Tod vorziehen würden, wenn sie ihren Angehörigen dadurch wieder zur Freiheit verhelfen könnten, allein die Verbannung des Zigeuners gleicht dem Verluste des Paradieses Seitens unserer Stammeltern. Es gibt keine Wiederkehr dahin.

Ob das Gerichtswesen der Zigeuner auch in anderen Ländern so sehr entwickelt ist als auf der Balkanhalbinsel, weiss ich nicht, glaube jedoch das Gegentheil annehmen zu können, weil in anderen Zonen und Landstrichen deren Thun und Treiben ohne Zweifel strenger überwacht wird als hier. In der Türkei kümmern sich die Behörden nicht einmal einen blossblauen Dunst um die jegjupi*), vorausgesetzt, dass sie nicht sehr gewichtige Gründe dazu haben.

Ueber die Zigeuner, sowohl im Allgemeinen, als über jene des Orients ist schon sehr viel geschrieben worden, allein die Schilderungen der „Augenzeugen“ gehen nicht selten diametral auseinander. Es sei daher auch mir erlaubt, meine Erfahrungen über dieses unruhige Völkchen in kurzen Zügen niederzuschreiben.

Die Ethnographen und Sprachforscher der neuesten Epoche verlegen die Wiege der Zigeuner in das nordwestliche Indien. Dort wohnt ein Volksstamm mit Namen Čangar, dessen Redeweise der Zigeunersprache am nächsten verwandt sein soll.

Wann und aus welchem Grunde die Zigeuner ihre Urheimath verlassen haben, konnte bisher nicht unumstösslich sicher festgestellt werden. Eben so wenig konnte die Richtung, welche die Auswanderer auf ihrem Wege nach Europa genommen, bisher genau bezeichnet werden; nur soviel steht fest, dass die Zigeuner über Persien und Armenien an das Schwarze und an das Griechische Meer gekommen sind. Für diese Annahme spricht die Thatsache, dass die Zigeunersprache viele der persischen und der armenischen Sprache entlehnte Wörter enthält.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Zigeuner den aus Asien in Europa einfallenden Moslims auf dem Fusse folgten, denn sie erschienen mit den Letzteren fast gleichzeitig im byzantinischen Reiche. Die braunen Söhne Indiens konnten sich auf der Balkanhalbinsel unschwer und gleichsam unbeobachtet heimisch niederlassen und feste Wohnsitze gründen, solange der Halbmond mit dem Kreuze den Vernichtungskrieg führte. Die sociale Ordnung hatte dem blutigen Gewoge weichen müssen und Jeder war auf seine eigene Rettung bedacht. Man kann sogar annehmen, dass die Türken den Zigeunern in der Absicht, dieselben zur Unterdrückung der Christen als Werkzeuge zu gebrauchen, nicht nur einen Schutz gewährt, sondern denselben sogar auch Grund und Boden überlassen hätten. Der Wandertrieb liess das rom-Volk auf der Balkanhalbinsel jedoch nicht zur Ruhe kommen; die Zigeuner zogen den mordenden und sengenden Moslims nicht nur nach, sondern überholten dieselben sogar, und erschienen gegen das Ende des zweiten Jahrzehntes des fünfzehnten Jahrhunderts bereits an der Ostsee. Dieses Vorausseilen den türkischen Horden brachte nicht

*) Zigeuner (türk.), wörtlich Aegypter.

wenigen derselben den Tod, da man sie als Kundschafter der Türken betrachtete und darnach auch behandelte.

Die Behauptung der Zigeuner über ihre ägyptische Abstammung und zwar aus dem Geschlechte der Pharaoniden, ist eitel Humbug, der darauf ausgeht, leichtgläubige Christen zu bethören und zu eigenem Gunsten auszubeuten. Zu dieser Annahme berechtigt, wie ich tiefer unten darthun werde, nur ein einziger Umstand, der aber nicht fest genug ist, um aus demselben die ägyptische Abstammung ableiten zu können.

Das Volk der Zigeuner hat weder eine Geschichte, noch eine Tradition. Jeder Volksstamm hat seine Heroen und hochverdiente Männer, deren Namen auf uns übergekommen sind, obwohl die betreffenden Völker theilweise schon längst von der Erde verschwunden sind, nur die Zigeuner machen hievon eine Ausnahme. Sie besitzen nicht einmal eine Rückerinnerung von den hinter dem Vorhange der Vergangenheit kaum untergetauchten Ereignissen. Der Zigeuner lebt der Gegenwart; die Zukunft macht ihm geradeso wenig Sorgen, als die Vergangenheit.

Das Gesammlerbtheil, welches die Zigeuner aus dem alten Vaterlande in ihr neues Heim mitgebracht hatten, ist ihre Sprache und ihr angeborenes Talent für die Musik. Man könnte auch die Lieder der Zigeuner als ein Zeugniss für ihre Vergangenheit hinstellen, wenn sie solche behandeln würden, was jedoch nicht zutrifft, denn alle Lieder behandeln die Gegenwart, meist die sinnliche Gegenwart oder athmen den Hass wider den parno.

Die eigentliche oder ursprüngliche Zigeunersprache bildet heute nurmehr ein mehr oder minder schwaches Gerüst, auf welchem die verschiedenen Zigeuneridiome aufgebaut sind. Als die Zigeuner auf der Balkanhalbinsel erschienen, versagte, ich möchte sagen, ihre Sprache den Dienst. Dieselbe besass für viele Gegenstände, Ereignisse und Erscheinungen gar keine Bezeichnung. Diesbezüglich erging es auch der türkisch-arabischen Sprache nicht besser, deshalb mussten beide Völkerstämme zur Adoption der griechischen Sprache ihre Zuflucht nehmen und die Blössen aus dem Wortschatze dieser Sprache bedecken.

Durch das Vordringen auf der Balkanhalbinsel kamen die Zigeuner mit anderen Völkernschaften in nähere Berührung, und zwar mit den Serben, Bulgaren, Rumänen, Magyaren u. dgl. Von jeder Sprache dieser Nationen haben sie die fehlenden Bezeichnungen in ihre eigene Sprache übernommen. Auf diese Weise ist die Sprache, welcher sich gegenwärtig die Zigeuner des Westens und des Nordens im gegenseitigen Verkehr bedienen, ein aus fünf und noch mehr Sprachen zusammengetragenes Gemisch. Je höher man nach Norden kommt, desto unreiner wird die Sprache. Die entgegengesetzten Sprachenpole bilden also die Zigeuner des südlichen Balkan gebietes und deren in Norddeutschland wohnende Stammgenossen.

Sprächen die verschiedenen Staats- und Amtsurkunden nicht eine so beredte und offenkundige Sprache, so wäre man versucht, die Martern, welche der Menschengeist, besonders in Italien, Deutschland, Frankreich und Spanien ersonnen und im Vernichtungskampfe gegen die braune Rasse Jahrhunderte lang angewendet hatte, in das Reich der Fabel zu verweisen. Man hat die Zigeuner gemordet und verstümmelt, nicht weil sie gestohlen oder sonst ein Verbrechen verübt, sondern aus dem einzigen Grunde, weil sie Zigeuner waren, also nach den damaligen Begriffen zu leben nicht das Recht hatten.

Die menschenfreundliche Kaiserin Maria Theresia liess von dem Blutvergiessen an den armen Opfern menschlicher Verblendung zwar ab, ersann aber ein anderes, augenscheinlich harmloses, in Wirklichkeit aber nicht weniger grausames Mittel zur Vernichtung des rom-Volkes. Sie liess nämlich den Zigeunern ihre Kinder wegnehmen und fern von denselben erziehen. Ferner verbat sie den Zigeunern, unter einander eheliche Verbindungen einzugehen. Auf diese Weise wurden die braunen Söhne der Natur in bester Form auf den Sterbetat gesetzt. Auch ihr Sohn, der grosse Joseph II., bewies mit seinen gegen die Zigeuner gerichteten Verordnungen, dass er in mancher Beziehung ein Kind seiner Zeit war. Und die Folgen? Dieselben lassen sich am Besten mit einem Schlage in's Wasser vergleichen. Noch mehr, wir ersehen, dass die draconischen Massregeln zum entgegen gesetzten Ziele führten. Alle Versuche, die Zigeuner mit Gewalt an die Scholle zu bannen, sind misslungen, während eine glimpfliche Behandlung derselben in der Regel von günstigen Resultaten begleitet war. Darum finden wir auch in Russland, ferner in den Ländern der St. Stefanskronie und auf der Balkanhalbinsel verhältnissmässig mehr Zigeuner angesiedelt, als in irgend einem andern Staate. In Russland, wo die Kaiserin Katharina den Zigeunern auf den Kronegütern feste Wohnsitze angewiesen hatte, sind die čergaši — Zeltzigeuner — ganz verschwunden. Sie haben sich häuslich niedergelassen und mit dem russischen Volke amalgamirt. Auch in Ungarn, wo die Zigeuner gleich bei ihrem Erscheinen des landesfürstlichen Schutzes theilhaftig wurden, lebt die Mehrzahl der Zigeuer unter Dach und Fach. Das Gleiche gilt von den Zigeunern auf der Balkanhalbinsel. Die Regierungen der Sultane kümmerten sich um die Nachzügler des Moslems fast gar nicht, sondern gedachten ihrer nur, wenn es Waffen und Kanonenkugeln herzustellen galt. Nur der sittenstrengste Sultan Mustapha erliess im Jahre 1696 ein iradè, in welchem er gegen die Sittenlosigkeit und gegen den unmoralischen Lebenswandel der Zigeunermännlein und -Weiblein losdonnert, ohne sich jedoch um die Ausführung seiner diesbezüglichen Verordnung zu kümmern.

Auf der Balkanhalbinsel unterscheidet man zweierlei Zigeuner und zwar sesshafte und nomadisirende. Erstere wohnen in den Städten in eigenen Stadtvierteln und bekennen sich ausschliesslich zum islam*), während letztere unstät, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt umherziehen und zum weitaus grössten Theile griechisch-nichtunirte Christen sind. Von ihrer ursprünglichen Religion hat sich auch nicht die geringste Spur erhalten.

Zwischen den angesiedelten und den nomadisirenden Zigeunern herrscht ein unglaublicher gegenseitiger Hass, welcher bei jeder geringsten sich darbietenden Gelegenheit hervorbricht. Ich werde jedoch nicht fehlgehen, wenn ich behaupte, dass der Zeltzigeuner seinen ansässigen Bruder weit mehr hasst, als dieser jenen. Der čergaš sieht in seinem sesshaften Stammesgenossen einen freiwilligen Sklaven der herrschenden Rasse, welcher er den Kampf bis zu dem letzten Atemzuge geschworen.

Der sesshafte Zigeuner hat durch den Wechsel seiner Lebensweise an seinem Wesen Vieles eingebüsst. Vor Allem ist ihm das lebhafte Naturell

*) Die mohammedanischen Zigeunerfrauen und -Mädchen kleiden sich wie die Türkinnen, tragen aber weder den Schleier, noch den wallenden Mantel.

vollständig abhanden gekommen; er ist, wenn ich mich recht ausdrücken soll, ein Duckmauser geworden und hat sich, mit seltenen lobenswerthen Ausnahmen, dem sogenannten stillen Suff ergeben. Ferner hat der angesiedelte Zigeuner in den meisten Fällen seine Muttersprache entweder verlernt, oder sich solche nicht einmal angeeignet. Er geht in der Regel auch nur einer bestimmten Beschäftigung nach, während sein wandernder Stammesbruder, abgesehen von seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Stehlen, ein Tausendkünstler ist. Wir können daher den sesshaften Zigeuner als nicht den wahren Repräsentanten des echten Zigeunerthums ganz gut bei Seite schieben und uns weiterhin nur mit dem farb-, blut- und gesinnungsechten Zeltzigeuner beschäftigen.

Der čergaš ist in der Regel mittelgross von Statur, dabei aber fast ausschliesslich mager. Die Fleischarmuth macht sich besonders im Alter und hauptsächlich bei dem „zarten“ Geschlechte bemerkbar. Diese Erscheinung dürfte in dem unmässigen Branntweingenuß, sowie in dem häufigen Tabackkauen ihren Grund haben. Der Kopf ist, besonders bei den Männern, vorherrschend stark länglich-oval, mit hoher Stirn und im Alter hervorstehenden Backenknochen. Das Haar ist dicht, dunkelschwarz, bekraust und ergraut erst im späten Alter. Der Bartwuchs der Männer ist in den seltensten Fällen üppig und gleichmässig dicht. Das Auge ergrünzt unheimlich und unruhig, bei dem weiblichen Geschlechte zuweilen, zumahl in der Jugend träumerisch. Bei dem letzteren bildet das ungewöhnliche Anwachsen der Milchbehälter während der Stillungsperiode gewissermassen eine stehende Regel. Die Hautfarbe variirt zwischen oliven- und dunkelbraun. Blonde Zigeuner, von denen verschiedene Ethnographen erzählen, habe ich auf der Balkanhalbinsel nirgends angetroffen, ausgenommen ein Mädchen, welches mit seiner vermeintlichen Mutter schon als Kind aus der nördlichen Walachei nach Bosnien kam, aber nach seiner physischen Beschaffenheit, sowie nach seinem ganzen Thun und Lassen, jedenfall keinen Tropfen Zigeunerblutes in sich trug. Später an einen Vollblitzigeuner verheirathet, verschwand es schon nach wenigen Tagen spurlos. Körperliche Gebrechen und Abnormitäten kommen bei den Zigeunern fast garnicht vor; die häufig sichtbaren Verkrümmungen und Verstümmelungen einzelner Körpertheile werden künstlich, d. h. absichtlich erzeugt, um das Mitleid der Menschen wachzurufen.

Derartig ist die physische Beschaffenheit der Zigeuner im Allgemeinen; wer aber, wie ich, mit und unter denselben zu leben Gelegenheit hatte und ihr Aeusseres genauer zu prüfen im Stande war, konnte unschwer herausfinden, dass die Zigeuner der Balkanhalbinsel unstreitig zwei von einander ganz verschiedene Völkerfamilien angehören. Dieser Unterschied, obwohl schon im Allgemeinen leicht bemerkbar, tritt bei dem weiblichen Geschlechte besonders scharf hervor. Ein Theil derselben und zwar der weniger zahlreiche, ist von der Natur eher klein als mittelgross, hat zarte und stets harmonische Körperperformen, ein schwach länglich-ovales Gesicht, grosse schwarze melancholische Augen, dessen Iris bläulich schimmert, ferner eine tadellose Nase, an deren Wurzel die dichten Augenbrauen zusammenstossen, mit anderen Worten, diese Wesen sind, von der Natur abgesehen, das Prototyp der ägyptischen Felahweiber von blutreiner Abstammung. Die Backenknochen treten auch im vorgerückten Alter nur

unmerklich hervor. Die Trägerinnen dieser Rasse stehen auch hinsichtlich der Lebhaftigkeit hinter ihren vermeintlichen Blutschwestern weit zurück. Man könnte mir vielleicht einwenden, dass diese Abweichung von der Regel, wie man sagt, eine Spielart sein könnte, was jedoch nicht zutrifft, denn diese verliert sich und geht mit der Zeit wieder in der allgemeinen Regel auf, was hier nicht stattfindet. Die Vertreterinnen dieser Völkerfamilie sind in der Periode des Aufblühens und im ersten Stadium der Fortpflanzungsperiode von berückender Schönheit, welche sie auch im vollsten Umfange zu ihren Gunsten auszunützen verstehen. Der zweite, stärkere Theil, ist meist hochaufgeschossen, spindeldürr, mit unheimlich entwickeltem Gesichtsvorsprung, hat grossen Mund und erinnert lebhaft an semitische Abstammung.

Der Zeltzigeuner ist ein Allesesser im vollsten Sinne des Wortes. Er hält im Essen und Trinken auch kein Mass, sondern isst heute, wenn er hat, sehr viel, morgen vielleicht garnichts; heute gut, morgen schlecht, wie es eben kommt. Die Gewinnung der Lebensmittel macht ihm sehr wenig Sorgen. Die Felder und Wälder, welch' letztere ungezählte Tausende von Schweinen verschiedenen Alters in allen Jahreszeiten beherbergen, sind meist uneingezäunt; er geht also hin, wo ihm die Natur entgegenwinkt und holt sich das Nothwendige, heute hier, morgen dort, wo er es findet. Er stiehlt nicht, sondern er findet; deshalb hat seine Sprache für das Wort stehlen auch keinen Ausdruck. Er ist ein Communist par excellence; alles was die Natur hervorbringt, ist Gemeingut aller Menschenkinder, für ihn sind Mein und Dein congruente Begriffe. Fehlt es ihm an frischem Fleisch, so richtet er sich jenes von Gott geschlachteter Thiere*) zurecht. Noch mehr, er zieht letzteres dem ersteren vielfach vor, zumal wenn es bereits einige Tage in der Erde verscharrt gewesen.

Des Zigeuners Lieblingsgetränk ist der Branntwein und insbesonders die ljuta**); Wein und Bier sagen ihm weniger zu. Es ist unglaublich, welche Mengen Alcohols der braune Natursohn vertragen kann. Doch nicht nur Männer trinken viel, auch die Weiber und selbst die Kinder im zartesten Alter könnten so manchen Westeuropäer zu Schanden trinken.

Die Kleidung der Zeltzigeuner ist in der Regel mangelhaft, bei den Kindern häufig zum grössten Theile „abwesend“. Eine Ausnahme davon machen jene Zigeuner, welche mit der sie umgebenden Welt in nähere Beührung kommen, also die Schmiede, Musikanten und die Pferdehändler u. s. w. Die mangelhafte Bekleidung hat aber nicht in der Armuth, sondern in der Gewohnheit ihren Grund. Die Zigeuner sind im Allgemeinen nicht arm; manche erfreuen sich trotz ihrer zur Schau getragenen Armuth sogar eines gewissen Wohlstandes. Ihr Vermögen besteht in Geld, vorherrschend Gold, welches stets der Obhut der Weiber anvertraut ist.

Die nomadisirenden Zigeuner der Balkanhalbinsel bekennen sich, wie ich bereits erwähnt habe, fast ausschliesslich zum griechisch-nichtuniten Glauben, jedoch nur äusserlich und gerade soviel als nothwendig ist, um nicht als confessionslos zu erscheinen. Sie glauben an einen Gott, der einen Sohn hat. Letzterer wird seinem Vater in der Regierung folgen. Die dritte Dreifaltigkeitsperson beachten sie gar nicht. Sie protestiren auch

*) Aas.

**) Doppelt gebrannter Sliowitz.

nicht gegen das Fortleben der Seele nach dem Tode des Körpers, aber nach ihrem Handeln zu urtheilen, glauben sie nicht daran. Mit dem Tode eines Mitgliedes stirbt in seiner Familie auch die Erinnerung an ihn; man hört sie nie von ihren Todten sprechen.

Der Zigeuner erträgt die drückendste Hitze und die stregste Kälte mit derselben Gleichgiltigkeit; er ist gegen beide unempfindlich. Auch die Kleidung bleibt im Winter und Sommer dieselbe. Nur eine Naturerscheinung setzt ihm in der kalten Jahreszeit hart zu, der Wind. Die geringste Luftbewegung erzeugt bei ihm im Winter das Fieber; deshalb sagt er: „Pçurdipen bengéskro báshaviben — der Wind ist das Niesen des Teufels.“

Die eigentliche erlaubte Beschäftigung der Zigeuner ist die Musik, ferner der Pferdehandel, das Schmieden, die Verfertigung von Holzgeschrirren und -Geräthen u. s. w. In allen diesen Zweigen haben die braunen Söhne der Natur einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreicht. Dies gilt in erster Linie von der Musik. Zur Ausübung dieser Kunst findet der Zigeuner im Orient sehr oft Gelegenheit. Auf der Balkanhalbinsel ist eine Hochzeit ohne Musik nicht denkbar. Der Hauspatron, die Taufe bei den Christen, die Beschneidung bei den Mohammedanern können ohne Musik ebenfalls nicht gefeiert werden. Und hat sich ein Christ in einer mehana des Guten so voll gesogen, dass er kaum mehr seine unteren Extremitäten bewegen kann, so lässt er sich in der Regel von musicirenden Zigeunern nach Hause begleiten. Die Zigeunerweiber verdienen sich als Hellscherinnen, Kartenaufschlägerinnen, Heilkünstlerinnen und Tugendverkäuferinnen so manche megjedija, wobei sie nach Thunlichkeit auch etwas unangemeldet mitgehen lassen. Die ausschliessliche Beschäftigung der Kinder besteht im Betteln, welches Metier an Zudringlichkeit auf der ganzen Welt seinesgleichen suchen muss.

Die Verheirathung der Kinder geschieht sehr frühzeitig, in der Regel zwischen dreizehn und fünfzehn Jahren, daher die starke Vermehrung der Räce und das schnelle Altern der Zigeunerweiber. Dem Nichteingeweihten dürfte es räthselhaft erscheinen, dass die Seelenanzahl der Zigeuner trotz der grossen Vermehrung beinahe stationär bleibt. Der Grund davon liegt in den epidemischen Krankheiten — Blattern, Cholera, Typhus und Scharlach —, ferner in den, in Folge wilder Sinnenlust häufig vorkommenden Unterleibskrankheiten und schliesslich in der Trunksucht. Hohes Alter unter den Zigeunern ist so selten, als unter den Glasmachern oder Quecksilbererzknappen.

Eigenthümlich sind die Sprüchwörter der Zigeuner. Dieselben sind meist der Widerspiegel der Schattenseite ihres Erdenlebens. Sie sind nicht jenen anderer Völker nachgemacht, sondern dem vollen Leben der Zigeuner selbst entnommen. Hier einige Beispiele.

„Gadsike gasdes nikána tárdyas, silyále anishelyi — ein Eheweib welches seinen Gatten nie betrogen, ist ein singender Fisch.“

„Shukár romňákri duma, bengéskro hárangos — der Mund eines schönen Mädchens ist die Glocke des Teufels.“

„Hegedüre bishelóvi gadsio bicibákro — eine Geige ohne Saiten ist ein stummer Mensch.“

„Kerbúci bi sviri, rom te romni bi raklji — eine Schmiede ohne Hammer, ein Weib und ein Mann ohne Kind.“

„Pernónges te pál cirác, andro pçuv jias — barfüssig oder in Stiefeln, man muss ins Grab.“

„Ko kámél bijáv, grai bengéskro ádá — wer heirathen will, den reitet der Teufel.“

„Pçurake terneçav, davco shevo kánályi — einem alten Weibe ein junger Mann, ist dem kahlen Kopf der Kamm.“

„Féder péndeç pál góno, sal akhor pál vuk — besser eine Haselnuss in der Tasche, als eine wälsche Nuss auf dem Baume.“

„Pál gendálus cak dighás legfédér narodes — im Spiegel sieht Jeder-mann seinen besten Freund.“

„Augár merel te pál e pani, te pál cianá pali — ein brennendes Scheit erlöscht im Wasser, mag dasselbe rein oder trüb (nicht rein) sein.“

„Féder samáris lang, sar murdálo gvai — besser ein hinkender Esel, als ein verendetes Pferd.“ —

* * *

Als ich am kommenden Morgen erwachte, stand die Sonne bereits hoch über dem Horizonte. In dem Hause regte sich nichts; ich schloss daraus, dass man in der Hofburg des Zigeunerfürsten auch hinsichtlich der Nachtruhe über die gewöhnlichen Menschenkinder erhaben ist. Ich öffnete ein Fenster und sah zu demselben hinaus. Der buljuk-bascha wechselte die Wachposten vor dem Hause. Als er mich bemerkte, warf er mir einen wütenden Blick zu. Dem Hause gegenüber spielten Kinder türkischer Zigeuner und hänselten die Gardisten, wobei auch deren Herr und Gebieter nicht besonders glimpflich davonkam. Die kleinen Bösewichte hatten leicht schimpfen, wohlwissend, dass sich die Macht des verachteten haračlja auf sie nicht erstreckt.

Endlich gegen Mittag wurde es lebendig in dem Fürstenhause. Die alte Bistra keifte eine geraume Weile mit den „Hofdamen“ der Häuptlings-tochter; wahrscheinlich nahmen sie Anstand, nach ihrem Befehle aus den „Federn“ zu kriechen. Kurz darauf vernahm ich ein unheimliches Knurren, welches aus dem Munde Dina's zu kommen schien. Ein Gardist trat ein und meldete mir, dass mich der hochgnädige Herzog zu sprechen wünscht. Ich folgte dem Boten und gelangte in das Schlafzimmer meines neuen Brodherrn. Dina lag auf dem minderluk, zog an dem Rohre des nargileh und trank abwechselnd ljuta dazu.

„Wie hast Du, so Gott will, geruht, mein Sohn?“ fragte er mich nach der Erwiderung des Grusses.

Dass meine Antwort zu seiner Zufriedenheit ausfiel, kann sich der geehrte Leser leicht denken. Bald darauf liess sich der Abends vorher bestellte Schneider anmelden und wurde sogleich vorgelassen. Aus der auffallend ähnlichen braunrothen Gesichtsfarbe und insbesonders des fahl-blauen Riechorganes meines Brodherrn, und des Schneiders glaubte ich auf ihre gegenseitige Freundschaft mit Recht schliessen zu dürfen.

„Bruder Marko, hast Du wohl auch Silberschnüre?“ fragte Dina den Nadelkünstler während des Massnehmens.

„Solche habe ich wohl nicht, hoffe sie jedoch in der Stadt auftreiben zu können“, erwiderte der Gefragte.

„Wozu Silberschnüre, vojvoda Dina?“ fragte ich den Häuptling.

„Wozu? Für Deinen Anzug!“

„Ich danke Dir, aber ich bin auch mit schwarzer Verschnürung vollkommen zufrieden. So muss es auch sein, der Ordnung halber.“

„Ich versteh Dich nicht, Perga.“

„Zwischen dem Herrn und seinem Diener muss auch in der Kleidung ein Unterschied bestehen. Es geht doch nicht an, dass ich Dir gleich gekleidet einhergehe.“

„Wie Du glaubst“, erwiderte Dina nach kurzem Besinnen. Von seinem Gesichte konnte man die Glückseligkeit, in welche ihn meine Worte versetzt hatten, auf den ersten Blick herablesen.

„Meister terzija, Du bist, so Gott will, kein Bosnier“, sagte ich hierauf zum Schneider gewendet.

„Bin ich aus Ungarland, barátom;*) aus Kecskémeter Comitat“, entgegnete der Mann der Nadel in der dem Zigeunerhäuptling unverständlichen Sprache, wahrscheinlich in der Absicht, dadurch seiner Person eine grössere Wichtigkeit zu verleihen. „Barátom spricht doch auch daitsche Sproch?“

„Gewiss, lieber Freund, und es ist mir sehr angenehm, einen Menschen gefunden zu haben, mit dem ich mich ordentlich ausplaudern kann. Aber sagen Sie mir, wie sind Sie hierher, sozusagen Gott hinter dem Rücken, gekommen?“

„Wegen ajne Dummheit, barátom. Wär ich in Peter-Wardeiner Festung in Garnison; hab' ich geschnaidert und war ajn ehrlicher Männ. Kommt böse Stund, Mensch begeht Dummheit und muss auf Bónk und in Stockhaus oder nimmt still Abschied von sain Regiment. Hab ich Letzteres gethon und bin nach Bosnaorszag. Fehlt mir nichts, aber ist nicht Ungarlönd.“

Dina staunte über die Gelehrsamkeit seines Kneipbruders nicht wenig und reichte ihm die Branntweinflasche entgegen. Auch der Fussbekleidungskünstler liess nicht lange auf sich warten und ehe man sich versah, wurde an dem minderluk des haračlija eine regelrechte Kneiperei in Scene gesetzt. Es gelang mir, unbeachtet fortzukommen und mein Zimmer zu erreichen. Ich liess mir durch einen Gardisten in der Stadt einen fez kaufen, Bistra gab mir einen Umhängmantel des haračlija, worauf ich meine Wohnung verliess.

Wohin? Auf die Strasse konnte ich nicht, also musste ich im Bereiche der Hauspenaten Dina's bleiben. Ich durchschritt den Hof. In dem rechten Tracte war der Stall mit etwa fünfzehn Pferden und drei Kühen untergebracht, in dem linken dagegen befand sich die Gardistenkaserne und deren Küche. Diese bildeten jedoch nicht allein die Leibgarde des Zigeunerhäuptlinges, sondern sie verrichteten auch alle übrigen Arbeiten in und ausser dem Hause. Die Uniform trugen sie nur im Dienst, sonst aber war zwischen ihnen und ihren im Freien campirenden Brüdern hinsichtlich der Kleidung kein grosser Unterschied. Ob dieselben für ihre Leistungen entschädiget wurden, oder honoris causa dienten, habe ich nicht gefragt.

An den Hof grenzte ein ziemlich ausgedehnter und wohl gepflegter Blumengarten. Trotz der vorgerückten Jahreszeit erfreute er des Menschen

*) Bruder (ung.).

Auge mit noch einer nicht geringen Zahl seiner Kinder. Ein Dutzend heller Mädchenstimmen, die aus dem Garten zu meinen Ohren drangen, besagte mir, dass sich in demselben die Herzogstochter mit ihren Edelfräulein erging. Dessenungeachtet trat ich ein, blieb jedoch am Eingange stehen, um das junge Volk in seinem Thun und Treiben zu beobachten. Meine Neugierde wurde nur zum geringsten Theile befriediget, denn schon nach wenigen Minuten wurde meine Anwesenheit bemerkt und meinen Betrachtungen ein Ende gesetzt. Ein heller Aufschrei und die Mädchen stürmten einer grün umrankten Laube zu, in der sie auch verschwanden.

Ich überlegte, was zu thun sei. Zurückziehen mochte ich mich nicht, den Weg fortzusetzen schien mir aber auch nicht schicklich. Ich lenkte daher nach rechts ab und fand unter einem mannsarm dicken, ziemlich breitästigen Buchsbaum bald ein einladendes Ruheplätzchen. In dem Garten standen auch noch mehrere andere Zier- und Fruchtbäume, allein dieselben waren entweder schon entblättert oder bereiteten sich zur Ablegung ihres vergilbten Sommerkleides vor.

In der Laube wurde es bald lebendig. Das Geschrei und Gelächter hatte bereits eine bedenkliche Höhe erreicht, als die alte Bistra im Garten erschien und die Mittagessenszeit ankündigte.

„Dina-Schani macht's nobel“, dachte ich mir. „Die Sonne neigt sich bereits zur Ruhe und wir gehen zum Mittagessen.“

Ich liess den Mädchenschwarm an mir vorbeischliessen und folgte ihm mit der Alten nach. In der trapezarija fehlte der haračlja; seine beiden Busenfreunde, der Schneider und der Schuster, hatten sich zu lange bei ihm aufgehalten und ihm solange zugehudekt, bis er die Sinne verlor. Mir war Dina's Abwesenheit gar nicht unangenehm. Als abgeräumt wurde, erschien Bistra in dem Speiszimmer, fragte, ob sie nicht störe und liess sich auf meine einladende Handbewegung mir gegenüber nieder.

„Wie gefällt es Dir bei uns?“ fragte sie mich nach einer Weile.

„In dem Hause selbst gefällt es mir recht gut“, erwiderte ich, „die Stadt habe ich aber noch nicht gesehen.“

„Tuzla ist nicht besser und nicht schlechter als andere bosnische Städte. Sind in Deiner Heimath die Städte auch so schmutzig?“

„Das wohl nicht, auch haben unsere Städte nicht so enge Gassen und nicht so elende Wohnhütten.“

Bei den letzten Worten war Gisdana eingetreten und blieb an der Seite ihrer Grossmutter stehen. Mehrere ihrer Gesellschafterinnen gruppirten sich vor dem Eingange in die trapezarija. Ich wollte diese günstige Gelegenheit benützen, um mit dem schönen Zigeunerkind ein Gespräch anzuknüpfen.

„Habe ich Dich vorher im Garten gestört, Gisdana?“ fragte ich das Mädchen in der Landessprache.

Gisdana erröthete und blieb mir die Antwort schuldig.

„Sie versteht nicht bosnisch“, erwiderte ihre Grossmutter.

„Ist es möglich? Verstehst Du wirklich nicht bosnisch?“

„Po malo — ein wenig“, erwiderte das Mädchen schüchtern.

„Das ist mir unbegreiflich. Wie kann man mitten unter einem Volke aufwachsen und dessen Sprache doch nicht verstehen?“



„Das ist zwar kaum glaublich, aber dennoch wahr“, erwiderte Bistra.
„Zu Hause hört sie ausser der romischen Sprache kein Wort, unter die Leute kommt sie aber nie.“

„Aber ihre Gesellschafterinnen entstammen doch den čergaši, welche die Landessprache ebensogut beherrschen als ihre Stammssprache.“

„Ganz richtig, aber die Mädchen sprechen untereinander immer nur unsere Sprache.“

„Das soll aber nicht sein Gisdana“, fuhr ich, zu der Häuptlingstochter gewendet, fort, „ich werde Dich die bosnische Sprache lehren, Du mich aber die romische; ist Dir recht so?“

Gisdana bedeckte ihr glühendes Gesichtchen mit ihren kleinen Händen, guckte zwischen den Fingern durch und nickte nach einer Weile bejahend. Der junge Tross in der Thür machte über die Verschämte allerlei schlechte Witze und stichelte sie solange, bis sie das Gemach zu verlassen sich entschloss.

„Das Kind macht mir grosse Sorgen“, sagte die Alte, als wir allein waren. „Seinetwegen habe ich schon so manche Nacht durchwacht.“

„Warum?“ fragte ich, da ich mir den Grund der Sorgen Bistra's nicht erklären konnte.

„Gisdana steht bereits im heirathsfähigen Alter, aber wo finden wir einen Mann für sie?“

„Um einen solchen braucht euch wohl nicht bang zu sein. Das Mädchen ist schön, sogar sehr schön, also wird es euch nicht schwer fallen, für dasselbe einen Lebensgefährten zu finden. Gisdana wird zudem ihren Vater beerben und das fällt ebenfalls schwer in die Wagschale. Wenn ich den vójvoda recht beurtheile, so ist er sehr reich.“

„An Vermögen fehlt es freilich nicht, aber es hat einen anderen Haken.“

„Ich verstehe Dich nicht, Bistra.“

„Auf den ersten Blick scheint es freilich, dass für ein solches Mädchen ein Bräutigam leicht zu finden wäre, es ist aber dennoch nicht so. Du vergisst vor Allem, dass wir von dem Zigeunerblute abstammen, dass wir Zigeuner sind.“

„Aber die Zigeuner sind doch auch Menschen!“

„In Deinen Augen wohl, aber die Welt hält uns im Allgemeinen nicht für ihresgleichen. Auf uns lastet der Fluch, die menschliche Gesellschaft hat uns aus ihrer Umgebung ausgeschlossen. Betrachte nur einmal meinen Schwiegersohn! Ueber 40000 Seelen unseres Stammes zittern vor ihm und dürfen sich ihm nur auf den Knieen rutschend nähern, das hindert aber nicht, dass ihn der tiefststehende Mohammedaner oder der verkommenste Christ ungestraft nach Herzenslust verhöhnen kann. Selbst unsere Blutsbrüder, welche den Glauben des Propheten angenommen haben, im übrigen aber um kein Haar besser sind, als wir, dürfen sich nach Belieben über ihn lustig machen. Unser Stamm bringt seinem Oberhaupt mehr Achtung entgegen, als die getreuesten Mohammedaner ihrem Padischah, aber seine Würde hat bei der Mitwelt gar keinen Werth. Sein Auftreten wird stets mit Hohngelächter begleitet, man hält ihn für einen Hofnarren des jeweiligen Pascha und behandelt ihn auch danach. Kein auch nur halbwegs anständiger Mensch will sich mit ihm gesellen; nur der Auswurf

sucht seine Nähe, um daraus für sich materielle Vortheile zu ziehen. Durch sinkt er immer tiefer und wird bald den Weg alles Irdischen gehen. Das unmässige Trinken wird ihn vor der Zeit unter die Erde bringen.“

„Es giebt gewiss noch andere Menschen in Bosnien, welche die allgemeine Meinung der Bevölkerung über die Zigeuner nicht theilen“, erwiderte ich, um die Alte zu trösten. „Es fehlt gewiss nicht an Christen, welche die Zigeuner als ihre Brüder betrachten und in Folge dessen vor einer Verbindung mit ihnen nicht zurückschrecken würden.“

„Du irrst, mein Sohn! Den Hass gegen uns vermag alles Gold meiner Enkelin nicht aufzuwiegen.“

„Aber ein Mohammedaner —“

„Noch weniger. Als Favoritin könnten wir das Kind freilich leicht anbringen, um es versumpfen zu lassen, zu seinem Eheweib würde es kein Türke nehmen.“

„Halil-beg, bei dem ich bis vor kurzem diente, hatte eine Čirkassierin zur Ehegattin, also —“

„Die Čerkessen sind ein erbgesessenes, freies und tapferes Volk, dazu mohammedanischer Religion, während wir die Paria der menschlichen Gesellschaft bilden. Der Unterschied zwischen jenen und uns ist himmelhoch. Gisdana kann nur einen Zigeuner heirathen und wird bei ihrer schwachen Körperconstitution der rohen Behandlung ihres Mannes bald erliegen. Dieser Gedanke erfüllt mich stets mit unsäglichem Schmerz. Ich —“

Bistra hielt inne. Vor dem Hause brummten mehrere Stimmen; es waren Dina und seine Freunde. Um der Versuchung um so leichter zu entgehen, stand ich auf und nahm den Weg gegen mein Wohnzimmer.

„Unglücklicher Mann, selbst sein Diener flieht ihn“, hörte ich Bistra seufzend sagen.

Ich floh eigentlich nicht ihn, sondern seine Gesellschaft, da ich mit den wüsten Gesellen keine Freundschaft schliessen wollte. In meiner Wohnung angekommen, warf ich mich auf den Divan und dachte über das soeben mit Bistra geführte Zwiegespräch nach. Die Alte hatte recht, die Zigeuner waren in den Augen der bosnischen Bevölkerung keine Menschen. Das Geld war, wenigstens auf der Balkanhalbinsel, zu derselben Zeit noch kein besonders gesuchter Artikel. Die Bedürfnisse waren gering, wer aber nach dem schnöden Gold haschte, konnte mit Arbeit und Geschäftsgenü in den Besitz desselben gelangen, ohne von seiner Ehre etwas zu vergeben. Die Zukunft des schönen Zigeunerkindes war trotz seines grossen Vermögens keinesfalls rosig.

„Perga, das wäre etwas für Dich“, sagte eine innere Stimme zu mir. „Zigeuner sind auch Menschen. Das Mädchen ist unverdorben, schön und reich, greife zu und Du wirst glücklich werden. Fern von ihrem Stamme wird Gisdana alles abstreifen, was sie sich von ihrer Umgebung angeeignet hat. Bei ihrer Jugend kann auch ihre Ausbildung wenigstens theilweise noch nachgeholt werden“

Ein starker Faustschlag an die Zimmerthür weckte mich aus meiner Träumerei.

„Wer ist's?“, fragte ich unwillig über die Störung.

„Der gnädigste Herzog befiehlt Dich in die trapezarija“, erwiederte draussen ein Gardist.

„Ich kann nicht kommen, weil ich unwohl bin“, erwiederte ich und blieb auf dem Divan liegen.

„Werde ausrichten.“

Der Bote trabte über die Stiege hinab, ich aber stand auf, zündete ein Licht an und vertauschte den Divan mit dem minderluk. Ich hatte mich jedoch verrechnet, denn in dem nächsten Augenblicke erschien Dina bei mir und erkundigte sich nach meinem Befinden.

„Kopfschmerzen, weiter nichts“, erwiederte ich artig aber kurz. „Ich war wahrscheinlich zu lange auf der Sonne.“

„Trinke eine Flasche Wein, der Kopfschmerz wird gleich vergehen“, sagte Dina. „Ich kurire jede Krankheit mit Wein und ljuta und fühle mich dabei recht wohl. Der Diener wird Dir das Heilmittel gleich heraufbringen.

Sprachs und verschwand in der Thür. Die Medicin kam, aber nicht durch den Diener, dieselbe brachte mir vielmehr die alte Bistra. Ohne um Erlaubniss zu fragen, liess sie sich neben mir auf den minderluk nieder. Ich errieth ihre Absicht.

„Siehst Du, wie es bei uns zugeht, mein Sohn?“ sagte sie nach einer Weile mit weinerlicher Stimme. „Nicht nur dass Dina selbst über die Gebühr trinkt, er zahlt auch noch für andere Trunkenbolde und schleppt sie schliesslich noch in sein Haus. Ein wahres Glück, dass wir nicht in der Stadt wohnen dürfen, wenigstens sehen die Städter den Skandal nicht. O mein armes, armes Kind!“

Bei der Redewendung verfiel Bistra in ein krampfhaftes Schluchzen. Unterdessen nahm in der trapezarija der Lärm beständig zu.

„Hat denn Dina keinen Bekannten in der besseren Gesellschaft, der auf ihn einen wohlthätigen Einfluss ausüben könnte?“ fragte ich die Zigeunerin nach einer Weile.

„Niemand! Alle ordentlichen Menschen fliehen ihn. Eines Tages verfiel ich auf eine anscheinend gute Idee und ging zum Pascha, um ihn um seine Intervention zu bitten.“

„Und was sagte der Pascha?“

„Ausgelacht hat er mich. Er habe wohl besseres zu thun, als sich um die Lebensweise der Zigeuner zu kümmern, meinte er und ich musste unverrichteter Dinge abziehen.“

Wir sprachen noch längere Zeit über dieses und jenes, bis die Freunde Dinas dessen Haus verliessen, worauf sich auch Bistra zurückzog. Am folgenden Morgen liess ich mir Papier und ein Schreibzeug aus der Stadt bringen, schnitt ein paar Schilfrohrstäbchen zu Schreibfedern*) und machte mich an die Arbeit. Anfangs wusste ich selbst nicht, was ich niederschreiben sollte, kam aber schon nach einigem Nachdenken zu dem Entschlusse, meine seit dem Verlassen meines Vaterlandes erlebten Abentheuer zu Papier zu bringen. Auf diese Weise konnte ich die Zeit am besten todtschlagen. Ich blieb bis zum Mittagstisch in meinem Zimmer und arbeitete frisch drauf los.

*) In der Türkei schrieb man damals fast ausschliesslich mit Schilfrohr. D. V.

Während ich in der besten Arbeit war, erschien Dina in meiner Wohnung. Er war, das kupfrige und bläulich angelaufene Gesicht ausgenommen, vollständig verändert. Seine mit Haut überzogenen Knochen steckten in einem schwarzen goldverschnürten, auf der Vorderseite mit eignossen vergoldeten Knöpfen dreireihig besetztem Paraderocke, schwarzen Stiefelhosen und bespornten Kniestiefeln, während die Schädeldecke ein kálpak aus Astrachanfell schützend umhüllte. In der Hand hielt er den Häuptlingsstab, dessen oberes Ende eine ebenfalls vergoldete Kugel zierte.

„Wohin Meister, pardon Herzog Dina?“ fragte ich das Zigeuneroberhaupt.

„Zum Pascha, ha - ha - ha!“

„Was ist denn los?“

„Ich muss Dich anmelden gehen. Auch ein Stammoberhaupt hat den Behörden gegenüber gewisse Vorschriften zu beobachten. Ich bin zwar unabhängig, aber einen so wichtigen Fall als Deine Aufnahme in unsere Gemeinschaft muss ich ihm demnach melden.“

„Wenn er aber eine Einwendung dagegen erheben sollte?“

„Lass gut sein, ich habe einen mächtigen Verbündeten.“

Bei den letzten Worten griff er in die Hosentasche und spielte mit den in derselben liegenden Goldmünzen. Vor dem Hause angekommen wurde er von seinen Gardisten in den Sattel gehoben und folgte dem Vorreiter durch die Zigeuner-mahala. Drei Gardisten, ebenfalls zu Pferd, folgten ihm in einer Entfernung von ungefähr fünf Schritten. Bald darauf vernahm ich ein Kreischen und ein Geschrei auf der Gasse. Kinder und Weiber türkischer Zigeuner machten sich, indem sie den Zigeunerhäuptling verhöhnten und sich über denselben weit über die Gebühr lustig machten, einen guten Tag.

Dina blieb länger aus als ich dachte. Wie ich später erfuhr, stattete er den meisten Spelunken der Stadt Besuche ab, um sich von den untersten Zehntausend in seiner Galatracht bewundern zu lassen.

„Was hast Du ausgerichtet, vójvoda?“ fragte ich Dina, als er gegen Sonnenuntergang in weinseliger Laune bei mir eintrat.

„Alles in Ordnung, mein Sohn“, erwiderte der Häuptling, während er sich wohlgemuth die Hände rieb. „Morgen schreiten wir zur Verfassung einer Proclamation an mein Volk. Du wirst dieselbe dann so oft abschreiben, als mein Reich glavari zählt und dann geht sie hinaus nach allen Seiten und Enden. Jetzt nahet nämlich die Zeit der halbjährigen Steuereintreibung, also muss ich meine Statthalter davon in Kenntniss setzen, damit sie das zahlungsunwillige Volk bis zu meiner Ankunft unter den Augen behalten. Ich habe auch dem Pascha erzählt — die Idee ist mir unterwegs eingefallen — dass ich die diesbezügliche Verordnung schriftlich erlassen werde.“

„Und was hat er dazu gesagt?“

„Gelacht hat er, wie ich ihn noch nie lachen gehört habe.“

„Er hatte auch vollen Grund dazu“, erwiderte ich ironisch lächelnd.

„Wegen meines guten Einfalles, nicht wahr? Der alte Dina ist gescheiter als man im Allgemeinen glaubt.“

Am folgenden Morgen schritt ich sofort zur Verfassung der in Rede stehenden Proclamation und entwarf nachstehendes Concept:

„An unser getreues rom-Volk christlichen Glaubens und dessen glavari in Bosnien und Hercegovina.

Der Termin der Steuerentrichtung rückt heran, die Zeit, in der man dem Kaiser geben muss, was des Kaisers ist, rüttelt bereits an den Zeltstangen unserer getreuen Unterthanen. Wir verordnen daher, dass von der Bekanntmachung dieser Unserer Entschliessung angefangen, bis zu Unserer Ankunft keine Truppe und keine Familie ihre Zelte abbrechen und ihre Wohnplätze wechseln darf.

Für die Befolgung Unserer Verordnung machen wir unsere glavari verantwortlich.

Gegeben in Unserer Residenz in Doljna Tuzla am Feste des Propheten Jonas*) 1839.“

Anfangs wollte ich meinen ganzen, ohnehin nicht bedeutenden Humorrhorrath in das Kleid der Proclamation einflechten, besann mich nach kurzem Ueberlegen aber eines Besseren. Dadurch hätte ich mir eine bedeutende, dabei aber unnütze Arbeit aufgebürdet. Ein genaues Datum hatte ich aus dem Grunde nicht eingesetzt, weil die Orientchristen solches nicht kennen. Die Meisten kennen nicht einmal die Unterabtheilungen des Jahres. Die Christen berechnen die Zeit nach den Festtagen hervorragenderer Heiligen, die Mohammedaner dagegen haben ihre eigene Zeitrechnung, nämlich das Mondjahr von dreizehn Monaten. Ich las dem Häuptling das Concept vor und wünschte sein Urtheil darüber zu hören.

„Ausgezeichnet! Unübertrefflich!“ erwiderte der Alte. „Besser könnte es nicht einmal der Schreiber des Pascha zusammenstellen.“

„Die Verordnung muss jetzt aber in die rom-Sprache übersetzt werden. Bist Du, vójvoda, wohl sattelfest in Deiner Muttersprache?“

„Das weiss ich wohl nicht, ich spreche so als meine Stammesbrüder. Aber meine Tochter, die mit der Aussenwelt gar nicht in Berührung kommt, spricht bedeutend reiner als ich; wenn es Dir recht ist, werde ich sie hierherschicken.“

„Meinetwegen, aber ich fürchte, dass ich mich mit ihr nicht werde verständigen können, da ich wenig romisch verstehe, sie aber das bosnische Idiom nur zum Theile beherrscht.“

„Oh, wenn sie will, spricht sie ganz gut. Ich muss einen kleinen Ausgang machen, ihr aber geht frisch an's Werk.“

Dina verliess meine Wohnung und bald darauf auch das Haus. Nach etwa zehn Minuten erschienen Bistra und Gisdana bei mir. Erstere entfernte sich nach einer kurzen Weile und liess ihre Enkelin bei mir. Wir machten uns sofort an die Arbeit, aber es ging nicht so leicht als ich dachte, da ich von der von der europäischen Sprache sehr abweichenden Wort- und Satzverbindung der Zigeunersprache keinen Begriff hatte, Gisdana mir den Wortschatz aber auch nur brockenweise vorsetzte. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Beobachtung, dass das Zigeunermädchen wirklich viel besser bosnisch sprach, als ich dachte. Es fehlte wohl hie und da ein Ausdruck, aber man konnte sich mit ihr ganz gut verständlich machen. Endlich waren wir auch mit der Uebersetzung zu Ende. Ob dieselbe gut oder schlecht ausgefallen war, weiss ich nicht, aber den Hauptfaden des Conceptes ent-

*) 4. October.

hielt sie jedenfalls. Die Gardisten brauchten auch nicht den Text von Wort zu Wort zu kennen, den Kern der Verordnung konnte man ihnen aber mit wenigen Worten beibringen.

Während ich mit der Herstellung der ersten Copie beschäftigt war, versuchte Gisdana unser gemeinschaftliches Werk ihrem Gedächtnisse einzuprägen, was ihr nach einigen Bemühungen auch gelang.

„Nun musst Du aber die Verordnung den Gardisten, welche mit der Verbreitung derselben betraut werden, einpauken“, sagte ich zu der Häuptlings-tochter in der Absicht, dieselbe auf diese Weise zum Verlassen meiner Wohnung zu vermögen, und weiterhin ungestört die Schilfrohrfeder gebrauchen zu können. Mein Wunsch ging in Erfüllung; Gisdana nahm das Conceptblatt und entfernte sich, um, wie sie sagte, den Gardisten die Verordnung vorzulesen und ihnen dieselbe beizubringen. Ich malte weiter, jedoch nicht lange; ein ungewöhnliches Poltern auf der Aufgangstreppe störte mich in meiner Arbeit. Gleich darauf erschien Dina von Schuster und Schneider begleitet, in meinem Zimmer.

„Nun wollen es anprobiren“, sagte der Alte, während er seinen mit Knochen gefüllten Hautsack langsam auf den Divan niederliess. Kleidung und Beschuhung passten leidlich, nun fehlte noch die Kopfbedeckung. „Wird noch heute fertig sein“, erwiederte Dina auf meine diesbezügliche Bemerkung.

Ich drehte den Stahlspiegel nach allen Richtungen, um mich darin besser zu sehen, bekam jedoch stets nur einen sehr kleinen Theil meines äussern Menschen zu sehen. Mein Gesicht hatte in den wenigen Tagen meines zurückgezogenen Lebens von der braunen Färbung vieles verloren, noch eine Woche und dann war ich wieder naturfarbig. Es wäre schön gewesen, wenn Dina nicht anders beschlossen hätte. Gegen Abend erschien er in Gesellschaft seiner Schwiegermutter in meiner Wohnung und eröffnete mir, dass mir Bistra die nöthigen Schattirungen appliciren werde. Ich protestirte dagegen, vergebens.

„Du kannst mit mir unter die Zigeuner unmöglich als parno gehen“, erwiederte Dina auf meine Einwendung mit einer ihm sonst nicht eigenen Entschiedenheit. „Wenn das rom-Volk erfährt, dass Du ein Weisser bist, so ist mein ganzer Nimbus dahin. Schreibkundige parnos findet man überall, aber gelehrte Männer unserer Raçe sind so selten, als die Fixsterne am Himmel, wenn nicht noch mehr.“

„Aber Samu, Mikula und noch manche andere werden mich ja doch kennen!“ entgegnete ich. „Zudem wissen alle Deine Gardisten, dass ich ein Weisser bin. Ich glaube kaum, dass alle diese Personen das Geheimniss für sich bewahren werden.“

„Dafür lass Du nur mich sorgen; was ich befehle, muss meinem Volke heilig sein.“

„Wenn es durchaus sein muss, so werde ich mich fügen, obwohl ich nicht verschweigen kann, dass . . .“

„Es schmerzt Dich, ich verstehe, aber es muss sein. Mein Dank dafür wird nicht ausbleiben.“

Ich schwieg und liess geschehen, was ich nicht leicht abwenden konnte. In einer guten Viertelstunde war ich beinahe so braun, als mein

Brodherr. Bistra hatte weniger zu thun, als s. Z. Samu, weil das Färben der unteren Extremitäten und der Brust entfiel.

Am folgenden Morgen war ich mit dem Abschreiben des Circulares zu Ende und liess den haračlja in meine Wohnung kommen, um die Schriftstücke von ihm zeichnen zu lassen. Ohne ein Wort zu reden, tauchte er den rechten Zeigefinger in die Tinte und machte auf dem obersten Bogen einen Klex.

„Ist das Deine Unterschrift?“ fragte ich ihn ironisch.

„Jawohl“, erwiederte Dina.

Diese Behauptung war zum Theile richtig. Wer in der Türkei nicht schreibkundig ist, drückt der zu unterfertigenden Urkunde sein Siegel bei. Im Ermangelungsfalle kann diese Fertigung durch einen mit dem rechten Zeigefinger hervorgebrachten Tintenklex ersetzt werden. Das im übrigen Europa gebräuchliche Kreuzzeichen bei Analphabeten ist im Orient nicht bekannt.

„Hast Du keine burma *) oder sonst ein Siegel?“

„Nein!“

„Entschuldige meine Bemerkung, vójvoda, aber Du bist mir ein rechter Fürst und Herzog; ein Herzog, der nicht einmal ein Siegel hat!“

„Bisher habe ich ein Siegel niemals gebraucht. Tragen die Fürsten und Herzöge bei euch stets eine burma bei sich?“

„Das will ich meinen, und zwar nicht nur die burma am Finger, sondern ein grosses Siegel mit einer goldenen Kette um den Hals.“

„Das kann ich doch auch thun.“

„Gewiss kannst Du es thun, ich begreife nur nicht, dass Du es nicht schon gethan hast. Das ist doch der Hauptschmuck eines vójvoda.“

„Aber wer macht mir ein Siegel?“

„Der Siegelschneider, aber ich glaube kaum, dass ein solcher hier wohnt; in Sarajevo dagegen üben dieses Handwerk bestimmt mehrere aus.“

„Also gut, Du wirst die Zeichnung entwerfen und dann lasse ich mit derselben gleich einen meiner Leute aufsitzen und gen Bosna Sarai aufbrechen. Nimmt die Herstellung eines solchen Siegels viel Zeit in Anspruch?“

„Kaum eine Stunde“, erwiederte ich.

„Nicht mehr? Wenn dem so ist, so kann der Bote am vierten Tage bereits wieder hier eintreffen.“

Ich machte mich gleich an die Arbeit und zeichnete ein Gemisch von einer Herzogskrone und einer Narrenkappe, unter die Zeichnung setzte ich aber das Monogramm D. P., d. h. Dina Prokić. Die Krone entsprach seiner Würde vollkommen. Dina war, im Grunde genommen, wirklich ein vójvoda, allein die Welt betrachtete ihn als einen Schalknarren und behandelte ihn auch darnach.

„Nach dem Mittagessen werden wir in die Stadt gehen“, sagte Dina zu mir, als der Bote abgefertigt wurde. „Die Tuzlaner werden bei Deinem Erscheinen gewiss grosse Augen machen.“

„Ich wünsche Dir beste Unterhaltung, vójvoda, aber Dich begleiten kann ich nicht“, erwiederte ich.

„Warum nicht?“

*) Siegelring (türk.).

„Weil ich, so verunstaltet als ich bin, nicht auf die Gasse gehe.“

„Wenn ich Dir aber befehle?“

„Du hast mir in dieser Richtung nichts zu befehlen! Es steht Dir frei, mir eine Arbeit anzuweisen, allein mich in eine Kneipe zu befehlen, steht Dir das Recht nicht zu.“

Dina stutzte; eine solche Antwort hatte er von mir nicht erwartet.

„Aber hier kennt Dich doch Niemand“, entgegnete er nach einer Weile.

„Niemand? Die halbe Stadt weiss, dass ich ein parno bin.“

„Woher weisst Du das?“

„Mir hat es zwar Niemand gesagt, aber das Benehmen Deiner Umgebung mir gegenüber berechtigt mich zu dieser Annahme.“

„Ich habe meinen Freunden befohlen, reinen Mund zu halten.“

„Du hast Deinen Freunden gar nichts zu befehlen! Deine Herrschaft erstreckt sich nur über das rom-Volk. Gerade dadurch, dass Du Deine Freunde um die Geheimhaltung meiner Abkunft ersucht hast, wurden sie zum Plaudern veranlasst. Du kennst die Welt wohl sehr wenig, wenn Du so glaubensselig bist.“

Dina schwieg; er schien um eine Antwort verlegen. Während dieser peinlichen Pause trat Gisdana in mein Zimmer, um ihrem Vater eine Mittheilung zu machen. Als sie mich erblickte, schreckte sie sichtlich zusammen. Sie lief davon, Dina folgte ihr nach.

Ich war froh, dass ich wieder allein war, doch auch diesmal konnte ich mich nur kurze Zeit der Ruhe freuen. Der Gardist rief mich zum Mittagessen. Ich erwiderte nichts, sondern setzte mich auf den Divan nieder, während der Diener, nachdem er die Zimmerthür zugemacht, in eine laute Lache ausbrach. Dieses Compliment galt jedenfalls mir. Eine unsagbare Wuth packte mich. Meine lächerliche Stellung trat mit ihrer Nichtigkeit vor meine Augen. Hatte der Schöpfer, als er mich werden liess, wirklich diesen Plan mit mir? Mein Entschluss war bald gefasst. Ich wollte den haračlija durch Bosnien und Herzegovina begleiten, auf der Rückkehr aber an der österreichischen Grenze von ihm Abschied nehmen. Noch mehr, ich wollte den Boden meines Vaterlandes gerade dort wieder betreten, wo ich ihn verlassen hatte, nämlich in Kostajnica.

Nach der Aufstellung dieses Planes fühlte ich mich sichtlich erleichtert. An das Mittagessen dachte ich gar nicht, wohl aber die alte Bistra, die zu mir kam, um sich nach dem Grunde meines Fernbleibens zu erkundigen.

„Ich habe Kopfschmerzen, deshalb werde ich den Magen schonen und heute nichts essen“, erwiederte ich auf die Frage der Alten.

„Ich weiss nicht, was in unserem Hause heute los ist“, begann Bistra. „Dina hat das Mittagsessen gelassen und ist schimpfend fortgegangen, Du hast Kopfschmerzen, Gisdana sitzt in der Gartenlaube und weint, nur die Gardisten benehmen sich wie toll und lachen, dass das Haus zittert.“

„Was fehlt denn der Herzogstochter?“

„Weiss ich es denn? Vormittag war sie, ich möchte sagen, ausgelassen lustig, schlug aber im Handumdrehen um und weint jetzt, ohne den Grund angeben zu wollen.“

„Bistra, wenn Du mir eine Gefälligkeit erweisen willst, so bringe mir eine Flasche Wein“, sagte ich, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

„Wein und Kopfschmerzen passen wohl schlecht zusammen, aber ich werde Deinen Wunsch erfüllen.“

„Ich will einmal die Kurmethode Deines Schwiegersohnes versuchen; er heilt alle Krankheiten mit Wein und ljuta.“

Bistra ging fort, brachte mir das Gewünschte und entfernte sich, ich aber griff zu und spülte solange den Zorn hinab, bis ich einschlief.

Als ich erwachte, hatte sich die Sonne bereits zur Ruhe geneigt und nahm soeben von den umliegenden Berghöhen Abschied. In der Vorhalle glaubte ich ein leises Rauschen, von Frauenkleidern herrührend, zu vernehmen, deshalb hielt ich den Atem zurück, um besser zu hören. Kein Zweifel, jemand war draussen. Ich horchte. Ein Seufzer und dann noch einer und schliesslich einige Worte in der Zigeunersprache, deren Sinn ich nicht verstand. Es war Gisdana's Stimme. Was machte das schöne Zigeunerkind in der Vorhalle und dazu allein? Einige Minuten herrschte Stille, dann aber hub sie zu singen an. Sie sang mit zitternder Stimme das bekannte Zigeunerlied:

„Güle mire dai merdyás.
Mire vódyi the merdyás;
Bilátor niso kamáv,
Féder avlas, the meráw.“*)

Wieder ward es stille in dem Vorgemach. Ich stand auf, schlich mich möglichst still zur Thür, öffnete dieselbe geräuschlos und sah Gisdana neben dem Gassenfenster sitzen. Den Kopf auf eine Hand gestützt, schien sie das Abendroth, welches die Berge mit seinem grellen Lichte erleuchtete, zu betrachten.

„Gisdana!“ rief ich mit gedämpfter Stimme ihren Namen.

Sie stiess einen leisen Schrei aus, blieb aber unbeweglich sitzen.

„Habe ich Dich erschreckt, Gisdana?“ fragte ich die Häuptlingstochter.

„Ein wenig.“

„Bist Du deshalb böse auf mich?“

„Oh nein, ganz und gar nicht.“

„Was machst Du allein da?“

„Ich kann meine Gesellschafterinnen nicht mehr ausstehen.“

„Willst Du nicht lieber in mein Zimmer kommen?“

Bei den letzten Worten ergriff ich Gisdana's Hand, um ihr beim Aufstehen behilflich zu sein. Sie liess es ruhig geschehen und folgte mir.

„Du bist traurig, Gisdana“, sagte ich, als sie auf dem Divan Platz genommen.

Das Mädchen erwiderete nichts.

„Du hast heute auch geweint und dazu noch sehr viel geweint“, fuhr ich fort. „Warum?“

„Wer hat Dir gesagt, dass ich geweint habe?“ fragte Gisdana gewissermassen mit Ungestüm.

„Deine Grossmutter.“

„Die muss aber auch Alles ausplaudern! Ja, ich habe geweint und werde noch weinen!“

*) Seit im Grabe die Mutter ruht Ist gar so traurig mir zu Muth; Hab' auf der Welt auch keinen Schatz, In dem Grabe ist mein Platz.

Gisdana hielt Wort, denn im nächsten Augenblicke fing sie nach allen Regeln zu schluchzen an. Um sie zu beruhigen, schlang ich meine Rechte um ihre Taille und zog sie ohne Widerstreben an mich.

„Warum weinst Du?“ wiederholte ich die Frage.

„Weil man Dich hässlich gemacht hat“, brachte sie unter fortwährendem Schluchzen mühsam hervor.

„Weil man mich hässlich gemacht hat, deshalb weinst Du? Aber liebes Kind, Dir muss es doch gleichgültig sein, ob ich weiss oder braun bin!“

„Hast Du wirklich so wenig Beobachtungsgabe, dass Du es nicht schon bemerkt hättest?“

„Was hätte ich denn bemerken sollen?“

Gisdana lehnte ihr Köpfchen an meine Brust und hauchte kaum hörbar:

„Me kamáwa mire parno pral — ich liebe meinen weissen Bruder.“

Von diesen Worten war ich wie niedergedonnert. Die Liebeserklärung kam mir so unerwartet, dass ich auf dieselbe keine Erwiderung fand.

„Hast Du mich verstanden, Perga?“ unterbrach Gisdana die peinliche Stille. „Ich liebe Dich mit aller Gluth meines Herzens!“

„Unglückliches Kind!“ Diese Worte kamen, ohne dass ich wusste wie, über meine Lippen.

„Warum unglücklich? Und Du? Willst Du mich nicht lieben?“

„Ich habe Dich wohl herzlich gern, aber unsere Liebe wäre zwecklos — eine Pflanze, die blüht, aber keine Früchte trägt.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Ich bin ein armer Mann, der ausser etwas Wissen und gesundem Sinn nichts sein Eigen nennt, Du dagegen bist des reichen haračlija Tochter, der in unsere Verbindung nie einwilligen würde.“

„Hast Du noch einen anderen Grund?“

„Wohlan, ich will Dir gegenüber aufrichtig sein, Gisdana. Meine Stellung im Hause Deines Vaters ist angenehm und einträglich, aber ich werde dieselbe dessen ungeachtet nicht lange bekleiden. Sobald wir von der Steuereintreibungsreise zurückkehren, werde ich Abschied von euch nehmen.“

„Du schämst Dich, unter uns zu sein, ich weiss es und kann Dir nicht unrecht geben.“

„Gisdana, Du beurtheilst mich ganz und gar falsch. Ich habe keinen Grund, mich vor euch zu schämen, wenn ich jedoch auf meinen Entschluss verharre, so geschieht dies aus dem einzigen Grunde, weil ich hier nicht verkommen will. Ich bin noch jung, muss daher lernen, um ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden!“

„Und was willst Du werden?“

„Ich werde mit einer bescheidenen Stellung anfangen und vom čatib zum kadi, mit der Zeit auch zum kaimakam vorrücken.“

„Du willst kaimakam werden? Ist denn das möglich? Wie kannst Du ohne Geld so hoch emporsteigen?“

„In meiner Heimath wird das Geld durch das Wissen ersetzt.“

Gisdana schwieg nachdenklich; sie schien nicht begreifen zu können, dass man ohne Geld, durch das blosse Wissen eine hohe Stellung erringen kann.

„Zudem kann ich mich in dem orientalischen Leben nicht zurechtfinden.“

„Ist das Leben in Deiner Heimath von dem unserigen verschieden?“

„So verschieden wie der Tag und die Nacht. Bei uns gehen die Frauen und Mädchen frei herum, wie die Männer. Sie nehmen Theil an Lust und Leid, was im Orient nicht der Fall ist. Man findet sie in der Kirche und auf dem Tanzplatze mit den Männern zusammen. Was würde man in Tuzla von einer ordentlichen Frau, gleichviel ob Christin oder Mohammedanerin, sagen, wenn sie sich mit ihrem Gatten in einem han oder in einer mehana sehen lassen würde?“

„Jetzt begreife ich, warum Du mich nicht magst. Du würdest Dich schämen, mit mir auszugehen, weil ich von den Zigeunern abstamme.“

„Grundfalsch! Wenn ich in Deinen Plan eine geringe Hoffnung setze, so geschieht dies nur aus dem Grunde, weil ich die Ueberzeugung hege, dass Dein Vater seine Einwilligung nicht geben würde.“

„Hast Du sonst wirklich keinen anderen Grund?“

„Nein!“

„Und liebst Du mich wirklich aufrichtig?“ —

„Ist's erlaubt?“ fragte draussen eine Stimme.

„Nur herein!“ erwiderte ich, während ich von dem Mädchen meine Hand zurückzog, um dem Eintretenden zu allfälligen boshaften Bemerkungen keine Veranlassung zu geben. Ich hatte jedoch die Rechnung ohne Gisdana gemacht. Als ich sie los liess, setzte sie sich mit katzenartiger Behendigkeit auf meine Kniee und hielt mich mit beiden Händen umschlungen. Ich wollte mich ebenso schnell der süßen Bürde entledigen, aber es war zu spät. In der Thür erschien Bistra mit einer Kerze. Bei dem Anblicke der seltsamen Gruppe blieb sie mit offenem Munde unweit der Thür stehen und gaffte uns an. Sie wollte etwas sagen, aber Gisdana kam ihr vor und erzählte ihr . . . Was? Ich weiss es selbst nicht, denn sie sprach so schnell, dass ich nur mit Mühe hie und da ein Wort auffangen konnte. Die Alte hörte aufmerksam zu und betrachtete bald mich, bald ihre Enkelin. Während der Erzählung heiterte sich ihr Antlitz auf; die auf demselben tief eingefurchten Runzeln schienen sich zu glätten. Ihre eingefallenen Augen wurden feucht.

„Hoffe nicht zuviel, mein Kind“, sagte Bistra, als das Mädchen mit seiner Schilderung zu Ende war. „Ein Mädchen von romischer Abkunft wird nicht so leicht die Gattin eines kadi oder gar eines kaimakam.“

„Frage ihn selbst, wenn Du mir nicht glaubst“, erwiderte das Mädchen in beleidigtem Tone.

„Auf der Welt ist Alles möglich“, fiel ich ein, um die Behauptung Gisdana's wenigstens einigermassen zu bestätigen.

„Wollte Gott, dass dem so wäre!“ entgegnete die Alte mit einem tiefen Seufzer, fasste ihre Enkelin an der Hand und beide verliessen meine Wohnung.

* * *

Seit der Liebeserklärung Gisdana's waren zehn Tage verstrichen. Das bestellte Siegel meines Brodherrn war zu seiner vollsten Zufriedenheit ausgefallen. Die Circularverordnung wurde mit démselben versehen und nach allen vier Weltgegenden versendet. Wir rüsteten uns zur Abreise. Das schöne Wetter hielt unverändert an. Die Zeit verging schnell; viel schneller

als mir angenehm war. Gisdana vernachlässigte ihre Gesellschafterinnen, und verbrachte die meiste Zeit in meiner Nähe und schmiedete Pläne für die Zukunft, ich dagegen stellte dieselbe der Vorsehung anheim. Mein Plan ging dahin, dem haračija bei einer günstigen Gelegenheit den Puls zu fühlen. Nahm er meine Werbung an, so wäre ich mit ihm nach Tuzla zurückgekehrt, um unsere gemeinsame Herzensangelegenheit in Ordnung zu bringen und im kommenden Frühjahr mit meiner Gattin und einem Theile der Schätze des vójvoda heimzukehren; sagte er aber Nein! so wollte ich, wie bereits oben erwähnt, über Türkisch-Kostajnica den Rückweg antreten. Das Mädchen war unverdorben und jung; also konnte ich mit Zuversicht hoffen, dasselbe in die richtige Bahn lenken zu können. Den Winter wollte ich dazu benützen, um demselben wenigstens den äussern Schliff beizubringen. Dass Gisdana von Zigeunerblut abstammte, kümmerte mich sehr wenig. Ein richtiger Mann beurtheilt die Menschen nicht nach ihrer Hautfarbe und ihrer Abstammung, sondern nach ihrem innern Werthe. Gibt es nicht auch blaoblütige Damen, deren Handlungen und Moral unter jenen eines in Lumpen gehüllten Zigeunerweibes stehen? Oder wer kennt nicht die Geschichte der Patricierstochter Desdemona und Othello's, des Mohren von Venedig? Und war die grosse Kaiserin Katharina von Russland nicht eines Leibeigenen Tochter und eines rohen Soldaten Weib, bevor sie an den Hof Peter des Grossen kam? Den wahren Werth des Menschen macht nicht seine äussere Erscheinung aus, sondern die Gaben und Anlagen seines Geistes.

Der Tag der Abreise war angebrochen. Die Sonne sandte ihre ermattenden Strahlen auf die Erde nieder. Trotzdem der Himmel heiter war, regnete es im Hause des Zigeunerhäuptlings fast ununterbrochen — Thränen. Gisdana war untröstlich.

„Weine nicht, mein Schatz“, tröstete ich das schluchzende Mädchen, „wenn es gut geht, kehren wir in zwei Monaten heim und dann bleiben wir vereint.“

„Wenn Dir unterwegs aber ein Unglück zustösst?“ fragte das Mädchen mit zitternder Stimme. „Du kennst die Bosheit unseres Volkes nicht.“

„Wir sind überall in Gottes Hand. Bete in meiner Abwesenheit für mich.“

„Wie betet man?“

„Das kann ich Dir jetzt nicht mehr erklären, frage nur Deine Grossmutter, sie wird es vielleicht wissen.“ —

Unmittelbar vor dem Aufbruche befaßt mich Dina in sein Schlafzimmer. Er war bereits reisefertig. Das Siegel hing an einer schweren goldenen Kette um seinen Hals. Er war ernst, wie ich ihn, wenigstens mir gegenüber, zuvor nie gesehen habe. Nach der Erwiderung meines Grusses öffnete er einen ziemlich grossen Schrank und sagte auf den gelbschimmernden Inhalt desselben deutend:

„Greife hinein und fülle den Leibgürtel mit klingendem Metall an, dass Du auf der Rundreise Deinem Range entsprechend auftreten kannst. Ich will nicht, dass man uns als Knauser verschreit.“

Ich stand vor dem vielen Golde unentschlossen.

„Warum zögerst Du?“ fragte mich der haračlija. „Greife hinein und nimm davon, soviel Du willst.“

„Aber ich brauche auf der Reise doch kein Geld!“ wagte ich einzuwenden. „Die Erhaltung wirst Du bestreiten, sonst werde ich aber keine Kosten haben. Sollte ich unterwegs aber dennoch etwas benötigen, so werde ich Deine Güte in Anspruch zu nehmen mir erlauben.“

„Nichts da! Ich will nicht, dass Du von mir abhängst, wie ein Knecht von seinem Brodherrn. Uebrigens, wenn Du das Geld nicht verbrauchen wirst, so brauchst Du es deshalb nicht wegzuwerfen. Nach der Rückkehr kannst Du mir es zurückgeben, oder wir werden solches mit Deinem Gehalte verrechnen. Nun greife zu, denn wir müssen fort!“

Ich öffnete meinen Schnürrock, holte eine Handvoll Goldmünzen aus der Truhe, liess dieselben in meinem Leibgürtel verschwinden und knöpfte den Rock wieder zu. Galt diese Freigebigkeit dem Schreiber oder dem angehenden Schwiegersohne des Zigeunerhäuptlinges? Ich glaube dem letztern, habe mir jedoch darüber niemals den Kopf zerbrochen.

Dina liess sich von seiner Mutter und Gisdana die rechte Hand küssen, brummte etwas vor sich hin und verliess das Haus; ich folgte ihm in geringer Entfernung. Vor dem Hause stand ein meist aus türkischen Zigeunern und deren Angehörigen zusammengesetzter Menschenhaufe, der seine Aufmerksamkeit nicht so sehr dem haračlija, als vielmehr meiner Wenigkeit zuwenden wollte. In der Zigeuner-mahala war es längst schon kein Geheimniß mehr, dass Dina einen Schreiber bekommen habe. Meine Zurückgezogenheit steigerte die Neugierde der braunen Söhne und Töchter nur noch mehr.

Der Morgen war schön, aber kalt; der Reif bildete über den Grasresten eine glitzernde Decke. Ich schwang mich in den Sattel und hüllte mich derart in meinen Mantel ein, dass mir nur die Augen und die Nase frei blieben. Dadurch vereitelte ich die Befriedigung der Neugierde des Strassenmob.

Sobald Dina in den Sattel gehoben wurde, setzte sich der Zug in Bewegung. Denselben eröffnete ein Gardist als Vorreiter. Diesem folgte ein zweiter mit dem Häuptlingsstabe. Unmittelbar voraus ritt der buljuk-bascha, gefolgt von drei Gardisten, während uns zwei andere in geringer Entfernung als Nachhut folgten. Vier Gardisten waren zum Schutze des Hauses zurückgeblieben.

„Bisher genügte ein Zigeunerschinder, nun müssen ihrer zwei sein“, rief uns ein altes Weib nach.

Meinen Brodherrn liess die Bemerkung ganz kalt, mich nicht minder. Ich kannte das Weib nicht, die Megäre kannte mich nicht, warum sich also ärgern oder ereifern?“

„Haben die glavari auch feste Wohnsitze, so wie Du, vójvoda?“ fragte ich den Steuereintreiber, als wir die Stadt im Rücken hatten.

„Feste Wohnsitze nicht, wohl aber ihre genau begrenzten Kreise“, erwiderte der Gefragte. „Sie üben innerhalb der ihnen zugewiesenen Grenzen ihre Amtstätigkeit aus, dürfen ausserhalb derselben ihren Wohnsitz nicht verlegen und ohne meine Einwilligung weder eine Ein- noch eine Auswanderung dulden.“

„Dürfen die Zigeuner nicht in dem ganzen Lande frei herumziehen?“

„In dem ihnen zugewiesenen Kreise wohl, ausserhalb derselben aber nur mit besonderer Bewilligung. Letzteres gilt jedoch nur von dem Umherziehen mit Kind und Zelt; die Männer dagegen können in Geschäftsanangelegenheiten das Land kreuz und quer durchziehen. Diese Einrichtung ist nothwendig, damit das rom-Volk im Lande nach Möglichkeit gleich verteilt bleibt.“

„Beziehen die glavari eine Entschädigung für ihre Amtswaltung?“

„Feste Bezüge haben sie keine, sie verdienen sich aber immerhin ein schönes Stück Geld. Am meisten einträglich sind die Taxen bei Processschlichtungen.“

„Sind dabei bestimmte Taxen zu entrichten?“

„Nein, sondern sie nehmen soviel, als sie erpressen können. Auch die Ehescheidungen tragen etwas ein.“

„Werden dieselben nicht durch den vladika*) vollzogen?“

„Mein Gott, wer von uns hat Geld und Zeit, um eine Ehescheidung von dem vladika decretiren zu lassen! Der Ortspope verlangt Geld, der Diacon verlangt Geld und der vladika verlangt erst recht viel Geld. Dabei kann man sich die Füsse wundlaufen, bevor man sein Ziel erreicht. Wenn zwei Menschen nicht zu einander passen, so bleibt es schliesslich doch ganz gleichgültig, wer den Bund als null und nichtig erklärt, oder nicht? Der glavar führt eine Ehescheidung in wenigen Minuten und viel billiger durch als der vladika. Hiebei ist Zeit und Geld gewonnen.“ —

Unter solchem Gespräch erreichten wir den an der nach Doboj führenden Strasse gelegenen Ali-beg-han. Vor demselben standen etwa dreissig Männer von meist wildem, verwegenum Aussehen. Es waren durchwegs Zigeuner, die von ihrem glavar angeführt, gekommen waren, um ihre Steuer zu entrichten. Bei unserer Annäherung brüllten sie uns einige „Hoch unser gnädigster Herzog!“ entgegen, dann fielen sie aber, wie auf ein Commando, auf die Kniee, entblössen ihre Köpfe und blickten zu Boden. Nur der glavar kniete nicht, sondern stand an der Spitze der Truppe.

„Siehst Du, mein Sohn, welche Ehrfurcht mein Volk für mich hegt“, sagte Dina halblaut zu mir.

„Ich sehe und bewundere Deine Unterthanen“, erwiderte ich, konnte aber nicht umhin, dabei zu denken, dass diese Ehrenbezeugung nicht der wahre Ausdruck des Seelengeföhles sein kann.

Dina liess sich aus dem Sattel heben und den Umhängemantel abnehmen; ich folgte seinem Beispiel. Der glavar verbeugte sich vor seinem Herrscher, hiess ihn willkommen und erstattete ihm den Rapport. Dina ging auf seine Getreuen zu und begann sofort mit der Eintreibung der Steuer. Der glavar nannte die Beschäftigungsweise jedes einzelnen Zigeuners, worauf Dina die Höhe der Steuer bestimmte, hier half kein Flehen und kein Weinen, wer die geforderte Summe nicht gutwillig erlegte, wurde so lange mit der Peitsche bearbeitet, bis er Klingendes sehen liess. Diejenigen, welche ihren Leibgürtel um den halbjährigen Steuerbetrag leichter gemacht hatten, durften aufstehen und stehend ihr Oberhaupt bewundern. Mich widerte die Scene an, deshalb betrat ich den han und zog mich in

*) Orth. Bischof (slav.).

die trapezarija zurück. In dem angrenzenden Hofe drehten zwei Knechte ein paar halbfette Schweine von beträchtlichem Gewicht über der Feuergluth.

„Für wen ist dieser Braten bestimmt?“ fragte ich den älteren Brater.
„Für euere Leute“, erwiderte der Gefragte.

In dem ersten Augenblicke war mir Dunkel seiner Rede Sinn, dann erst fiel es mir ein, dass er mich unter die Zigeuner zählte.

„Aber die paar Dutzend Männer können doch unmöglich zwei Schweine auffessen!“

„Die Männer allein nicht, aber sobald der haračlija fort ist, kommen die Weiber und Kinder den Männern nach und dann wird es voll und toll zugehen bis tief in die Nacht.“

„Pavle, Du erzählst ihm wohl nichts neues“, mischte sich der zweite Knecht in unser Gespräch. „Er ist doch auch selbst ein Zigeuner, weiss also, wie es bei solchen Gelegenheiten herzugehen pflegt, besser als wir.“

Ich hatte genug gehört und wandte mich zum Gehen. Unterdessen war Dina mit dem Einkassiren fertig geworden und kam, von dem glavar begleitet, in die trapezarija, um das Frühstück einzunehmen.

„Mir scheint, Dir gefällt die ganze Sache nicht“, sagte während des Mahles der Zigeunerhäuptling zu mir.

„Du hast recht, vójvoda“, erwiderte ich. „Ich habe mit dem Gelde übrigens mein Leben lang wenig zu thun gehabt.“

„Das macht nichts, ich habe Dich auch nicht desshalb mitgenommen, dass Du mir bei der Steuereintreibung behilflich sein würdest, sondern um den stolzen Mohammedanern und der hasserfüllten rajah zu zeigen, dass ich mit denselben zum mindesten gleichen Schritt halten kann. Du brauchst Dich um mich gar nicht zu kümmern, sondern gehe, besonders wenn wir in eine Stadt kommen, Deine Wege, mische Dich unter das Volk, unter die agas und wenn Du Muth genug hast, auch unter die begs, nur musst Du auf die allfällige Frage, wer Du seist, wahrheitsgemäß antworten, dass Du in meinen Diensten stehst; mehr verlange ich nicht von Dir. Sollte Dir das Geld ausgehen, so werde ich Dir anderes geben.“

Ich bedankte mich, liess den haračlija hochleben und gelobte ihm, seinen Intentionen gemäss zu handeln. Bald darauf verliessen wir, von dem Hochgebrüll der Zigeuner begleitet, den han und setzten den Weg gegen Gračanica fort, um von hier nach rechts über Gradačac gegen Šamac einzulenden, das bosnische Saveufer zu erreichen und dasselbe entlang bis zur Drinamiündung die Reise in östlicher Richtung fortzusetzen.

Das Wetter war prächtig; die Morgen zwar kalt, sobald aber die Sonne die Oberhand gewann, glaubte man im Frühjahr zu sein. Ich lebte und bewegte mich nach den Anordnungen meines Brodherrn, kümmerte mich weder um diesen, noch um seine Unterthanen, sondern lebte flott in den Tag hinein. Anfangs etwas schüchtern emanicipierte ich mich mit der Zeit vollständig und besuchte bald einen han, bald eine mehana, stets von einem Gardisten gefolgt. Ich kann mich über die Behandlung seitens der Mohammedaner und der Christen nicht beklagen. Man lispelte sich gegenseitig Bemerkungen zu, die ich nicht verstand, in's Gesicht jedoch wagte es Niemand, mich zu beleidigen. Während des Nachtessens musste ich dem haračlija über meine Erlebnisse stets einen Vortrag halten. Er nickte

in der Regel zufrieden und forderte mich immer von Neuem auf, die eingeschlagene Richtung einzuhalten.

In Brčka fiel es mir erst ein, das Geld, in dessen Besitz ich auf eine so leichte Art und Weise gekommen war, zu zählen. Es waren verschiedene Münzsorten, aber vorherrschend kaiserliche Ducaten. Ich schied die Nicht-Ducaten aus und wechselte sie bei einem Griechen um und erst dann machte ich mich an das Zählen meines Geldvorrathes. Ich besass im Ganzen siebenundneunzig Ducaten und einiges Silbergeld. Der Besitz des Geldes machte mir nicht jene Freude als jenes Gold, welches ich in Vranduk durch Arbeit verdient hatte, aber es gereichte mir dennoch zu einer nicht geringen Beruhigung. War es mir bestimmt, von Bosnisch-Kostajnica den Heimweg anzutreten, so blieb mir noch immer soviel übrig, dass ich in meinem Vaterlande mit demselben mehrere Monate mein Leben fristen konnte. Die Gewissheit, dass man in der Zukunft, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, vor Nahrungssorgen geschützt ist, verleiht dem Menschen frischen Muth, Kraft und Ausdauer.

In Brezovopolje bemerkte ich, während ich in dem han sass, den mich begleitenden Gardisten mit einem anderen jungen Manne, augenscheinlich einem Zigeuner im eifrigen Gespräch. Bald darauf kam der Unbekannte in den han, setzte sich mir schräger gegenüber und musterte mich mit seinen grimmigen Blicken. Ich bezahlte meine Zeche, die eine kesida*) betrug und verliess den han. In der Verfolgung meines Weges stiess ich auf einen zweiten han und trat ein. Der geehrte Leser möge aber nicht glauben, dass ich schon in den Vormittagsstunden dem Bacchus huldigte. Die Besuche galten dem Schwarzen, von dem man 30 bis 40 Schalen täglich trinken kann, ohne eine Aufregung zu verspüren. Schon die Schalen sich selbst sind klein, zudem füllt die Hälfte derselben der Kaffeesatz aus, also bleibt für die zu geniessende Flüssigkeit wenig Raum übrig. Ich hatte mich kaum niedergesetzt, als sich auch schon der Unbekannte in dem han eingefunden hatte. Dies führte mich zu der Ueberzeugung, dass der Besuch mir galt, allein ich stellte mich dessenungeachtet so, als ob ich meinen unbekannten Gegner gar nicht bemerken würde. Meine Nichtbeachtung schien seine Wuth nur noch zu steigern.

„Wer bist Du, so Gott will?“ fragte mich der Unbekannte nach einer Weile in bosnischer Sprache.

„Ich finde diese Frage ganz und gar überflüssig“, erwiderte ich trocken, „denn Du hast mit dem mich begleitenden Gardisten des vojvoda Dina gesprochen, also weisst Du ganz gut, wer ich bin. Uebrigens bin ich neugierig zu erfahren, wer Dir, nachdem Du weisst, wer ich bin, das Recht eingeräumt hat, an mich jene Frage zu richten?“

„Ich bin des glavar Mata ältester Sohn, also Dir zum Mindesten gleichgestellt“, erwiderte der junge Zigeuner in seiner Muttersprache. „Meine reinblütige Abkunft von dem rom-Stamme ist erwiesen, was man von Dir nicht sagen kann“, fuhr mein Gegner in derselben Sprache fort. „Nicht einmal die Hautfarbe an Dir ist echt.“

Das war für mich starker Pfeffer. Meine Lage war um so unerquicklicher, da der Zigeuner im Grunde genommen nur die Wahrheit gesagt

*) 3½ Pf.

hatte. Das Feld durfte ich nicht räumen, das stand fest, aber wie den Gegner entwaffnen? Ich machte kurzen Prozess, rief den Gardisten in die Schänke, befaßl ihm, den kecken Burschen zu verhaften und vor den Herzog zu bringen, wo ich gegen ihn die Klage führen wollte. Der Diener schickte sich zwar an, meinen Befehl auszuführen, allein mein Gegner wich durch einen Seitensprung aus, huschte, einem Wiesel gleich, zur Thür hinaus und verschwand in einer der vielen krummen Gassen. Der Gardist nahm sich gar keine Mühe, ihn zu verfolgen.

Ich verliess den han und lenkte gegen die Zigeunerwiese ein, wo Dina seines Amtes waltete. Nach Vollzug der Eintreibung wollte ich ihm meine Begegnung mit dem jungen Zigeuner schildern und gegen denselben Beschwerde führen, nicht meinetwegen, sondern weil es das Renommée des Zigeunerfürsten erforderte. Allein Dina war, wahrscheinlich wegen des minderbefriedigenden Steuerertrages, so übler Laune, dass ich meine Anzeige auf später verschob. Wir brachen gegen Bjelina auf und übernachteten in einer kaum ein paar Büchsenschüsse vor der Stadt liegenden Strassenschenke. Der Alte blieb den ganzen Abend missgestimmt, deshalb beeilte ich mich, meine Schlafstätte zu erreichen.

Es war eigenthümlich, dass wir nie in einer Stadt übernachteten. Auch unter Tags wurden unsere Pferde nie in einer Stadt eingestallt, sondern stets an der Peripherie derselben. Dina fühlte sich nur in den Strassen- und Ortsschenken niedersten Ranges in seinem Elemente.

Am folgenden Morgen passirten wir Bjelina kurz nach dem Sonnenaufgange. Dies war die grösste Stadt, die wir bisher berührt hatten. Ich begleitete den haračlija auf die zwischen Bjelina und Janja sich ausbreitende Ebene, wo sich über zweihundert Zigeunerfamilien mit Kind und Kegel zusammengefunden hatten. Der zwischen der Save und der unteren Drina gelegene Landstrich war das Eldorado der Zigeuner. Ihre Hauptbeschäftigung in diesem Kreise war nicht die Musik, sondern der Schmuggel und der Pferdediebstahl in den Nachbarstaaten. Die Musik dabei besorgten, je nach Bedarf, die österreichischen oder die serbischen Grenzwächter mit ihren blauen Bohnen, die sie den Schmugglern und Dieben nachsandten und so manches berüchtigtes Mitglied der weitverzweigten rom-Familie in das Reich der Schatten beförderten.

Auf der Zigeunerwiese sah es aus, wie auf einem zahlreich besuchten Jahrmarkt. Während Dina abseits der Zelte unter den Männern seines Amtes waltete, schlügen die Weiber und die Kinder unter den Zelten einen Heidenlärm. Für sie schien ihr Oberhaupt gar nicht anwesend zu sein. Selbst die Intervention des buljuk-bascha wurde nur von geringen, meist momentanen Erfolgen begleitet. Ich liess mein Pferd vorführen, schwang mich in den Sattel und sprengte ohne Begleitung gegen Bjelina. Die Stadt unterscheidet sich von ihren kleineren Schwestern nur durch die grösse Ausdehnung, hinsichtlich der Bauart aber ist sie eben nichts weiter, als eine türkische Stadt und damit ist Alles gesagt. Ich durchstreifte die engen und krummen Gassen kreuz und quer, steckte hie und da auch eine oder auch mehrere grobkörnige Unhöflichkeiten, die mir alte Türkinnen entgegenschleuderten, ein, ohne mich für dieselben zu bedanken, und ging meine Wege. Damals war das Betreten der mohammedanischen mahala in der Regel mit mehr oder weniger Gefahr verbunden. Ich kam zwar mit

heiler Haut davon, bemerkte beim Betreten der čaršija aber eine andere Erscheinung, die mir die Haare zu Berg steigen liess. Auf der entgegengesetzten Ecke stand der Polizeihauptmann und schien der Schilderung eines jungen Mannes ein aufmerksames Ohr zu leihen. Jener Junge aber war kein anderer, als der Sohn des Zigeunerältesten, mit dem ich Tags vorher in Brezopolje hart zusammen gefahren war. Kein Zweifel, es handelte sich um meine Haut. Ich war mir zwar keiner Schuld bewusst, allein die heimtückische Bosheit des Zigeuners war im Stande, aus einen Engel einen Teufel zu machen. Ich schwenkte in die nächste Gasse ab, holte in der mehana mein Pferd ab und sprengte hinaus, wo die Freiheit wohnt — unter die Zigeuner. Unmittelbar vor Janja kam mir ein altes Zigeunerweib mit gekrümmtem Rücken, fliegenden Haaren und zahnlosem Munde entgegen und winkte mir, stehen zu bleiben. Ich gehorchte.

„Ich komme von Tuzla, von der Gisdana und habe Dir eine sehr wichtige Mittheilung zu machen“, sagte die Alte mit gedämpfter Stimme. „Sobald Du Dich ungesehen entfernen kannst, komm längs der Drina hinab, ich werde Dich in einem sicheren Versteck erwarten und Dir die Botschaft der Herzogstochter mittheilen. Jetzt reite aber fort, dass man uns nicht zusammen bemerkte, sonst könnte Jemand Verdacht schöpfen.“

Ich gab dem Pferde die Sporen, die Alte aber schleppte sich in der entgegengesetzten Richtung fort. Dina winkte mir schon von Weitem zu sich. Er war in rosiger Laune, jedenfalls hatte er, wie man zu sagen pflegt, ein gutes Geschäft gemacht. Zum ersten Male sah ich mehrere Nicht-Zigeuner in seiner Umgebung, die auch an der Hoftafel theilnahmen. Dina stellte mir seine Freunde als X-agá, Y-agá u. s. w. vor, allein, wenn mich meine Menschenkenntniss nicht täuscht, so waren alle diese agá's nichts anderes als Schmuggler schlimmster Sorte. Mir war ihre Anwesenheit insofern unangenehm, weil ich mit dem haračija nicht über meine Angelegenheit sprechen konnte. Zudem hätte ich beinahe auf das Stelldichein mit der alten Zigeunerin vergessen. Ich zog mich möglich unbeachtet zurück und schlug den von der Alten bezeichneten Weg ein. Etwa einhundert Schritte unter der Ueberfuhr hockte die Alte hinter einem dichten Weidengebüsch und machte sich durch leises Husten bemerkbar. Ich blickte mich um und näherte mich, als ich Niemand in der Nähe gewahrte, ihrem Verstecke.

„Ich fürchtete schon, dass Du nimmer kommen wirst“, begann die Botin, als ich mich neben ihr niederliess.

„Was hast Du mir zu sagen?“ fragte ich die Alte kurz.

„Dir droht Gefahr. Wenige Stunden nach eurer Abreise erschien Laci, der Sohn des glavar Mata vor dem Hause des Herzogs und verlangte vorgelassen zu werden. Der wachhabende delija hiess ihn fortgehen, allein er blieb und bestand auf seinem Vorhaben. Um der Sache ein Ende zu machen, liess der Gardist Dina's Schwiegermutter, meine Freundin, vor das Haus kommen und stellte derselben die Entscheidung der Angelegenheit anheim. „Was willst Du hier?“ fragte sie den kecken Jungen. — „Ich muss mit Gisdana sprechen!“ erwiderte er trotzig. — „Was willst Du ihr sagen?“ — „Dass ich sie liebe.“ — Das kannst Du auch thun, ohne es ihr zu sagen, nur darfst Du Dir dabei keine Hoffnung machen.“ — „Warum nicht?“ — „Auf diese Frage glaube ich Dir keine Antwort geben zu müssen. Du wirst überhaupt gut thun, Dich sobald als möglich aus dem Staube zu

machen, sonst lasse ich Dich durch die Gardisten fortjagen.“ — Bei den letzten Worten verschwand Bistra in dem Hause, Laci aber blieb vor dem Hause stehen und wiederholte immer wieder sein Verlangen, bis er schliesslich von den Gardisten mit Gewalt und unter Peitschenhieben entfernt wurde. Als man ihn fortschleppte, schwor er Dir Rache, selbst wenn es sein Leben gelten sollte.“

„Weshalb will er sich an mir rächen?“ fragte ich die Alte. „Ich habe ihm doch nichts Schlechtes gethan!“

„Nun wegen Gisdana. Sie bittet Dich, auf der Hut zu sein, damit er Dir nicht nahe kommt. Am liebsten wäre es ihr, wenn Du unter einem glaubwürdigen Vorwande gleich umkehren könntest. Im Hause Dina's wärest Du besser geborgen, als in der Gesellschaft des Herzogs.“

„Ich danke Gisdana für ihre Aufmerksamkeit und bitte Dich, ihr zu sagen, dass ich meinen Nebenbuhler nicht fürchte. Umkehren kann ich jetzt nicht, schon der Leute wegen, werde aber bei dem Herzog dahin arbeiten, dass wir rascher weiterkommen als bisher. Kehre Du nur beruhiget heim und richte der Herzogstochter meinen Gruss aus.“

„Hier hast Du etwas von ihr; sie hat es von ihrer Mutter geerbt. Es ist ein Amulett, welches Dich von allen Unglücksfällen beschützen wird. Lege es gleich um den Hals, damit Du es nicht verlierst.“

Ich nahm das mir entgegengehaltene Wunderding und betrachtete es näher. Es war ein ungefähr ein Geviertzoll grosses Lederfleckchen, welches an einer ebenfalls ledernen feinen Schnur befestigt war. Anscheinend war es glatt, wenn man es aber nach aussen zusammenbog, erschienen mehrere in dasselbe gemachte Einschnitte ganz deutlich auf dessen Oberfläche. Ich reichte der Alten einen Ducaten als Gegengabe und schied von ihr. Es dämmerte bereits. Ich knöpfte meine Kleider nebst Hemd auf und legte das Amulett um meinen Hals. Ich hatte auch noch ein anderes, nämlich ein sehr kleines goldenes Kreuz von meiner Mutter. Ob sich die Beiden mit einander verstehen würden?

Ein Geräusch in meiner Nähe störte mich aus meinen Gedanken auf. Ich sah nach der betreffenden Seite und gewahrte in einer Entfernung von ungefähr zehn Schritten zwei Gardisten des haračlja und etwa ein Dutzend anderer Männer, wahrscheinlich Zigeuner. Als erstere meiner ansichtig wurden, duckten sie sich hinter der Gruppe nieder, um von mir nicht gesehen zu werden. Diese Entdeckung berührte mich sehr unangenehm. Verkehrten die Diener Dina's mit ihren Angehörigen oder Bekannten, so war das im Grunde genommen nichts Schlechtes, also brauchten sie sich vor mir auch nicht zu verstecken. Thaten sie es aber dennoch, so war das ein sicheres Zeichen, dass sie kein reines Gewissen hatten und wahrscheinlich gegen mich etwas im „Schild“ führten. Ich setzte den Weg fort und erreichte in wenigen Minuten die Ortschaft.

Unterdessen hatte der Tag dem Nachtdunkel Platz gemacht. Vor einigen mehnen brannten Kienspähne, um die Kauflustigen zur Abnahme von kaltem Hammelbraten einzuladen. In den Schenken sassen die Zigeuner familien- oder truppenweise beisammen und tranken um die Wette. Ich suchte den haračlja auf, um ihm meine Angelegenheit vorzutragen und ihm um seinen Rath zu fragen. Dina schlief so fest, dass ich ihn trotz allen Rüttelns nicht aus dem Schlaf bringen konnte. Was nun? In der trapezarija

sassen oder lagen Dina's Freunde in einem nicht näher zu beschreibenden Zustande. Ich kehrte der Schenke den Rücken und eilte in's Freie.

Wohin? Die Nacht war finster. Ich lenkte gegen einen türkischen han ab und stieg die Treppe hinauf. In demselben sassen zwei oder drei alte Mohammedaner und vertrieben sich mit dem Geduldzähler die Zeit; keiner würdigte mich einer näheren Beachtung. Ich trank meinen Schwarzen aus und liess mir noch einen bereiten. Unterdessen wurde es auf der Aufgangstreppe lebendig. Eine bange Ahnung überkam mich. In dem nächsten Augenblicke erschien der jusbascha der zaptijeh in der Eingangsthür, gefolgt von einer Anzahl Policisten, deren Stärke ich von meinem Sitze aus nicht genau schätzen konnte. Unter den letzteren bemerkte ich auch Laci, meinen Nebenbuhler. Ich wusste nun, wieviel es geschlagen, trachtete jedoch nach Möglichkeit kaltes Blut zu bewahren.

„Wer bist Du?“ fragte mich der Polizeiofficier, der geradezu auf mich gekommen war, in türkischer Sprache.

„Ich verstehe nicht türkisch“, erwiderte ich. Der Hauptmann wiederholte die Frage in der Landessprache.

„Ich bin der Schreiber des haračlija Dina“, entgegnete ich mit Ruhe.

„Was braucht der haračlija einen Schreiber! Dahinter steckt etwas anderes.“

„Ich habe mich ihm nicht aufgedrungen und habe gar keinen Grund, mich dieser Stellung etwa als Maske zu bedienen.“

„Woher stammst Du?“

„Aus Oesterreich.“

„Hast Du wohl die nöthigen Reisedocumente?“

„Ich hatte nicht nur jene meiner Heimathsbehörde, sondern sogar auch noch eine teskera von dem kaimakam von Kostajnica, aber . . .“

„Aber?“

„Man hat sie mir gestohlen.“

„Wo?“

Sagte ich die Wahrheit, so verrieth ich mich, das wollte ich aber auf keinen Fall thun.

„In einem han zur Nachtzeit, als ich schlief“, erwiderte ich kurz.

„Es steht mir frei, Deinen Worten zu glauben oder nicht. Mir scheint, Du bist ein feingesottener Spion.“

„Wäre ich ein Spion, so hätte ich in Tuzla, unter den Augen des Pascha, doch nicht unbeanstandet leben können.“

„Grosse Herren pflegen sich um die Staatsangelegenheiten noch viel weniger zu kümmern, als kleine“, erwiderte der Officier mit Kälte.

Was nun? Ich musste den Verdacht der Spionage von mir abwälzen, sonst war ich verloren. Hätte ich zu wählen gehabt zwischen dem Verdachte des Mordes und jenem der Spionage, so hätte ich Ersteren entschieden vorgezogen und mich leichter herausgewunden. Ich konnte kein Gegenargument ins Treffen stellen. Mein Schweigen erhöhte noch den Verdacht. Wollte ich sagen, dass ich in Vranduk in Halil-beg's Diensten stand, so wandte sich meine Angelegenheit sofort zu meinen Gunsten, denn der Grundherr wusste um die teskera und wäre sicherlich mit aller Macht für mich eingetreten, allein ich wäre lieber auf der Stelle gestorben, als zu

einem solchen Bekenntniss geschritten. Inzwischen trat Laci zu dem Officier und ispelte ihm etwas ins Ohr. Letzterer beugte sich zu mir herab und entblößte meine Brust. Ich hatte, durch die Anwesenheit der Gardisten im Menschenrudel unweit des Drinaufers gestört, nach dem Umlegen des mir von der alten Zigeunerin überbrachten Amulette die Weste und den Rock zuzuknöpfen vergessen.

Der Officier lachte helllaut auf, die Diener der Gerechtigkeit folgten seinem Beispiel.

„Du hast einen schlechten Lehrmeister gehabt“, sagte der jusbascha nach einer Weile.

„Ich habe in Deinem Sinne überhaupt keinen Lehrmeister gehabt“, erwiderte ich mit dem letzten Reste der Ruhe.

„Schon gut, schon gut, hierüber wirst Du Dich dem Festungs-commandanten in Zvornik gegenüber näher erklären, einstweilen aber erkläre ich Dich im Namen des Gesetzes für verhaftet.“

Ich war verloren und nahm allen Muth zusammen, um ruhig zu erscheinen.

„Erlaubst Du, dass ich noch einen Schwarzen trinke?“ fragte ich den Officier.

„Auch zwei, wenn Du willst.“

Es lag mir nicht an dem Kaffee, sondern ich wollte Zeit gewinnen, um über meine Lage nachzudenken und vielleicht einen Ausweg zur Flucht zu finden. Der Officier setzte sich mir gegenüber an demselben Tischchen nieder, die Polizeisoldaten aber bildeten einen Halbkreis um uns. Laci, dem ich meine keineswegs bedauernswerthe Lage zu verdanken hatte, war verschwunden. Wahrscheinlich war er zu seinen Stammesbrüdern hinausgeeilt, um denselben meine Verhaftung anzuzeigen. Jetzt konnte das rom-Volk wieder aufjauchzen, der weisse Eindringling und Günstling seines Herzogs wurde beseitigt.

Ich trank meinen Kaffee aus, übergab dem Officier unaufgefordert den waidmesserartigen Degen und machte Miene zum Aufbrechen. Die zaptijeh, anstatt vorauszu gehen, öffneten den Halbkreis. Darauf hatte ich gerechnet. In der Mitte des Locales angekommen, ergriff ich ein Kaffee-tischchen und schlug, bevor mich Jemand daran hindern konnte, die Oel-lampe zu Boden, sprang mit einem Satze zur Stiege und rannte dieselbe hinunter, während mir der Tisch langsam über die Treppe nachkollerte und dadurch meine Schritte unhörbar machte.

Vor dem han war keine lebende Seele zu sehen. Ich bog nach rechts ab, sprang über den Strassengraben und wandte mich der Drina zu. Als sich die Wächter der Sicherheit von ihrem Schrecken erholten und vor dem han Lärm zu schlagen begannen, stand ich bereits am Drinaufer. Ich rutschte die Böschung hinab und stand in dem nächsten Augenblicke in dem nassen Elemente.



Dreizehntes Capitel.

Noch nicht dagewesen.

Der Feige soll sich beugen,
Der Muthige nur sei frei;
Nur Muth kann Freiheit zeugen,
Schafft Ehr' und Ruhm dabei.

Das Wasser war, da die Herbstregenperiode noch nicht eingetreten war, zwar nicht tief, dafür aber sehr reissend. Sobald es mir über die Knöchel reichte, konnte ich mich nur mit der grössten Anstrengung aufrecht halten. Geradeaus vorwärts schreitend erreichte ich eine Sandbank, auf der ich ausruhte.

Unterdessen nahm auf dem bosnischen Ufer das Geschrei und Gejohle ungeschwächt seinen Fortgang. Dieses sowie die zu Beginn der Verfolgung auf mich abgegebenen Flinten- und Pistolenschüsse lockten auch die serbischen Strand- und Zollwächter herbei. Nach den Stimmen, die von beiden Ufern zu meinen Ohren gelangten, zu urtheilen, befand ich mich ungefähr in der Mitte zwischen den beiden Flussufern. Die Wahrnehmung, dass sich meine Verfolger in das Wasser nicht wagten, erfüllte mich mit neuer Hoffnung.

Als auf der bosnischen Seite der Lärm in die Grenzen eines gewissen, selbstverständlich orientalischen Anstandes getreten war, kroch ich behutsam in das Wasser, um den zweiten Arm zu durchwaten, allein hier hatte ich die Rechnung ohne die reissende Strömung gemacht. Beim dritten oder vierten Schritt ging mir plötzlich der Boden aus. Eine reissende Welle erfasste mich und trug mich mit Windeseile mit sich fort. Ich gab mich verloren. In dem Augenblicke der höchsten Noth stiess ich einen markerschütternden Schrei aus und rief um Hilfe. Auf den beiden Ufern erhob sich der Lärm von Neuem. Zu meiner besonderen Genugthuung gewann ich die Ueberzeugung, dass ich mich viel näher dem serbischen, als dem bosnischen Ufer befand.

Unterdessen trug mich das Wasser immer mit der gleichen Schnelligkeit weiter. Die serbischen Grenzwächter liefen längs dem Weidengebüsch stromabwärts und riefen mir zu. Endlich fühlte ich unter meinen Füßen wieder festen Boden; die Woge fühlte Mitleid mit mir und warf mich auf eine mit Jungweiden bewachsene Insel. Ich kroch empor und blieb am Boden liegen. Das Wasser hatte mich derart übel zugerichtet, dass ich mich kaum rühren konnte. Ich rief abermals um Hilfe. Nach einer Minute stiess ein Nachen an's Land; Gottlob, ich war gerettet.

„Wo bist Du?“ fragte mich eine männliche Stimme.

Ich meldete mich.

„Wer bist Du, wenn Du an Gott glaubst?“ fragte mich gleich darauf dieselbe Stimme.

„Ein Christ wie ihr“, erwiderte ich; „ein Christ, dem die Türken grundlos nach dem Leben streben. Rettet mich, wenn ihr an Gott glaubet!“ „Armer Mann!“ sagte ein Zweiter.

„Ubio ih Bog — Gott möge sie erschlagen!“ fluchte ein Dritter.

Die Männer hoben mich von der Erde auf, legten mich in den Nachen und stiessen von dem Lande ab, und wir gelangten wenige Minuten darauf an das serbische Ufer. Ich versuchte zu gehen, allein die Füsse wollten mich nimmer tragen, deshalb legten mich die Wächter auf eine herbeigeholte kurze Steigleiter und trugen mich in ihre kóliba,*) wo sie mich neben dem Feuer niederlegten.

„Oho ein ciga**)!“ sagte ein alter Schnauzbart, der an einem langmächtigen tschibuk-Rohre sog und Aeltester der Wachabtheilung zu sein schien.

„Und was für ein ciga!“ secundirte ein zweiter, bevor ich gegen die Behauptung des Alten eine Einwendung machen konnte. „Der Kerl sieht aus, wie ein ungarischer Graf.“

„Ich bin kein Zigeuner“, erwiderte ich mit matter Stimme, während ich mich zu erheben versuchte. „Gebt mir einen Schluck Branntwein!“

Ein junger Mann brachte eine vollgefüllte Flasche an meinen Mund und hielt sie mit demselben länger in Berührung, als mir angenehm war. Das stärkende Getränk verlieh mir neue Kraft.

„Ich bin kein Zigeuner“, begann ich sodann, „sondern bin nur durch ein widriges Geschick unter dieselben gerathen.“ Ich erzählte meine Odyssee in kurzen Zügen und wies, um die Leute von der Wahrheit meiner Schilderungen zu überzeugen, am Schlusse meiner Rede auf die weisse Farbe meiner Brusthaut.

„Boga mi, istinu kaže — bei Gott er spricht die Wahrheit“, sagte der Alte zu seinen Leuten. „Ist Dir wohl recht schlecht ergangen unter jenem Gesindel, nicht wahr?“ fuhr er dann zu mir gewendet fort.

„Im Gegenthil sehr gut.“

„Materiell vielleicht wohl, aber ich meine moralisch. Die Zigeuner sind doch keine Menschen, trotz ihres vielen Geldes. Der beste unter ihnen ist reif für den Galgen.“

„In dieser Beziehung hast Du wohl recht,“ erwiderte ich und erzählte ihm einige Fälle, die ich unter der braunen Bande selbst erlebt hatte und die geradezu an das Unglaubliche streiften.

„Du hast gar keinen Begriff, wie viel uns diese schwarzen Teufel zu schaffen machen!“ begann der Alte, als ich mit meiner Schilderung zu Ende war.

„Ihre Schmugglerknife machen in den meisten Fällen unsere gespannteste Wachsamkeit zu Schanden. Wenn ich zu befehlen hätte, so würde ich alle Zigeuner über die Grenze jagen. Doch ich sehe, dass Du sehr schwach bist. Wir werden Dich entkleiden und auf frisches Stroh legen, damit Du ordentlich ausruhen kannst. Mirko, mache Dich daran!“

Der Aufgeforderte machte sich sogleich an die Arbeit und befreite mich von meiner über und über mit Schlamm bedeckten Hülle und ver-

*) Hütte (serb.).

**) Zigeuner.

schwand mit derselben im Dunkel der Nacht, um sie in der Drina zu waschen. Ich untersuchte den Inhalt meines Gürtels und fand denselben zu meiner grössten Freude vollzählig. Die enganliegende Weste und der über dieselbe festsitzende Schnürrock hatten das Ausfallen der Geldstücke verhindert. Ich wollte dem Oberaufseher fünf Ducaten einhändigen, die er unter seine Leute als Belohnung für meine Errettung vertheilen sollte, doch dieser wehrte mit den Worten ab:

„Lass gut sein, mein Bruder! Meine Leute haben nur ihre Pflicht gethan, weiter nichts, die Pflichterfüllung aber verträgt sich mit der Belohnung nicht.“

Hierauf stand der Alte auf, entnahm seiner Truhe frische Wäsche und überreichte sie mir. Während ich mich umkleidete, bereitete er mir in einer Ecke am Boden ein Strohlager. Noch ein tüchtiger Zug aus der Branntweinflasche, dann streckte ich mich auf dem Stroh aus und verfiel alsbald in einen tiefen Schlaf.

Am folgenden Morgen wachte ich neugestärkt auf. Die Schmerzen waren rein weggeblasen, nur das Sausen in den Ohren hielt noch an. Ich wollte sogleich gegen Lešnica aufbrechen, um mich dem kapetan*) vorzustellen, allein meine Kleider waren noch nicht trocken, desshalb musste ich warten.

Ein unaussprechlich beseligendes Gefühl beherrschte meine Seele. Nun war ich wieder frei. Ich musste mich zwar, da ich ohne Reiselegitimation die serbische Grenze passirte, der Bezirksbehörde zur Verfügung stellen, allein dieselbe konnte mir, da ich mich in Serbien keiner strafbaren Handlung schuldig machte, nichts anhaben, sondern musste mich gegen die österreichische Grenze instradiren und der competenten Behörde ausliefern, was mir nur angenehm sein konnte. Die serbische Grenze ohne Reisepapiere zu überschreiten war in jener Zeit sehr schwer und mit Gefahr des Verlustes der körperlichen Freiheit verbunden. Gospodar**) Miloš hatte, um das Gesindel fern zu halten, strenge angeordnet, jedem Fremden, der auf serbischem Territorium ohne Reisepass betreten würde, an die Strafbehörde einzuliefern und strenge zu strafen. Mein Uebertritt auf serbischen Boden ohne Pass geschah zwar unter so ausserordentlichen Umständen, dass man mich nicht bestrafen konnte, allein die Form musste dennoch erfüllt werden.

Etwa zwei Stunden nach Mittag machte ich mich in Gesellschaft des Piquet-Commandanten, nach Vorschrift von zwei Grenzwächtern begleitet, nach dem eine schwache halbe Marschstunde entfernten Bezirksorte auf den Weg. In Lešnica hatte sich die Kunde von meiner abenteuerlichen Flucht und von meiner bevorstehenden Ankunft schon im Laufe des Vormittages verbreitet, deshalb standen die Leute in grösseren oder kleineren Gruppen vor den Haustüren und gafften mich mit sichtlichem Ausdrucke der Neugiede an.

Der kapetan, ein Mann aus dem Volke und einstiger Waffengenosse des Begründers von Neu-Serbien, empfing mich wie einen alten Bekannten und guten Freund und bot mir für denselben Tag seine Gastfreundschaft

*) Bezirksvorstand (serb.)

**) Herrschaftstitel des Fürsten Miloš.

an. In weniger als einer halben Stunde fanden sich so viele Besucher ein, dass sie die Räume seiner Wohnung nicht fassen konnten. Selbst aus der benachbarten Kreisstadt Loznica kamen Neugierige herangeritten, um den pisar*) des bosnischen Zigeunerfürsten zu sehen und seine Abenteuer zu hören.

Am nächsten Morgen gab mir der Bezirksvorstand bis zum Dorfe Petlovača das Geleite, dann aber kehrte er wieder heim, während ich zwischen zwei berittenen Panduren**) den Weg gegen Schabaz fortsetzte.

Auch hier wusste man bereits um meine Abentheuer, deshalb musste ich die gerade, nie enden wollenden Hauptstrasse durch einen dichten Spalier passiren. Vor dem konak des Gouverneurs angekommen, wurde ich von einem Beamten in Empfang genommen und vor den Vertreter des Fürsten geführt. Jevrem Obrenovič***), so hiess der Gouverneur, war ein Stieffbruder des Fürsten Miloš und führte den Titel serdar†). Seine Kleidung glich einigermassen der österreichischen Generalsuniform nur mit dem Unterschiede, dass auf dieselbe bedeutend mehr Goldstickerei verwendet wurde, als jenseits der Save. Allein aller Prunk war nicht im stande die Geistesarmuth und den Bildungsmangel des fürstlichen Vertreters zu verdecken. Ich sah es dem mächtigen Manne auf den ersten Blick an, dass er sich von seinen Landsleuten nur durch die Körperhülle, d. h. durch die kostbare Kleidung unterschied, in geistiger Beziehung aber eben so tief stand als jene. Er empfing mich mit einer gewissen, den Grossen des neugeschweissten Serbenlandes zu jener Zeit sehr selten eigenen Herablassung und fragte mich am Schlusse meiner Schilderung, ob ich schriftkundig sei.

„Ich war doch, wie ich Dir soeben erzählt habe, der Geheimschreiber des haračija von Tuzla, also muss ich schriftkundig sein“, erwiderte ich.

„Richtig, daran habe ich gar nicht gedacht“, entgegnete der serdar. „Als Schriftkundiger könntest Du bei uns leicht eine Staatsanstellung erlangen, denn wir haben sehr wenige Beamten, die mit Tinte und Feder umzugehen wissen.“

„Ich habe auch die Rechte studirt.“

„Um so besser“, meinte der serdar. „Gerade in der Justizbranche ist der Mangel an geeigneten Schreibkräften sehr empfindlich. Die Gerichtsräthe kommen auch ohne Schreibkunst leicht fort, aber es muss doch Jemand da sein, der die Urtheile zu Papier bringt und andere unausweichlich nothwendige Schreibereien besorgt. Im Kreisgerichte sind wohl Schreiber angestellt, allein der eine davon ist mehr krank als gesund, der andere aber ist beinahe gänzlich unbrauchbar. Wenn Du hier bleiben willst, so werde ich meinem Bruder, dem gospodar, nach Belgrad berichten, damit er Dir das Ernennungsdecreet ausstellen lässt. In Serbien kannst Du leichter und schneller Carrière machen als irgend sonst.“

Ich verschwieg dem fürstlichen Vertreter nicht, dass es mich gewaltig heimathwärts zog.

*) Schreiber (serb.).

**) Gerichtsdienner (ung.), die serbische Sprache hat dafür kein eigenes Wort.

***) Grossvater des Ex-Königs Milan.

†) Statthalter.

„Ich will Dich nicht zurückhalten“, erwiderte serdar Jevrem, „aber einen Versuch kannst Du immerhin machen. Gefällt Dir der Dienst nicht, so steht Dir der Austritt immer frei und dann steht Deiner Heimkehr nichts im Wege.“

Ich nahm den Antrag des Gouverneurs an und wurde fürstlich serbischer Kreisgerichtsschreiber mit einem Jahresgehalte von einhundert Thalern*). Mit diesem Gelde konnte ich als lediger Mann in Serbien im vollsten Sinne des Wortes herrenmässig leben. Sagte mir der Dienst nicht zu, so brauchte ich nur zur Ueberfuhr zu gehen und mich hinübergudern zu lassen. Mein Verbleiben in Serbien hatte aber noch einen andern Grund. Ich wollte dort abwarten, bis sich von meinem Gesicht und Händen die Zigeunerfarbe verliere. Am Schlusse der Audienz bat ich den serdar um einen dreitägigen Urlaub, um meinen äussern Menschen in Ordnung zu bringen, was er mir bereitwillig gewährte. Mein Anzug war zwar beinahe noch neu, allein in Folge des Waschens am vorherigen Abend wies er tausend Falten auf.

Als ich aus dem konak heraustrat, sah ich auf der Strasse eine Menschenmasse von wenigstens vierhundert Köpfen, die augenscheinlich auf mein Wiedererscheinen warteten. Ich fragte den nächststehenden hamal**), wo die glavna mehana***) ist und wandte mich hierauf in der angedeuteten Richtung zur Fortsetzung des Weges. Nach einer Weile blickte ich mich unwillkürlich um und gewahrte einen Rudel von etwa zwanzig Männern, die mir auf dem Fusse folgten. Ich erreichte mein Ziel, durchschritt die Schwemme und setzte mich im Herrenzimmer an einem gedeckten, aber unbesetzten Tische nieder. Die anwesenden Gäste hielten im Essen, Trinken oder im Gespräch inne und beobachteten mich, wie eine der Hölle entlaufene Erscheinung. Auch jene Männer, die mir von dem konak folgten, liessen sich zum grössten Theile im Herrenzimmer nieder.

Da kam ich aber schön an. Der Kellner, anstatt mich nach meinem Begehr zu fragen, that mir kund und zu wissen, dass für Gäste meines Schlages im Herrenzimmer kein Platz sei und verwies mich in die Schwemme.

Ich mochte in meinen Sprachschatz etwas zu tief gegriffen haben, denn der serbische Ganimed lief wie von einer Viper gestochen fort, um in dem nächsten Augenblicke an der Seite seines Brodherrn wieder zu erscheinen.

„Wirst Du hinausgehen oder nicht, elende Zigeunerseele?“ fragte mich letzterer, während er mich mit seiner Rechten an der Brust packte und mich fortschleppen wollte. Der gute Mann hatte sich jedoch sehr stark verrechnet, denn er lag, bevor er sich versah, der ganzen Länge nach auf dem Rücken. Was ich ahnte, traf ein. Die Mehrzahl der Gäste, die ich beim Betreten des Herrenzimmers dort angetroffen, erhob und bewaffnete sich mit Stühlen und wollte mir einen blutigen Tag bereiten. Ich hatte, wenn ich meine Haut retten wollte, keinen Augenblick zu verlieren.

„Wer wagt es, an einen fürstlichen Beamten auch nur einen Finger zu legen?“ brüllte ich den Leuten entgegen, während ich mit geballten Fäusten in die Höhe fuhr.

*) 300 Mark.

**) Lastenträger, Dienstmann (türk.).

***) Hauptinkehrgasthaus oder das moderne Grand Hôtel.

„Fürst-li-cher Be-am-ter?“ hörte ich mehrere im gedehnten Tone wiederholen.

„Jawohl, fürstlicher Beamter, und zwar, wenn Ihr nichts dagegen habet, Kreisgerichtsschreiber von Schabaz.“

„Der Zigeuner kann doch nie den Mund öffnen, ohne eine Lüge vom Stapel zu lassen!“ meinte ein verschmitzt darein schauendes Männchen, welches ich später als den Geldwechsler Kostantinides kennen lernte.

„Wenn Du meinen Worten nicht glaubst, so steht es Dir frei, Dir betreffenden Orts Gewissheit zu verschaffen“, entgegnete ich mit Nachdruck.

„Seit wann bist Du Kreisgerichtsschreiber von Schabaz?“ fragte der Alte. „Ich kenne die Schreiber von allen Behörden unserer Stadt, aber ich habe Dich noch nie gesehen.“

„Seit einer halben Stunde.“

Die Lachsälve, die meinen Worten folgte, werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Die Gäste hielten meine Auseinandersetzungen als einen gelungenen Zigeunerwitz. Die Heiterkeit dauerte jedoch nur einige Augenblicke, dann aber erschienen auf meinem Himmel unheil verkündende Wolken in der Gestalt des Wirthes und einiger Knechte, mit denen ich unmöglich den Kampf aufnehmen konnte. Es wäre mir jedenfalls sehr schlecht ergangen, wenn sich nicht ein, dem Anscheine nach angesehener Mann in's Mittel gelegt hätte.

„Sei ruhig, Bruder Mita“, sagte er zu dem das Heer gegen mich anführenden Gastwirthe, „sei ruhig, damit Dir kein Unglück zustösst! Ob dieser Mann wirklich ein Schreiber ist oder nicht, kann ich nicht sagen, dass er aber im konak beim serdar war, weiss ich ganz bestimmt, denn ich habe ihn dort eintreten und herauskommen sehen. Wäre er ein schlechter Mensch oder ein Landstreicher, so hätte ihn Herr Ljuba gewiss nicht bis zur Hausthürschwelle begleitet.“

Dies wirkte. Der Wirth trat mit seiner getreuen Schaar unverzüglich den Rückmarsch an und liess sich nicht mehr sehen, die Gäste aber nahmen ihre früheren Plätze wieder ein und gaben sich mit aller Macht dem beseligenden Gefühle des Anglotzens meiner Wenigkeit hin. Ich dankte meinem Vertheidiger für seine Intervention und machte darauf bei dem Kellner, der sich mir unterdessen zur Verfügung gestellt hatte, meine Bestellung. Mein Beschützer setzte sich mit meiner Erlaubniss zu meinem Tische und versuchte auf verschiedenen Umwegen in die Geheimnisse, die sich in den Worten Wer? und Woher? zusammenfassen lassen, einzudringen. Ich errieth seine Absicht und gab ihm derart ausweichende Antworten, dass er schliesslich gar nicht weiter fragen konnte.

Während wir miteinander sprachen, verhielten sich die übrigen Gäste mäuschenstill, um jedes Wort zu verstehen. Als ich im besten Essen war, erschien ein reich galonirter kawas in der Thür und trat mit den Worten auf mich zu:

„Herr Schreiber, der serdar ersucht Dich, gleich zu ihm zu kommen. Soeben ist aus Belgrad ein tatarin mit Briefen eingetroffen und wartet auf Antwort. Herr Lazar, der Schreiber des serdar, ist auf's Land gegangen, also hat er Niemand, der ihm die Schreiben vorlesen und die Antworten darauf verfassen würde.“

Durch das Zimmer ging ein deutlich vernehmbares Gemurmel.

„Ich komme gleich“, erwiderte ich. „Aber sage Du mir einmal, wer hat Dir gesagt, dass ich hier bin?“

„Der Barbier Wassa. Uebrigens hätte ich mir auch ohne dessen Dazwischenkunft denken können, dass Du hier Quartier nehmen wirst, denn ein Herr wie Du kann doch nicht in einer einfachen mehana oder gar in einem türkischen han Quartier nehmen.“

Ich liess mein Essen stehen und eilte davon, um den Wunsch des fürstlichen Statthalters zu erfüllen. In der Behauptung des kawas lag einige Wahrheit. Zu derselben Zeit waren die Schreiber in Serbien ein sehr gesuchter und gut bezahlter Artikel. Sie repräsentirten zu gleicher Zeit auch die Gelehrtenwelt im Fürstenthum. Eine Richterstelle auszufüllen war sehr leicht, da das Richteramt mit dem Alphabet in gar keiner Wechselbeziehung stand. Geschriebene Gesetze gab es zu derselben Zeit in Serbien noch nicht, also entfiel auch das Studium derselben. Man urtheilte nach dem Gewissen und dem gesunden Menschenverstande, vorausgesetzt, dass die Richter darüber verfügten. In jedem Amt war der Schreiber die Hauptperson. Derartiges Gelehrtenmaterial lieferte ausschliesslich das Ausland, am meisten aber die Militärgrenze, welche mit den Glaubens- und Stammesgenossen der Serben angesiedelt war. Zu derselben Zeit gab es wohl schon hie und da, besonders in grösseren Städten des Fürstenthums, Elementarschulen, allein dieselben standen keineswegs auf einer so hohen Stufe, um nach dem ‚Absitzen‘ der Lernperiode Amtsschreiber liefern zu können.

Das Wirken der Schreiber beschränkte sich jedoch nicht auf das Amt allein, sondern erstreckte sich über die ganze Stadt, zuweilen sogar weit über das Weichbild derselben. In erster Linie stand die Handelscorrespondenz. Schabaz war nämlich der Hauptstapelplatz des westlichen Theiles von Serbien und betrieb einen weit ausgedehnten Ein- und Ausfuhrhandel. Derartige Arbeiten nahmen nicht viel Zeit in Anspruch, wurden aber dennoch gut bezahlt. Auf diese Weise konnte ein Amtsschreiber auf Privatwegen doppelt mehr verdienen, als er von dem Staate bezog.

Als ich nach etwa einer halben Stunde in die glavna mehana zurückkehrte, fand ich die Gäste, die ich dort zurückgelassen, noch vollzählig beisammen. Aber welche Veränderung! Als ich in der Thür erschien, schnellten alle wie auf ein Commandowort empor und setzten sich erst wieder nieder, als ich mich an die Fortsetzung des Mittagessens machte. Mein Tischnachbar kraute sich bald hinter dem rechten, bald hinter dem linken Ohr, in der Absicht, für die Wiederanknüpfung des Gespräches einen Faden zu finden, es wollte ihm aber nimmer gelingen.

„Wie viel habe ich zu bezahlen?“ fragte ich den Kellner, als er abräumte.

„Gazda Mita lässt Dich bitten, das Mittagessen als ein Zeichen seiner Freundschaft zu betrachten. Ist vielleicht noch eine Flasche Wein gefällig?“

„Ich danke für die Freundschaft, die er mir dadurch bewies, dass er sich an mir vergriff“, erwiderte ich trocken. „Bringe meinetwegen noch eine Flasche Wein, jedoch nur gegen Bezahlung.“

Als der Junge wieder erschien, händigte ich ihm einen Thaler ein. Wie viel er mir zurückbrachte, kann ich nicht sagen, weil ich das Geld nicht gezählt habe, aber nach der Menge desselben zu urtheilen, blieb in der Lade des groben Wirthes sehr wenig zurück.

„Ich werde hier wohl ein Quartier finden können?“ fragte ich meinen Nachbar.

„Zehn, zwanzig, wenn Du willst, Herr! Du kannst die Wohnung wählen nach Deinem Belieben, ohne dafür etwas zahlen zu müssen.“

„Wieso?“

„Weil Dich Jedermann gern unentgeltlich bei sich aufnehmen wird.“

„Das möchte ich wohl nicht thun.“

„Warum nicht? Andere thun es auch.“

„Weil jeder Dienst einen Gegendienst voraussetzt und zur Erkenntlichkeit verpflichtet; zu einer Erkenntlichkeit, die ein Staatsbeamter nicht immer erweisen kann, ohne dadurch mit seinem Berufe und mit seiner Pflicht in Widerspruch zu gerathen. Was Andere meines Standes thun, geht mich nichts an. Jedermann ist sein eigener Herr und kann thun, was er will.“

„Deine Worte sollte man vergolden!“ meinte ein alter Mann, der am rechten Nachbartische sass.

„Ist hier noch eine andere bessere mehana?“

„Es giebt deren wohl noch viele, aber ich fürchte, dass Dir keine gefallen wird, ausser Du gehst in die schwabska*) mehana“, erwiderte mein Nachbar.

„Giebt es hier auch eine schwabska mehana?“

„Gewiss! Dort findest Du Alles noch besser, als hier. Wenn es Dir recht ist, so werde ich Dich dahin begleiten.“

Wir machten uns gleich auf den Weg. Wer war froher, als ich! Nun konnte ich wieder mit Menschen aus meinem Vaterlande in Berührung kommen und mit ihnen meine Gedanken austauschen.

Die schwabska mehana lag im Centrum der Stadt. Die Trinkhalle war sehr belebt: ungarische Schweinehändler, steierische Bau- und Bretterholzproducenten, näselnde Getreidejuden aus Budapest, deutsche Rauhwaarenhändler, kurzum ein buntgemischtes Häuflein. Unser Kommen erregte anfangs allerdings eine gewisse Neugierde, aber schon in der nächsten Minute kümmerte sich Niemand um uns. Auf einem unbesetzten Tische sah ich ein Zeitungsblatt liegen und griff hastig nach demselben. Es war der Wiener Beobachter **). Nun wähnte ich mich wieder in der Kaiserstadt an der Donau.

Der Wirth, den die Gäste mit „Herr Klein!“ titulirten, betrachtete mich anfangs mit einer Miene, als ob er sagen wollte: „der schwarze Kerl will uns mit seinem vermeintlichen Lesen zum besten halten“. Nach einer Weile näherte er sich unserem Tische. Ich verrieth seine Absicht und ersparte ihm die an mich zu richtende Antwort.

„Guten Tag, Herr Klein“, rief ich dem Gastwirth entgegen; „wie geht es Ihnen?“

„Danke der Nachfrage, es muss wohl gut sein“, erwiderte der Gefragte. „Entschuldigen Sie meine Neugierde, wo haben Sie denn Deutsch gelernt?“

„In meiner Heimath.“

*) Schwäbisch, Allgemeinausdruck für Westeuropäer.

**) Das politische Sprachrohr Metternichs.

„Ja, haben denn Sie auch eine Heimath?“

„Warum sollte ich keine Heimath haben?“

„Ich habe gemeint — wegen der etwas dunklen Gesichtsfarbe.“

„Sie halten mich für einen Zigeuner, ich verstehe, ich bin ein solcher jedoch nicht. Das Zigeunerbraun auf meinem Gesicht und meinen Händen ist nur vorübergehend, weil ich mehrere Monate unter den Zigeunern leben musste.“

„Ist's wahr? Wie sind Sie denn unter dieselben gerathen?“

„Das ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen ein andersmal erzählen werde, jetzt aber wünsche ich von Ihnen zu erfahren, ob Sie mir für einige Tage ein reinliches Zimmer abtreten können, bis ich eine mir passende Wohnung finde.“

„Wollen Sie hier bleiben?“

„Ich wurde zum Kreisgerichtsschreiber ernannt.“

„Das freut mich ganz ausserordentlich. Ich werde mein Möglichstes thun, um Sie in jeder Beziehung zufrieden zu stellen.“

„Nun aber eine andere Frage: Gibt es hier einen Schneider?“

„Auch noch mehr, wenn Sie wollen?“

„Ich meine einen Schneider, der westeuropäische, also moderne Kleider anfertigen kann.“

„Ganz richtig; sehen Sie, dort sitzt gleich einer. Heda, Franz!“

Der Gerufene erhob sich, kam auf unsren Tisch zu und fragte nach unserm Begehr.

„Unser neuer Herr Kreisgerichtsschreiber will mit Dir reden“, entgegnete der Wirth und entfernte sich von unserem Tische, um andere Gäste zu bedienen.

Ich vereinbarte mit dem Bekleidungskünstler, dass er mir vor allem den Anzug entflecken und bügeln, dann aber einen neuen Winteranzug nach der neuesten Mode anfertigen sollte. Hierauf sandte ich den Schneider aus dem gleichen Grunde um den Schuster. Meine Stiefel waren in Folge der Nässe hart geworden wie zwei Ochsenhörner. Einen Hutmacher gab es zwar in Schabaz noch nicht, allein das machte nichts, Oesterreichisch-Mitrowitz war von meinem neuen Domicile nur vier Stunden entfernt und dort konnte man Hüte nach Auswahl und Belieben haben.

„Ich möchte Ihnen etwas rathen, Herr Schreiber“, sagte der Schneider zu mir, als er mich gegen Abend in meinem Zimmer aufsuchte, um meine Kleider mitzunehmen.

„Was liegt Ihnen denn am Herzen?“ fragte ich ihn in der Meinung, dass er mit der von mir kurz vorher getroffenen Wahl des Stoffes für meinen Winteranzug nicht einverstanden sei.

„Sie müssen mit den Leuten sehr streng sein.“

„Warum?“

„Weil sie sonst Ihre Güte missbrauchen werden. Sie haben keinen Begriff, wie verschmitzt und boshaft dieses Volk ist. Wenn man Sie brauchen wird, so wird man Ihnen demüthig, selbst kriechend entgegenkommen; ist aber das Ziel erreicht, dann wird man Ihnen den Rücken zeigen und Sie auslachen. Zudem werden Sie immer der „verfluchte Schwab“ bleiben, mögen Sie handeln, wie Sie immer wollen. Die Serben

können es nicht verwinden, dass die Oesterreicher die besten Stellen innehaben, bedenken dabei aber nicht, dass dies nur deshalb geschieht, weil die Eingeborenen dazu nicht taugen.“

„Ich werde meine Pflicht thun und meine Ehre wahren“, erwiederte ich. „Uebrigens danke ich Ihnen für Ihren wohlmeinenden Rath.“ —

Am folgenden Tage musste ich in meinem Zimmer bleiben. Um mir die Zeit zu vertreiben, liess ich mir eine Anzahl alter Nummern des „Beobachter“ bringen und unterhielt mich mit dem Inhalte derselben. Es war ein Donnerstag, also Wochenmarktstag. Da wir bereits am Ende des Monates October waren, so hatten die Bauern schon alle Landesproducte eingebbracht, also wurde auch der Wochenmarkt ausgiebig und vielfältig beschickt. Die Waren standen so tief im Preise, dass sich nach unseren Begriffen nicht einmal die Beförderung derselben in die Stadt ausgezahlt hätte.

Gegen Abend kamen Schuster und Schneider und brachten meine äussere Hülle in verbesselter Auflage. Sie wollten mich durch die Stadt begleiten, allein ich hatte mir schon früher vorgenommen, solange zu Hause zu bleiben, bis mein Gesicht und Hände die ursprüngliche Farbe wieder zurückbekommen. Das Kreisgericht war von der schwabska mehana ohnehin nur wenige Schritte entfernt, in der Stadt aber hatte ich ohnehin nichts zu thun. Auf diese Weise gedachte ich einem allfälligen Spitznamen am Leichtesten aus dem Wege zu gehen. Lass alle Hoffnung fahren, arme Schreiberseele! Ohne den Ablauf meines Urlaubes abzuwarten, verfügte ich mich schon am folgenden Morgen kurz vor Beginn der Amststunden in das Kreisgericht, um meinen Dienst anzutreten. Ich war kaum auf die Strasse getreten, als ein Rudel Christenbuben an mir vorbeigelaufen kam und mich mit dem nicht sehr angenehm klingenden Titel ciganski pisar — der Zigeunerschreiber becomplimentirte. Dieser Attribut blieb mir zu meinem grössten Aerger auch später, als auch die letzte Spur, die an das Leben unter den Zigeunern erinnerte, verwischt wurde, anhaften und bald nannte mich Gross und Klein nicht anders als ciganski pisar. Dies geschah zwar immer nur hinter meinem Rücken oder wenn in meiner Abwesenheit von mir die Rede war, aber es wurmte mich dennoch.

Nach etwa vier Wochen erhielt mein Gesicht die ursprüngliche Farbe vollständig wieder. Unterdessen waren auch Schneider und Schuster mit meiner neuen Winterhülle fertig geworden, Herr Klein hatte mir von einer Einkaufsreise von Oesterreichisch-Mitrowitz einen Hut gebracht und der jüngste Kreisgerichtsschreiber von Schabaz konnte hinsichtlich des Anzuges alle Söhne der Kurtović, Topuzović und anderer Geldmagnaten herausfordern, ohne dabei erröthen zu müssen. Die Söhne reicher Serben trugen theils ausschliesslich orientalische Kleidung, theils ein Gemisch von Orient und Occident, was denselben ein echt maskenhaftes Aussehen verlieh. Damit will ich aber durchaus nicht gesagt haben, dass ich ein dandy war; durchaus nicht, sondern mein Anzug war der eines Bürgers, Kaufmanns oder Staatsbeamten von Oesterreich. Das hinderte aber nicht, dass ich sprichwörtlich wurde. Wenn ein junger Serbe auf sein Aeusseres etwas hielt und sich in einem halbwegs anständigen Anzuge auf der Strasse zeigte, so sagte man von ihm, dass er sich herausgestriegelt hat, wie der Zigeunerschreiber. Wer mir derartige Neuigkeiten zugetragen hat, fragt die schöne Leserin? Nun der Schneider Franz.

Am ersten Adventsonntage verliess ich die schwabska mehana und siedelte in meine neue Wohnung über. Der Schneider hatte meinen Auftrag vollinhaltlich erfasst und in einem ruhigen Hofe ein stilles Häuschen gefunden. Dasselbe bestand zwar nur aus einer Küche und einem Zimmer, allein für mich war darin hinlänglich Raum vorhanden. Die Küche wandelte ich in ein Vorderzimmer um und lebte einsiedlermässig darin. Im Orient gibt es Höfe, in welchen vier oder noch mehr ähnlicher Häuschen stehen. Sie dienen in der Regel einzelnen Paaren einer Hauscommunion als Schlafstätten, wenigstens in der Honigzeit, ferner als Orte, an denen die Mütter neuen Weltbürgern das Lebenslicht gaben u. dgl.

Bei wem ich wohnte, wusste ich eigentlich selbst nicht. Die Miethe liess ich durch den Schneider entrichten, das Aufräumen besorgte ein Gerichtspandur, also kam ich mit der Hausfrau, die eine reiche Wittwe gewesen sein soll, gar nicht in Berührung, was mir nur angenehm war, denn ich hatte in dem Umgange mit dem schönen Geschlechte ganz entschieden Pech und dachte nicht im Geringsten daran, noch einmal nach dem Pech zu greifen. Im Westen hätte ich meiner Quartierfrau unter allen Umständen einen Besuch machen müssen, allein ich lebte im Orient, wo ganz gegentheilige Gebräuche herrschten, also hätte sie mir entgegenkommen sollen, was sie jedoch zu meiner nicht geringen Freude unterliess. Uebrigens war ich nur zur Nachtzeit zu Hause. Die Tage waren sehr kurz — wir waren im December —, also blieb ich beinahe den ganzen Tag hindurch in der Kanzlei, ausgenommen zwei Stunden Mittags, die ich in der schwabska mehana verbrachte, wo ich auch nach meiner Uebersiedlung in der Kost blieb. Auch die Abende verbrachte ich in der Regel im Klein'schen Gasthause zu oder ich besuchte nach dem Nachessen eine andere mehana oder Schenke, um das Treiben der Jungserben bei Lichtschein zu betrachten. Anfangs belästigten mich die Gäste mit dem Bezahlwollen meiner Zeche, was ich jedoch, obwohl es allgemein gebräuchlich war, niemals zulies.

Was ich zu sehen bekam, war keineswegs darnach angethan, mich für das Land und dessen Bewohner zu erwärmen. Die grösste Abneigung aber empfand ich für die jeunesse dorée des noch in den Windeln liegenden Fürstenthumes. Die Unterhaltung dieser Leute bestand aus dem übermässigen Trinken,*) Poltern und Johlen und aus dem Fluchen. Hört man einen Kernmagyar fluchen, so wird dem Menschen zuweilen unheimlich zu Muthe, allein diesbezüglich kann der verwöhnteste Sohn der Pusta einem Serben nicht einmal das Wasser reichen. Eigenthümlich ist der Gesang dieser wankenden Gestalten. Sie stecken die Köpfe zusammen und brüllen sich allerhand Zotten gegenseitig ins Gesicht. Um dem Werke die Krone aufzusetzen, lassen sich die betrunkenen Maulhelden von musicirenden Zigeunern nach Hause begleiten, damit auch die Nachbarn von ihrem Treiben à jour gehalten werden. Es gibt jedoch auch alte Männer, die um kein Haar besser sind, als der Stolz Neu-Serbiens.

Ungefähr eine Woche vor Weihnachten wurde ich durch ein glückliches Familienereigniss in die serbische Gesellschaft eingeführt. Das Kind

*) Ist heute um kein Haar besser, nur ist das Geld für das Trinken ungleich schwerer aufzubringen als einst.

eines Gerichtsrathes hatte nämlich von seinem Weibchen ein Kindlein zum Geschenk erhalten.

Um richtig verstanden zu werden, muss ich hier einschalten, dass der Serbe seine männlichen Sprösslinge nie anders als seine Kinder nennt. Hat er z. B. einen Sohn, der Mile heisst, so nennt er ihn im Gespräch nie anders, als mein Kind Mile, unbekümmert darum, ob dieses Kind noch die Milchzähne zu bekommen hat oder aber schon in Folge des Alters den letzten Stockzahn verloren hat.

Das Kind des Kreisgerichtsrathes hatte ungefähr drei Kreuze auf dem Rücken und machte mit dem Einzuge des neuen Weltbürgers in das gastliche Haus in seiner Nachkommenschaft das halbe Dutzend voll. Die Taufceremonien mit dem, was drum und dran hängt, sind von jenen der übrigen christlichen Confessionen verschieden, deshalb will ich dieselben nachstehend in Kürze schildern.

Ein eigentliches Taufwasser kennt die orthodoxe Kirche nicht, sondern man nimmt gewöhnliches Fluss- oder Brunnenwasser dazu, welches der pope vor dem Beginne der Taufhandlung weiht. Die Taufe findet stets zu Hause statt. Der Täufling wird vollständig blossgelegt und muss sich einen gehörigen Wasserguss gefallen lassen. Taufpathe ist stets ein Mann. In der Regel hat jede Familie nur einen Taufpathen. Ein Wechsel geschieht nur im Todesfalle. Die Bestimmung des Namens des Täuflings ist ein ausschliessliches Recht des Pathen. Die Eltern erfahren denselben erst während der Taufe. Geschenke Seitens des Taufpathen sind in Serbien nicht üblich, wohl aber erhält dieser von der Mutter des Täuflings ein Hemd, der Geistliche ein paar Socken, der Kirchendiener aber ein Taschentuch. Nach der Taufe findet ein Festessen statt, welches sich nach den Vermögensverhältnissen des betreffenden Hauses richtet. Das Mahl beim Kreisgerichtsrath bestand aus Fleischspeisen, Sliowitz, Wein und aus Toasten. Unter den Serben herrscht, ich möchte sagen, eine vollständig ausgebildete Toastwuth, die mitunter die stärksten Männer in einer überraschend kurzen Zeit unter den Tisch bringt.

Dass dabei die Zigeuner nicht fehlen, ist selbstverständlich. Ohne Dudelsack oder Gequicke der Zigeunergeigen ist der Serbe ein todter Mensch; ohne Musik kann er sich eine Unterhaltung gar nicht denken. Wo aber Musik ist, dort ist in der Regel auch Tanz; so war es auch bei den „Kreisräthischen“. An demselben Abende habe ich zum ersten Male einen serbischen Tanz gesehen. Der Orientale kennt unsere Rundtänze nicht, sondern giebt sich mit aller Macht seinem *kolo**) hin. Den Tanz eröffnen meist zwei Männer, denen sich nach und nach andere Tänzer, männlich und weiblich, anschliessen. Schliesslich reichen sich die Tänzer der beiden Enden die Hände und schliessen auf diese Weise den Kreis, der sich dann in mehr oder minder schnellen rhythmischen Schritten beliebig lange hin und her bewegt. Ist die Musikkapelle in der Person des Dudelsackpfeifers vereinigt, so geht dieser stets in dem Kreise auf und ab und dudelt den Tänzern etwas vor. Was mich anbelangt, so muss ich aufrichtig sagen, dass mir der Tanz ganz und gar nicht gefiel, aber er hat dennoch etwas Gutes für sich. In Serbien braucht ein Mädchen nie sitzen

*) Rad, auch Kreis (serb.), weil sich die Tänzer im Kreise bewegen.

zu bleiben, vorausgesetzt, dass es dem Tanzvergnügen huldigen will. Jeder Tänzer und jede Tänzerin fügt sich nach Belieben in den Kreis ein und tanzt mit. Zuweilen sieht man fünf, sechs Männer oder Mädchen neben einander tanzen, dass macht aber nichts, jeder fügt sich ein, wo es ihm am Besten passt.

Die Kosten des Festessens werden durch die Geldgeschenke, welche die Gäste dem Täufling am Halse unter das Hemdchen stecken, zum Theile mitunter auch vollständig ersetzt.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir noch anzuführen, dass in Serbien Hebammen unbekannt sind. Die Gebärenden entledigen sich meist ohne jede Beihilfe ihrer Bürde. Auch die Ruhe nach der Geburt gehört in das Reich der Fabel. Eine gesetzte Matrone, Wittwe eines Landesproductenhändlers, welche die Sache vom Grunde aus ernst nahm, erzählte mir Folgendes: „Ich habe acht Kindern das Leben gegeben, ohne dass dabei jemals eine lebende Seele anwesend gewesen wäre. Als die Schmerzensstunde heranrückte, bereitete ich das Wasser, die Windeln, die Schere u. dgl. vor. Nach der Entbindung badete ich das neugeborne Kind, wickelte es ein und legte es neben mir auf den minderluk nieder. Als dies geschehen, trank ich eine Halbe oka guten alten Sliowitz, legte mich nieder, schlief ein und ging, als ich wieder erwachte, an die Arbeit, als ob an und in mir keine Veränderung vorgegangen wäre*).“

Es will mir scheinen, dass die Menschen dort aus einer ganz andern, unverwüstlichen Materie bestehen. Die Bauern z. B. gehen im Sommer und Winter in einer Hausleinwandhose einher, welche die Unter- und die Oberhose darstellt, der Oberkörper dagegen steckt, ob kalt oder warm, in einer Pelzjacke oder aber Pelzweste. Die Füsse stecken in Opanken (Sandalen). Im Herbst und Winter sind die Wege beinahe bodenlos, also kommen die Leute aus der Nässe und aus dem Koth gar nicht heraus. Viele finden es nicht einmal der Mühe werth, zu Hause die Socken auszuziehen, sondern trocknen dieselben gleichzeitig mit den Füßen am Feuer. Trotz alldem sind die Leute kerngesund.

Nun aber noch einige Worte über die Heilkünstler. Der Kreisarzt von Schabaz war ein geborner Wiener, der in seiner Jugend sicherlich an alles eher als an die Heilkunde dachte. Vom Schicksal hierher verschlagen, fand er bei einem Griechen, der Arzt und Apotheker zugleich war, einen Dienst als Knecht. Geistig gut veranlagt, rückte er bald zum Gehilfen vor und übernahm, als sein Principal in's Jenseits übersiedelte, die Leitung der Apotheke. Später heirathete er die Wittwe, lernte fleissig weiter, ging in's Ausland und kehrte nach einer Weile mit dem wohl nur für den Orient giltigen Doctordiplom nach Hause, das ihm die Kreisarztenstelle eintrug. So macht man im Orient Carrière.

Ausser den Aerzten giebt es noch eine Unzahl gátare und vrači**), die für Geld und gute Worte mit ihrem Hokuspokus leichtgläubige Menschen betrügen und ohne Mühe gemächlich leben. In dieser Beziehung spielen die Zigeunerinnen eine grosse Rolle, allein es fehlt auch nicht an Bauern

*) Ist heute, besonders auf dem Lande, noch meist beim Alten geblieben, obwohl es an Geburtshelferinnen nicht fehlt.

**) Wahrsagerinnen und Hexenmeister (serb.).

und Bäuerinnen, welche die Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen in dieser Richtung ausbeuten.

Dem vierwöchentlichen Adventfasten folgten die Weihnachtsfeiertage mit all ihren den Magen und die Augen erfreuenden Herrlichkeiten. Der orthodoxe Christ fastet ungleich strenger, als der Katholik. Der Genuss aller, welchen Namen immer habenden animalischen Producte, als: Eier, Butter, Käse, Milch u. dgl. ist absolut verboten. Manche versteigen sich in der Fastenzeit wohl zu Fisch und Oel, allein die Mehrzahl geniesst vollends unvermachte Speisen. Das Fett wird durch die Zwiebel, die mit den Speisen gekocht wird, ersetzt. In der Fastenzeit werden vorherrschend Fisolen und Sauerkraut genossen.

Am ersten Weihnachtstage bleibt Jedermann zu Hause. Die Schenken sind wohl offen, allein sie bleiben meist leer. Ich wurde, da ich keine Familie hatte, am ersten Feiertage beim Kreisgerichtspräsidenten zu Gaste geladen. Als ich am heil. Abend nach Hause kam, fand ich in meiner Wohnung Stroh verstreut. Dies ist eine Erinnerung an die Geburt des Weltheilandes, der auf Stroh gebettet wurde. Das Stroh wird erst am vierten Tage, also nach Ablauf der Feiertage aus den Wohnungen entfernt und verbrannt.

Am Weihnachtsmorgen brachte mir ein etwa sechzehnjähriges Mädchen im Namen der Hausfrau nach Landesbrauch Backwerk und eine Flasche Wein und wünschte mir glückliche Feiertage. Das hübsche Gesicht kam mir bekannt vor; ich musste demselben schon einmal begegnet sein. Ljubica, so hiess das Mädchen, hatte meine Gedanken errathen, deshalb kam sie mir mit einer verblümten Frage entgegen.

„Wie hat es Dir bei den Kreisräthischen gefallen, Herr?“ fragte sie mich. „Mir scheint, dass Du dich dort sehr gelangweilt hast.“

„Richtig, jetzt erinnere ich mich“, erwiderte ich, „Du warst ja auch dort.“

„Freilich war ich dort. Jene blasse Frau, die mir gegenüber sass, ist meine Mutter.“

„Ist sie denn krank, weil sie so leidend aussieht?“ fragte ich weiter.

„Krank nicht, aber boshaf ist sie.“

„Mein Kind, so darf eine Tochter von ihrer Mutter nicht reden!“ fiel ich dem Mädchen in das Wort.

„Meine Mutter, Gott errette ihre Seele, liegt schon seit zehn Jahren unter der Erde, jene blasse Frau ist meine Stiefmutter.“

„Das ist freilich etwas anderes. Armes Kind!“

„Wenn Du wüsstest, wie sie mich behandelt, so müsstest Du weinen, obwohl ich zu Dir auch in keiner verwandtschaftlichen Beziehung stehe“, erwiderte Ljubica, während sie über ihre Rehaugen mit der Schürze fuhr.

„Doch ich muss gehen, sonst schreit sie wieder auf mich. Bleibe mit Gott und lasse Dir das Backwerk und den Negotiner wohlschmecken.“

Sprach's und verliess meine Wohnung. Mich dauerte das arme Kind, ich glaubte jedoch zur Linderung seiner Leiden nichts beitragen zu können. Wie die Stiefmütter beschaffen sind, wusste ich aus meiner eigenen traurigen Jugendzeit, deshalb bedauerte ich die hübsche Waise um so mehr. Wie es kam, weiss ich nicht, aber ich fühlte für das Mädchen auf einmal ein grosses Interesse.

Als ich kurz nach zwölf Uhr im Hause des Kreisgerichtspräsidenten Melentije Radaković erschien, fand ich dessen Familie in grosser Gala. Seine starkknochige Ehehälften wie nicht minder dessen Töchter waren mit Schmuck und Gold schier überladen. Das Entrée der Mittagstafel bestand aus Sliowitz, Zwiebel und Hauskäse; dann kam kisela čorba, Rindfleisch, Paprikasch und schliesslich die pečenica.

Pečenica heisst eigentlich Braten, aber hier bedeutet es ein unzertheilt gebratenes Schwein, welches je nach den Vermögensverhältnissen oder nach der Stärke der Familiengemeinschaft fünf bis hundert oka wiegt. Am ersten Weihnachtsfeiertage darf die pečenica in keiner Familie fehlen; sie erscheint sowohl auf dem Tische des Landesfürsten als auch des ärmsten Tagarbeiters. Das Gleiche gilt am Auferstehungsfeste von dem Osterlamme.

Die Zertheilung der pečenica nimmt stets der Familienälteste vor. Er beginnt mit dem Einschneiden des Kreuzzeichens auf dem Rücken zwischen den beiden Schulterblättern, hierauf aber wird die rechte Schulter herausgeschnitten und zuerst von dem anhaftenden Fleisch, dann aber auch von der Knochenhaut hefreit. Während dieser Manipulation herrscht im Speisezimmer lautlose Stille. Ist dies geschehen, so betrachtet der Familienvorstand den Knochen nach allen Seiten, dann beginnt er aber die Prophezeihung für das kommende Jahr herabzulesen. Er findet alle glücklichen und ungücklichen Tage, alle Veränderungen in der Familie, in der Anverwandtschaft, in dem Viehstande u. dergl. heraus. An dem Knochen sind sogar allfällige Sterbefälle in der Familie verzeichnet. Ich konnte zwar von allen diesen Zukunftsereignissen nichts herauslesen, allein ich war ein Fremder im Lande, also war meine Unkenntniss in diesen Dingen leicht verzeihlich.

Nach Schluss der Prophezeihung wurde der vorjährige Schulterknochen von dem Wandgestell herabgenommen und dem Feuer überliefert, an dessen Stelle aber der neue, diesjährige niedergelegt. Bald darauf erschienen die braunen Söhne, kratzten einige Weisen herunter und eilten fort, um der an sie gestellten, keineswegs leichten Aufgabe gerecht zu werden. Es gibt zwar zahlreiche „Musik“-Banden, allein die Stadt ist gross und der Tag kurz; man muss sich daher beeilen, wenn man in jedem Hause und jeder Familie etwas vorfiedeln will. Dass an solchen Tagen selbst in Familienkreisen von einem Tanzvergnügen keine Rede sein kann, ist leicht begreiflich.

In Serbien dauern die Weihnachtsfeiertage zwei volle Wochen, die Gerichtsferien aber sechzehn Tage. In der Weihnachtszeit ruht die Arbeit beinahe vollständig, es ist eine Zeit des Genusses und des Vergnügens, die nach besten Kräften ausgenützt wird. Zwischen den eigentlichen Weihnachtsfeiertagen, Neujahr und dem Dreikönigsfeste giebt es wohl mehrere Werkstage, allein an die Arbeit denkt selten Jemand.

Ich hatte gegen die Langeweile ein sehr wirksames Präservativ ersonnen. Als ich nach Antritt meiner neuen Stellung die Ruhe wiedergefunden hatte, beschloss ich, meine Rechtsstudien wieder fortzusetzen und führte diesen Entschluss auch möglichst schnell aus. Ich liess mir von Wien die nöthigen Lehrbücher kommen und füllte meine freien Stunden zum grössten Theile mit dem Lernen aus. Die Bereicherung meines Wissens konnte mir auch dann vortreffliche Dienste leisten, wenn ich in Serbien

blieb. Meine Gedanken waren übrigens stets nach meinem Vaterlande gerichtet.

Am Neujahrstage ging es in der Stadt sehr lebhaft zu; überall Gratulanten, Musik und Gesang. Auch ich machte mich auf den Weg, um meinem Vorgesetzten beim Jahreswechsel meine Glückwünsche darzubringen. Gegen Mittag verfügte sich der Beamtenkörper in den konak, um dem serdar seine Neujahrsaufwartung zu machen. Bald nach uns erschien aus dem gleichen Grunde der türkische Festungskommandant*) mit seinem glänzenden Gefolge bei Jevrem Obrenović, worauf wir den konak verliessen.

Im Laufe des Nachmittages erhielt auch meine Hausfrau einen Besuch und zwar von drei anscheinend vermögenden Männern. Es war das erste Mal, dass ich bei der Wittwe männliche Wesen eintreten sah. Der Besuch dauerte bis zur Abenddämmerung. Als die Männer fort waren, brach in der Wohnung meiner Quartiergeberin ein wahrer Sturm los. Da das von mir bewohnte Häuschen ziemlich tief im Hintergrunde stand, so konnte ich nur einzelne Worte, als: Du musst — ich will nicht — ich befehle Dir's — Geldsucht — Vormund u. dgl. auffangen. In den Streit mischte sich das Weinen des Mädchens.

„Was haben nur die Weiber?“ fragte ich mich selbst, ohne mir auf die Frage eine Antwort geben zu können. Ich hatte schon einigemal mehr oder minder heftige Plänkeleien zwischen Mutter und Tochter zu hören Gelegenheit gehabt, allein so heftig, als an jenem Abend, ging es bisher noch niemals zu.

Nach einer Weile legte sich der Zank und bald darauf hörte ich Jemand die Treppe herabkommen, die Haustür öffnen und dann hinter sich mit dem Schlüssel sperren. Ich dachte darüber nicht weiter nach, sondern vertiefte mich in den Inhalt des auf dem Tische vor mir liegenden Compendiums des römischen Rechtes und wurde dadurch der Welt entrückt.

Ich sollte mich der nöthigen Ruhe jedoch nicht lange erfreuen. Die Vorzimmerthür ging sachte auf und gleich darauf begehrte eine zitternde Frauenstimme Einlass.

Auf mein einladendes Willkommen! erschien flammend im Gesicht Ljubica in der Thür. Aus ihren rothgeweinten Augen perlten Thränen hervor und bildeten auf den fiebergerötheten Wangen kleine Rinnsale; ihre Lippen zitterten. Ich fuhr bei dem Anblicke des Mädchens erschreckt empor.

„Um Gotteswillen, Ljubica, wie siehst Du aus!“ rief ich dem Mädchen mit aufgeregter Stimme entgegen. „Was ist Dir geschehen?“

Ljubica gab auf meine Fragen keine Antwort, sondern warf sich auf meine Brust und weinte, dass sich selbst ein Stein hätte erbarmen müssen. Ich nahm mir nicht einmal die Mühe, das Mädchen zu trösten, weil ich aus eigener Erfahrung wusste, dass die Thränen oft der beste und einzige Trost der Unglücklichen sind. Als sich Ljubica nach einer Weile halbwegs beruhiget hatte, ergriff ich deren Hand, führte sie zum minderluk, der in meiner Wohnung den Divan ersetzte und liess sie neben mir Platz nehmen.

„Warum bist Du so traurig, mein Kind?“ fragte ich sie mit Theilnahme.

*) Die Türken hielten selbst nach der Anerkennung des Milosch Obrenović als Fürst von Serbien die Uferfestungen Schabaz, Belgrad und Semendria, sowie die Citadelle Sokol bei Užica militärisch besetzt. Schabaz, Semendria und Sokol wurden im Jahre 1860, Belgrad dagegen erst 1867 geräumt.

„Weil ich unglücklich bin. O Herr, wenn Du wüsstest, wie unglücklich ich bin!“

„Dass Du unglücklich bist, sehe ich, aber ich möchte, wenn es nicht indiscret ist, wissen, was Dich unglücklich macht. Betrachte mich als Deinen Freund, als Deinen Bruder und lass' mich in Dein Herz einen Blick werfen. Wir haben ein Sprichwort, welches sagt: Getheilte Leiden, halbe Leiden. Wenn ich etwas thun kann, um das Unglück, welches Dich niederdrückt, abzuwenden oder auch nur abzuschwächen, so werde ich mein Eingreifen in die Speichen Deines Lebensrades als eine heilige Pflicht betrachten.“

„Gerade aus diesem Grunde bin ich auch zu Dir gekommen“, erwiderte das Mädchen mit einem tiefen Seufzer. „Du bist schriftkundig und gelehrt, also wirst Du mir vielleicht einen guten Rath geben können.“

„Mit dem grössten Vergnügen, wenn ich nur kann.“

„Heute Nachmittag war mein Vormund mit noch zwei Männern bei uns und hat mir angekündet, dass er morgen Abends um mich werben kommen werde.“

„Das ist doch kein Unglück. Wer ist der glückliche Bräutigam, der Dich, holdes Täubchen, heimführen wird?“

„Für ein anderes Mädchen wäre das wohl kein Unglück, allein für mich ist es eines, denn ich verabscheue den Mann, an den man michketten will, aus dem Grunde meiner Seele.“

„Warum? Hast Du einen Grund dazu?“

„Hundert, nicht einen!“

„Wenn Du nicht willst, so kann man Dich doch nicht dazu zwingen.“

„Bei euch vielleicht nicht, bei uns wohl. Da mein Vater todt ist, so haben der Vormund und meine Stiefmutter das Verfügungrecht über mich in ihren Händen. O ich Unglückliche!“

Wieder lehnte das Mädchen ihr Köpfchen an meine Brust und weinte.

„Es muss diesbezüglich doch ein Gesetz bestehen“, sagte ich nach einer Weile, um das Gespräch wieder in Gang zu bringen.

„Du weisst wohl recht gut, dass unser Land noch keine geschriebenen und feststehenden Gesetze besitzt, sondern nach altem Brauch geleitet wird. Das Privilegium der Alten, für die zu verheirathenden Jünglinge und Mädchen den Lebensgefährten zu bestimmen, haben jedenfalls böse Menschen ersonnen, um die Wesen, die ein Herz haben, unglücklich zu machen.“

„Und wer ist Dein Auserwählter?“

„Der rothe Nastas.“

„Der Räudige?“

„Jawohl, der Räudige!“

Ich kannte den hochmüthigen Gesellen mit dem thierischen Gesichtsausdrucke. Er kam nicht selten in das Klein'sche Gasthaus, in der Regel im trunkenen Zustande, um dort seine rohen Witze feil zu halten. Sein Betragen hatte ihm oft die unfreiwillige Hinausbeförderung eingetragen. Er und sein Vater, die übrigen Familienglieder kannte ich nicht, waren mit scrophulösem Aussatz behaftet, deshalb nannte man den Jungen nie anders als der räudige Nastas. Mir stand das Mädchen weder nahe noch fern, aber dessenungeachtet gerieth bei dieser Kunde mein Inneres in eine kaum beschreibliche Aufregung.

„Haben denn die Leute Steinklumpen anstatt der Herzen im Leibe?“ fragte ich das Mädchen mit vor Wuth zitternder Stimme.

„Vielleicht nicht einmal das. Doch ich muss, um Dir die Sache verständlich zu machen, in die Vergangenheit zurückgreifen. Mein Vater stammt aus dem Paschalik Kossowo. Als Kind noch kam er hierher und brachte im Laufe der Zeit durch Sparsamkeit und Fleiss ein bedeutendes Vermögen zusammen. Meine Mutter starb, als ich kaum sieben Jahre zählte. Von dem Wunsche beseelt, einen männlichen Erben zu haben, verheirathete er sich nach einem halben Jahre wieder, allein sein Lieblingsplan zerrann in nichts. Auf dem Totenbette vermachte er sein Vermögen mir und meiner Stiefmutter zu gleichen Theilen, fügte jedoch eine Klausel bei, des Inhaltes, dass meine Stiefmutter vor meiner Verheirathung bei Verlust des Erbschaftsanspruches zu einer zweiten Ehe nicht schreiten darf. Zum Vormund bestimmte er seinen Landsmann, Milan Ristovič, jenen hartherzigen Mann, dem nichts auf dieser Welt heilig ist, nicht einmal seine eigenen Kinder. Vor drei Monaten ist seine Gattin gestorben und nun will er meine Stiefmutter, die ihm seit Jahren mehr als Freundin sein soll, heirathen. Das Testament bestimmt aber ausdrücklich, dass sie sich bei Verlust des Vermögens zu meinen Gunsten vor meiner Verheirathung nicht wieder verehlichen kann, daher das Drängen.“

„Gibt es denn in Schabaz keinen andern jungen Mann, der wenigstens auch Dir gefallen würde?“

„Das schon, aber ich glaube auch den Grund zu kennen, warum die Wahl meiner vereinten Feinde gerade auf den rothen Nastas gefallen ist. Wie ich Dir bereits gesagt habe, bekommt die Hälfte von dem Gesamtvermögen meine Stiefmutter. Mein Vormund hat während der ganzen Zeit keine Rechnung gelegt. Der Vater des rothen Nastas ist selbst reich, dabei aber ein halber Tölpel, also würde er sich um die Prüfung der Rechnungen nicht im Geringsten kümmern, sondern mit dem zufrieden geben, was man ihm hinwirft.“

„Nun begreife ich Alles.“

„Andere Mädchen“, fuhr Ljubica fort, „haben ihre Brüder, Onkel oder andere Anverwandte, die sich ihrer annehmen, ich dagegen habe Niemand auf dieser Welt, unter dessen Schutz ich mich stellen könnte. Auf Dich, mein süßer Herr, baue ich mein ganzes Hoffen. Lass mich an Leute, die ich hasse, nicht verschachern oder ich werde sterben.“

Ljubica brach von Neuem in lautes Schluchzen aus. Ich sann hin und her nach, fand aber keine Antwort, wenigstens keine tröstende. „Schliesse das Mädchen in Deine Arme, Du wirst dadurch ein Gott wohlgefälliges Werk vollbringen“, lispelte mir eine innere Stimme zu. „Es ist nicht gut, dass der Mann allein sei . . .“ Ich blickte auf das Mädchen, dessen Augen flehend an meinem Munde hingen. Mein Entschluss war gefasst.

„Ich wüsste einen Ausweg, aber auch nur einen einzigen“, sagte ich nach einer Weile ruhig, aber entschieden.

„Sprich, o lieber, süßer Herr“, entgegnete das Mädchen mit zitternder Stimme. „Rette mich aus den Klauen dieser Unmenschen, wenn Du an Gott glaubst. Rede, was soll ich thun?“

„Du müsstest mein Eheweib werden.“

„Nicht nur Dein Weib will ich werden, sondern Deine Dienerin, ja sogar Deine Sklavin, wenn Du willst, nur errette mich!“

„Wenn ich eine Dienerin brauchen sollte, so werde ich mir eine solche schon anderweitig zu beschaffen wissen, Dich aber kann ich nur als meine Gattin heimführen.“

Ljubica erwiderte nichts, sondern legte ihre rechte Hand um meinen Hals, mit der linken aber fasste sie meine Rechte und bedeckte dieselbe mit Küssen und Freudentränen.

„Morgen Vormittag gehe ich zu Deinem Vormund und werde Deine Hand von ihm verlangen“, sagte ich, während ich mich fast unbemerkt aus der Umarmung des Mädchens loswand.

„Wenn er Dich aber abweist?“

„So werde ich Dich bei einer passenden Gelegenheit ganz einfach entführen und wir lassen uns in der Militärgrenze trauen. Du wirst dagegen wohl nichts einzuwenden haben?“

„Gewiss nicht, aber was geschieht dann mit meinem Vermögen?“

„Sei deshalb unbesorgt“, erwiderte ich. „Bist Du nur einmal mein rechtmässiges Weib vor Gott und den Menschen, dann wird es mir nicht schwer fallen, dasselbe ausgefolgt zu erhalten. Nöthigenfalls gehen wir dann zum Gospodar, als dem obersten Vormund über alle seine Untertanen und werden von demselben für Dich die Grossjährigkeitserklärung unschwer erwirken. Ich habe oft gehört, dass er liebenden Bedrängten stets ein guter Vater ist.“

„Mache wie und was Du glaubst, ich heisse alle Deine darauf Bezug habenden Schritte im Voraus gut.“

„Wenn mich Dein Vormund abweist, so werden wir bis zu unserer Flucht unmittelbar mit einander nicht verkehren können, wir müssen also eine Mittelperson finden, damit — — —.“

„Für eine solche ist schon gesorgt“, fiel mir Ljubica ins Wort. „Hast Du vielleicht schon welchesmal eine hagere und gebeugte Alte in unser Haus treten gesehen? Nicht? Das macht nichts. Sie heisst Angja und war einst die beste Freundin und Rathgeberin meiner guten Mutter. Nach dem Tode derselben hat die Alte ihre Liebe und Anhänglichkeit auf mich übertragen und wird mir diesen Liebesdienst gern erweisen.“

„Aber sie darf nicht in meine Wohnung kommen.“

„Das wird sie auch nicht thun. Das Wie und Wo? überlass ohne Sorgen ihr; sie ist sehr vorsichtig und wird sicherlich Mittel und Wege finden, um mit Dir zu verkehren, ohne dass Jemand Verdacht schöpft.“

„Jetzt wirst Du aber fortgehen müssen, mein liebes Kind, sonst könnte Deine Stiefmutter nach Hause kommen und uns überraschen.“

„Oh sie kann die Eingangstür nicht öffnen, weil ich den Riegel von Innen vorgeschoben habe. Sie hat mich eingesperrt, dafür habe ich sie ausgesperrt.“

„Das ist nicht gut, denn gerade dadurch könnte in ihr der Verdacht rege werden.“

„Du hast recht, ich gehe gleich, entgegnete Ljubica. Eine flüchtige Umarmung, ein langer, inniger Kuss und fort war sie. Es war aber auch die höchste Zeit, denn kaum hatte sie den Riegel zurückgeschoben und

ihre im ersten Stockwerk gelegene Wohnung erreicht, als ich das Geräusch, das der Schlüssel im Thorschloss verursachte, vernahm. Die Stiefmutter Ljubicas war heimgekehrt.

Es war mir sehr angenehm, dass sich das Mädchen entfernte, ich wollte allein sein, um über mein Handeln ernstlich nachdenken zu können. Was hatte ich gethan? Ich hatte ein Opfer gebracht und mich meiner Freiheit begeben, um ein unschuldiges Opfer den Klauen niedrig denkender und habösichtiger Menschen zu entreissen und dasselbe vielleicht glücklich zu machen. Hatte ich recht gehandelt? Eine innere Stimme bejahte diese Frage. Es war aber noch ein anderer Umstand, der dabei sehr gewichtig in die Waagschale fiel. War das Mädchen das Opfer, welches ich für dasselbe brachte, auch werth? Würde es mir das Gute später nicht mit Bösem vergelten? Möglich, aber man muss von den Menschen immer das Beste hoffen. Ljubica war jung, hübsch und unverdorben, es hing also in erster Linie von mir ab, auf welchen Weg ich sie bringen und durch das Leben geleiten wollte. Sind einmal die Nachklänge der ersten Liebe verstummt, dann nimmt man es mit der Auswahl der Lebensgefährtin nicht mehr so genau; ist es nicht diese, so ist es eine andere. Nach reiflichem Ueberlegen billigte ich meinen Entschluss vollkommen und schlief beruhiget ein.

In derselben Nacht hatte ich einen merkwürdigen Traum. Ich lustwandelte am Saveufer und zwar zwischen dem Stapelplatz und der Festung. Das war nämlich mein Lieblingsspazierweg in den freien Stunden, weil mich das Leben und Treiben der Schiffsleute, sowie das Abstossen und Anlegen der Waarenschiffe stets anzog. Im Schlafe sah ich alles auf seinem Platze, nur die Fahrzeuge und die Menschen fehlten. Die Wasseroberfläche war spiegelglatt; kein lebendes Wesen weder auf derselben, noch am Ufer. Während ich über die plötzliche Veränderung der Umgebung des Stapelplatzes nachdachte, tauchte, nur wenige Schritte von dem Ufer entfernt, eine weissgekleidete Frauengestalt bis zu den Lenden aus dem Wasser empor. Bei dem Anblicke der Nymphé fuhr ich zusammen und wollte davonlaufen, allein eine unsichtbare Macht hielt mich auf dem Platze festgebannt. Ich wollte mich von der Erscheinung abwenden, unmöglich, ich musste jenem wassermenschlichen Wesen in das Antlitz schauen, mochte ich wollen oder nicht. Je mehr ich mich darein vertiefte, desto deutlicher und bestimmter erkannte ich die Züge. Es war das leibhaftige Gesicht Aglaë's; derselbe rosenrothe Mund, dieselben goldenen Haarwellen, mit einem Worte Aglaë in all ihrem verführerischen Reiz. Sie drohte mir mit dem rechten Zeigefinger, dann aber lachte sie hell und durchdringend auf und verschwand wieder von der Wasseroberfläche

Ich erwachte und dachte über den Traum nach. Wasser sehen ist eine schlechte Vorbedeutung, hörte ich oft alte Weiber behaupten. Dazu kam noch die Drohung mit dem Zeigefinger, also doppelt schlecht. Es gab aber auch Auslegerinnen, die allen Ernstes dafür einstanden, dass von den Träumen stets das Gegentheil geschieht und diesem schloss ich mich an und deutete die Erscheinung im Schlafe zu meinen Gunsten. Aglaë hatte ein gutes Herz, zudem war sie für mich verloren, also hätte sie gegen meine eheliche Verbindung nichts einwenden können, selbst wenn sie darum gewusst hätte.

Gegen zehn Uhr ging ich zum Klein und ersuchte ihn, bei der Werbung an mir die Vaterstelle zu vertreten, was er mir ohne alle Umstände zusagte. Hierauf liessen wir den Schneider Franz holen, der uns nach Landessitte als Beistand zur Brautwerbung begleiten sollte.

Wir machten uns nach einem stärkenden Morgenimbiss auf den Weg zum Milan Ristovič. Der Vormund Ljubicas empfing uns mit nicht misszuverstehendem Grinsen, obwohl er nach meinem Dafürhalten anfangs den Grund unseres Besuches nicht wusste. Während Klein seine Werbungrede vortrug, schnitt der ehrlöse Vormund die menschenmöglichsten Gesichter, getraute sich aber dennoch nicht, den Redner zu unterbrechen.

„Der Antrag ehrt mich in hohem Maasse,“ begann Milan, als Klein geendet hatte, „allein ich muss dennoch bedauern, auf denselben nicht eingehen zu können.“

„Warum nicht?“

„Weil das Mädchen bereits versprochen ist.“

„Nicht möglich! In diesem Falle hätte man davon sicherlich schon gehört.“

„Und dennoch sage ich Dir nur die reine Wahrheit, Bruder Klein.“

„Seit wann? Mit wem?“ fuhr mein Vaterstellvertreter fort.

„Mit dem rothen Nastas.“

„Das glaube ich Dir aber schon ganz und gar nicht. Man hätte in der Stadt sicherlich davon gehört.“

„Es ist aber dennoch so. Die Verlobung fällt in die zartesten Jugendjahre der Beiden. Was der Vater des Mädchens abgeschlossen, kann der Vormund nicht ausser Kraft setzen.“

Diese Worte Milans versetzten mir einen Stich in das Herz. Es kam nämlich nicht selten vor, dass die Väter, um ihre gegenseitige Freundschaft dauernd zu befestigen, oder aus einem andern gewichtigen Grunde ihre Kinder schon in der Wiege miteinander verlobten. Dies konnte auch hier der Fall sein und dann war ein Sieg meinerseits sehr in Frage gestellt. Es fiel mir jedoch auf, dass mir Ljubica von dieser Verlobung nichts erzählt hatte. Solche Kinderverbindungen wurden niemals geheim gehalten, im Gegentheil, man suchte die Kunde von dem Bestande derselben nach Möglichkeit zu verbreiten, um allfällige andere Brautwerber fern zu halten. Es war aber dennoch immerhin möglich, dass Milan die Wahrheit gesagt hatte. Ich gab meine Sache jedoch nicht auf.

„Und was sagt Ljubica dazu?“ fragte ich den Vormund.

„Oh die hat dabei nichts zu reden“, erwiderte Milan mit wichtigtuender Miene. „Der Wille ihres Vaters muss ihr heilig sein.“

„Wenn sie den rothen Nastas aber dennoch nicht mögen sollte?“

„Mit der Zeit wird sie sich drein fügen. Das Weib ist ohnehin nur zum gehorchen auf der Welt; es ist ein Thier, welches vor dem anderen nur den Vorzug geniesst, dass es sich in den menschlichen Wohnungen, in der Nähe seines Gebieters aufhalten darf.“

Klein wollte dem Scheusal mit einer Unhöflichkeit antworten, ich jedoch schnitt ihm das Wort ab.

„Lassen Sie gut sein, Herr Klein“, sagte ich, „es lohnt sich nicht, noch mehr Worte zu verlieren. Wir haben hier nichts mehr zu suchen.“

Er fügte sich und schwieg. Wir erhoben uns und wollten fortgehen.

„Noch ein Wort, meine Brüder und Freunde“, sagte der Heuchler.
„Was willst Du?“ fragte ihn Klein.

„Wie ihr über meinen Vorschlag denken werdet, weiss ich nicht, aber meine Absicht ist gut. Ich möchte dem Herrn pisar den unausbleiblichen Spott ersparen. Die Welt ist vom Grunde aus verdorben, deshalb möchten wir, wenn es euch recht ist, über den Zweck eueres heutigen Besuches in meinem Hause tiefstes Schweigen beobachten.“

Ich stutzte. Dass man sich wegen des Korbes, denn ich mir soeben geholt hatte, über mich lustig machen werde, daran dachte ich früher nicht. Milan hatte recht, wir mussten darüber schweigen. Er hatte dabei jedenfalls eine Nebenabsicht, denn wurde das Mädchen wirklich schon in ihren Kinderjahren mit dem rothen Nastas verlobt, so konnte ihm meine Brautwerbung weder nützen noch schaden, ebensowenig die Verlobung aufheben. Da ich in dieser Angelegenheit mit ihm weiter zu verhandeln nicht Willens war, so war mir seine Absicht ziemlich gleichgültig. Wir verpflichteten uns gegenseitig mit dem Ehrenworte, dass die Angelegenheit geheim gehalten werde und verliessen Milan's Behausung.

Wir waren kaum eingetreten, als mir die Frau Klein in die Küche winkte.

„Eine alte Frau wartet auf Sie in dem Zimmer, in welchem Sie gewohnt haben“, sagte sie zu mir, nachdem die Küchenthür in das Schloss gefallen war. „Sie heisst Angja und wünscht mit Ihnen zu sprechen.“

Ich eilte die Treppe hinauf und fand die Alte in einer Ecke hockend.

„Wie war's?“ fragte sie mich. „Ljubica vergeht vor Ungeduld.“

„Schlecht, sehr schlecht!“ erwiderte ich und wiederholte unsere Unterredung. Die Alte hörte mir Anfangs aufmerksam zu, als ich aber zur Stelle kam, wo Milan behauptete, dass Ljubica durch ihren Vater verlobt wurde, schnellte sie wie eine Katze empor.

„Das ist nicht wahr! Der ehrlose Mensch lügt dem armen Todten noch in das Grab nach!“ schrie Angja. „Ich war an seinem Sterbelager. „Milan!“ hatte der gute Stanimir, Gott habe ihn selig, zu seinem Landsmann gesagt, „Milan, Dir vertraue ich mein Kind an. Behandle es, als ob es von Deinem Blute wäre und Gott wird es Dir lohnen. Sollte es gedeihen und sich entwickeln, so vereinige es für die Dauer des Erdenlebens mit einem rechtschaffenen und edelsinnigen Manne, doch lass bei der Wahl auch das Herz des Mädchens mitreden . . .“ So sprach der gute Stanimir und schloss bald darauf die Augen für immer. Jetzt gehe ich gleich hin und werde ihm seine unverschämten Lügen vorhalten.“

„Das wirst Du nicht thun“, entgegnete ich, „denn wir haben beschlossen, meine missglückte Werbung geheim zu halten. Zudem würde Dein Dazwischentreten an der Sache nichts ändern; der dunkle Ehrenmann hat beschlossen, das Mädchen zu verkaufen und wird Alles daran setzen, um seinen Plan auszuführen. Ljubica weiss nun, woran wir sind und soll Alles aufbieten, um ruhig zu erscheinen und keinen Verdacht zu erregen. Sage ihr, sie soll mit dem vollsten Vertrauen auf mich rechnen, ich werde mein ihr verpfändetes Wort einlösen, mag kommen, was will.“

Bei den letzten Worten händigte ich der Alten eine Silbermünze ein, worauf sie auf dem Gange forthuschte und über die hintere Gangstiege in dem Hofe verschwand.

Den Nachmittag füllte ich mit der Verfassung eines Lieferungsvertrages aus. Diesem folgte ein von den Contrahenten bestelltes opulentes Mahl, was zur Folge hatte, dass ich erst gegen acht Uhr Abends den Heimweg antrat. In der Nähe meiner Wohnung angekommen, gewahrte ich vor derselben eine ziemlich umfangreiche Menschengruppe, die sich im lebhaften Gespräch erging.

„Was giebt's denn?“ fragte ich ein altes Weib, welches sich von der Menge trennte und mir entgegen kam.

„Bei Deiner Quartierfrau sind Brautwerber“, erwiderte die Gefragte. „Es dauert aber etwas lang.“

„Schön, schön, ich danke Dir für die Auskunft.“

Ich drängte mich durch die Volksmenge und gelangte in die Eingangshalle, wo die Zigeunerkapelle aufgestellt war. Um den Vorgang vor und in dem Hause leichter unbemerkt beobachten zu können, zündete ich in meiner Wohnung das Licht nicht an. Es dauerte nicht lange, da fiel ein Schuss und gleich darauf ein zweiter. Die Zigeuner intonirten einen lustigen Marsch, die vor dem Hause versammelte Menge aber stimmte ein fürchterliches Geheul an, woraus ich schliessen zu dürfen glaubte, dass der Strassenmob mit der geplanten Verbindung nicht einverstanden war. Der zweite Schuss belehrte mich auch, dass eine zweifache Verlobung stattgefunden habe.

Mich berührte die Verlobung meiner Braut mit dem rothen Nastas nicht im Geringsten, sondern bestärkte mich in der bald möglichen Ausführung meines Planes nur noch mehr. Die Brautwerber hatten die Rechnung ohne mich gemacht, deshalb wollte ich durch dieselbe einen Strich ziehen, dass sie ihr Lentag an mich denken sollten.

Ungefähr eine Stunde, nachdem die Schüsse gefallen waren, verliess die Doppelwerbercompagnie, von der Zigeunerbande begleitet, das Haus, worauf sich auch das Strassenpublicum in den dunklen Gassen und Strassen verlor. Anfangs herrschte in dem Hause meiner Quartierfrau tiefe Stille, dann aber brach zwischen den beiden Bräuten ein heftiger Wortkrieg aus, der ungefähr bis Mitternacht andauerte und auch mich an dem Schlafe hinderte.

Am folgenden Morgen verliess ich zeitlich meine Wohnung und lenkte meine Schritte gegen den Stapelplatz, um für die demnächst zu bewerkstelligende Flucht mit Ljubica einen passenden Ausgangspunkt zu finden. Schabaz gegenüber steht auf österreichischer Seite kein Dorf und kein Haus; das jenseitige Terrain bildet meist Sümpfe und Weiden, in dem Hintergrunde derselben aber Ackerland und Wiesen. Die nächste Uferortschaft in der Militärgrenze ist das etwa eine Marschstunde höher, d. h. gegen die Stadt Mitrowiz gelegene Dorf Klenak. Wir mussten auf jeden Fall dort landen, da in besagter Ortschaft auch das Zollamt und die Contumazstation lagen. Jeder Serbe musste, bevor er in das Innere des Militärgrenzgebietes eine Reise unternehmen wollte, zwei Wochen im Contumazhause verbringen, um die im Orient herrschenden ansteckenden Krankheiten nicht auf österreichisches Gebiet einzuschleppen. Davon konnte auch ich keine Ausnahme machen, allein das verursachte mir nicht den geringsten Kummer. Die Flitterwochen an der Seite eines liebenden und geliebten Wesens sind

auch in einem Contumazhause schön. Zudem enthielt letzteres, wie man mir sagte, mehrere von einander getrennte Wohnräume und war in der Regel leer, da die Serben der Contumaz nach Möglichkeit auswichen und nur in den seltensten und unausweichlichen Fällen die vorgeschriebene zweiwöchentliche Isolirung von der Aussenwelt über sich ergehen liessen. Die Einhaltung der Contumaz war so strenge, dass ein Oesterreicher aus der Hand eines Orientalen nicht einmal das Geld empfangen durfte. Hatte ersterer eine Zahlung zu leisten, so musste er das Geld in eine mit Wasser gefüllte Urne werfen. Hier wurde es gehörig ausgewaschen — Papiergegeld kennt man auf der Balkanhalbinsel nicht — und erst dann zog es der Empfänger aus dem Wasser. Für den mündlichen Verkehr zwischen den Bewohnern der beiden Uferstaaten war ein eigener gedeckter Hof bestimmt. Derselbe wurde durch zwei Barrièrestangen in drei fast gleiche Räume getheilt. In einem derselben stand der Serbe, in dem andern aber der Oesterreicher, während der dritte, für die Absonderung bestimmte Raum, leer blieb. Dort wurden auch die Ein- und Verkäufe abgeschlossen.

Um die Mittagszeit erwartete mich Angja abermals in dem der schönen Leserin bereits bekannten Zimmer des Klein'schen Gasthauses.

„Wie geht's meine Freundin?“ fragte ich die Alte. „Was macht meine Ljubica?“

„Ich danke, es geht ihr gut. Gestern war ein sehr aufregender Tag. Wir hatten mit der Zubereitung des Festmahles sehr viel zu thun. Anfangs konnte ich nicht begreifen, warum Frau Stana soviel zubereiten liess, denn sie hielt die sie betreffende Brautwerbung vor Allen und selbst vor mir geheim. Erst als die Werber in doppelter Stärke erschienen waren, ging mir das Licht auf.

„Warum haben denn die beiden Bräute nach dem Abzuge der Werber so heftig gestritten?“

„Ljubica hatte Allen den Abend und die Freude vergällt.“

„Wie so?“

„Als ihre eheliche Verbindung mit dem rothen Nastas verabredet wurde, liess sie der Vormund in das Berathzimmer kommen, um ihr den Beschluss des Familienrathes bekannt zu geben. Sie hörte die Botschaft theilnamslos an und erwiderte, als Milan geendet, dass sie niemals eingewilligt hätte, wenn man sie um ihre Meinung gefragt hätte. Dass sich um ihre Erklärung Niemand kümmerte, wirst Du mir gern glauben. Darauf hätte sie nach der Landessitte dem Bräutigam die Hand küssen sollen. Sie that es auch, spuckte aber gleich darauf aus und lief davon.“

„Das hätte sie nicht thun sollen.“

„Ich habe es ihr auch vorgehalten, allein sie behauptete, derart von Widerwillen und Ekel ergriffen worden zu sein, dass sie sich nicht beherrschen konnte. Das war aber noch nicht alles. Als sich die Brautwerber zum Aufbruch anschickten, hätten die beiden Bräute ihre angehenden Lebensgefährten und deren Beistände bis zum Hausthore begleiten sollen. Stana kam der Landessitte getreulich nach, nicht so Ljubica, die nicht zu bewegen war, auch nur die Zimmerschwelle zu übersetzen. In welcher Stimmung die Brautwerber das Haus verliessen, kannst Du dir denken.“

„Sage Du der Ljubica, sie möge ihre Abneigung gegen den rothen Nastas und seine Familie nicht so offenbar zur Schau tragen, denn dadurch

könnte sie unserer Sache empfindlich schaden. Sie soll sich anscheinlich in ihr Loos fügen und zum bösen Spiele gute Miene machen. Auch Du musst dich sehr in Acht nehmen, damit unser Plan nicht verrathen wird.“

„Fürchte nichts, mein Herr“, erwiderte die Alte mit grinsendem Lächeln. „Ich habe schon viel verständigere Leute um meinen kleinen Finger gewickelt, als jene giftige Brut. Lebe wohl, mein Herr! Auf Wiedersehen!“

Ich gab der Alten wieder einen beschluk, den sie in ihrem ausgetrockneten Busen verschwinden liess und darauf forttrippelte. —

„Seit der zweifachen Brautwerbung in dem Hause meiner Quartierfrau war ein Monat vergangen. Ljubica hatte ich seit unserer ersten Zusammenkunft am Neujahrsabend in meiner Wohnung nicht mehr gesehen. Um jeden Verdacht zu vermeiden, verliess ich meine Wohnung absichtlich zeitlich morgens und kam in der Regel spät abends wieder nach Hause. Die Alte vermittelte den Verkehr zwischen uns beiden, alles Uebrige aber ging seinen Weg. Für die Hochzeit wurden im Hause meiner Quartierfrau fast gar keine Vorbereitungen getroffen. In Serbien findet nämlich im Hause der Braut kein Hochzeitsmahl statt. Die Braut wird von den Hochzeitsgästen in dem Vaterhause abgeholt und in die Kirche geleitet. Nach der Trauung begibt sich der Hochzeitszug in das Haus des Bräutigams, wo die Hochzeit gefeiert wird. Im Hause der Braut wird nur mit Branntwein, Kaffee und Backwerk aufgewartet.

Die Doppeltrauung war auf den Maria-Reinigungsfeiertag angesetzt, also hatte ich keine Zeit zu verlieren. Am Vortage, d. h. am 1. Februar hatte ich mit der alten Angja eine längere Unterredung, wobei der Fluchtplan endgültig festgesetzt wurde. Ljubica sollte, sobald ihre Stiefmutter zur Ruhe ging, durch das in den Hof führende Fenster ihres Schlafgemaches auf der bereitgehaltenen Leiter niedersteigen, das Fortkommen war dann meine Sorge. Sie sollte nichts anderes, als ihr Brautkleid nebst Geld und Goldschmuck mitnehmen, alles Uebrige aber zurücklassen.

Es war ein Sonntag, also war ich Nachmittag frei. Nach dem Essen liess ich mich nach Klenak rudern, um auch dort meine Anodnungen zu treffen. Der herbeigeholte Geistliche hatte gegen die Trauung nicht das Geringste einzuwenden; für Geld hätte er mich vielleicht sogar seiner eigenen Gattin angetraut. Die sofortige Trauung erachtete ich aus zwei Gründen unaufschiebbar und zwar erstens in Hinsicht auf die Moral und zweitens, um durch den Segen des Priesters das Schutzrecht über meine Braut zu erlangen. Die eigentliche, für mich rechtsverbindliche kirchliche Einsegung sollte, da ich dem katholischen Glauben angehöre, nach Ablauf der Contumazfrist in Mitrowiz an uns vollzogen werden.

Als ich mich mit dem Priester geeinigt, liess ich den Zolleinnehmer in die Contumazhalle kommen, theilte ihm meinen Plan mit und ersuchte ihn um Beistellung von zwei Grenzwächtern, die uns am serbischen Ufer in Empfang nehmen sollten. Um jede Spur hinter uns zu verwischen, mietete ich auch den Ueberführer auf österreichischer Seite. Für die Trauungszeugen versprach der Zolleinnehmer zu sorgen. Hiemit war alles geordnet und ich trat den Rückweg an.

In meiner Wohnung angelangt, überzählte ich meinen Geldvorrath und steckte ihn in den Gürtelbeutel. Ich verfügte über mehr als hundert Ducaten, also über eine in jener Zeit immerhin nennenswerthe Summe.

Meine Bücher und Kleidung liess ich zurück. Nach dem Nachtessen verabschiedete ich mich von dem Gastwirthe und seiner Gattin und trat den Heimweg an. Klein wollte mich bis zur Save begleiten, allein ich wehrte ab. Es war immerhin möglich, dass ihn Jemand auf dem Rückwege bemerkte und dann war unser Geheimniss verrathen. War ich einmal auf österreichischer Seite, so hatte ich zwar nichts mehr zu fürchten, allein es wäre mir dessen ungeachtet lieber gewesen, dass die Sippe des rothen Nastas wenigstens in der ersten Zeit nach unserer Flucht über die Richtung, die wir genommen, im unklaren blieb.

Die Nacht war stockfinster und stürmisch; es hatte den ganzen Tag tüchtig geschneit. Als ich das Gasthaus Klein's verliess, lag bereits über dem alten Schnee eine fushohe frische Decke. Vor dem Hause Stana's angekommen, sah ich Angja mit einem Bündel aus dem Thoreingang treten.

„Beeile Dich“, lispelte sie mir zu, „Ljubica erwartet Dich mit Ungeduld. Ich eile unterdessen mit ihren Sachen voraus.“

Sprach's und huschte fort. Ich schlich mich leise in den Hof. Meine Braut stand am Fenster.

„Mache schnell!“ rief sie mir herab.

Ich huschte in meine Wohnung, ohne zu wissen, warum. Mein Herz schien sich in ein Wanduhrendel verwandelt zu haben; es schlug so laut und so mächtig, dass ich glaubte, meine Rippenknochen müssten jetzt und jetzt in Stücke gehen.

„Bist Du fertig?“ fragte mich eine Stimme.

Es war Ljubica, die unterdessen aus ihrem Schlafgemach herabgestiegen war. Ich schlug drei Kreuze, erfasste die Hand des Mädchens und wir verliessen das Haus.

Draussen heulte der Wind ungeschwächt; es schien sogar, als ob er an Heftigkeit zugenommen hätte. Ueber der Stadt lagerte eine so dichte Finsterniss, dass man sie, wie der Orientale sagt, schneiden hätte können. Die Stadt schien wie ausgestorben. Ich zog Ljubica fester an mich und schritt weiter. Das Fortkommen war schwer, weil der frischgefallene Schnee an den Sohlen kleben blieb und das Gehen wesentlich erschwerte. Ich dachte an die Thatsache, dass der Weg mindestens eine halbe Stunde lang war, mit einer gewissen Angst. Um mich selbst war es mir nicht bang, sondern um meine Braut, die den Kampf mit dem gewaltigen Elemente nicht gewohnt war. Durch die Stadt ging es noch an, als wir aber auf das freie Feld gelangten, stellten sich uns neue Hindernisse in den Weg. Die Strasse war schmal, die zu beiden Seiten derselben sich hinziehenden Gräben aber mit Schnee vollgefüllt, so dass sie mit derselben gleiches Niveau bildeten. Wir mussten daher vorsichtig sein, denn jeder Fehltritt konnte uns verhängnissvoll werden, oder zum Mindesten unsere Reisedauer in die Länge ziehen.

Etwa hundert Schritte ausser der Stadt bemerkte ich ein Licht, welches sich uns von der entgegengesetzten Seite her näherte. Wer konnte der nächtliche Wanderer sein? Vielleicht kamen uns unsere Ueberführer entgegen, um uns beim Weiterkommen behilflich zu sein. Das wäre wohl ein glücklicher Gedanke gewesen. Doch nein! Je näher das Licht kam, desto mehr schmolz meine Hoffnung zusammen. Es war ein Reiter, den jedenfalls eine sehr wichtige Angelegenheit in der stürmischen Nacht aus

seiner Behausung jagte. Was war zu thun? Wir krochen hinter einen an der Strasse stehenden, etwa mannhohen, inwendig ausgebrannten Baumstrunk und duckten uns, so gut es anging, in den Schnee. Der nächtliche Wanderer ritt an uns vorbei, ohne uns bemerkt zu haben, trotz des starken Lichtes, welches das sehr harzreiche, aus der Zwergalpenföhre gespaltene Kienholz verbreitete.

„Der hat es weit besser, als wir“, sagte ich zu Ljubica, als wir den Weg fortsetzten.

„Warum?“

„Weil er den Wind im Rücken hat.“

„Haben wir noch weit zu gehen?“

„Bei diesem schlechten Wege noch mehr als eine halbe Stunde. Bist Du schon müde, mein Kind?“

„Ach nein, aber eine innere Angst presst mir das Herz zusammen und will mir den Atem bemehn.“

„Muth, meine Seele!“ sagte ich und zog das Mädchen fort.

Wir mochten die Entfernung zwischen uns und den Ueberführern abermals um hundert Schritte abgekürzt haben, als wir abermals stehen blieben, um Atem zu holen. In Klenak bemerkte ich ein Licht emportauchen und wieder verschwinden. Es war jedenfalls das zwischen den Grenzwächtern und den Ueberführern verabredete Zeichen, um den letzteren den einzuhaltenden Kurs anzuzeigen. Gleich darauf flammte auf dem serbischen Ufer ein Licht auf, wahrscheinlich um anzudeuten, dass der Kahn noch nicht vom Ufer abgestossen. Doch was war das? Das Anfangs unscheinliche Licht wuchs in wenigen Augenblicken zu einer mächtigen Feuersäule empor, zu einer Feuersäule, die des Sturmes Gewalt vergebens zu vernichten sich bemühte. Der Wind drückte sie wohl von Zeit zu Zeit zur Erde nieder, allein in dem nächsten Augenblicke lohete sie mit neuer Gewalt empor.

„Um des Himmels Willen, die städtischen Heutristen brennen!“ rief Ljubica aus, während sie sich fester an mich schmiegte. „Wir sind verloren!“

„Muth, meine Liebe! Das Feuer wird uns den Weg erhellen und so unser Fortkommen erleichtern.“

„Jawohl, es wird aber auch Menschen anlocken und uns dadurch ins Verderben stürzen.“

Ljubica hatte nur zu recht. Die von Triste zu Triste sich fortpflanzende Feuerflamme erhellt die ganze Umgebung im weiten Umkreise, sie weckte aber zugleich auch die Stadtbewohner aus dem Schlafe. Die städtischen Heutristen standen knapp an der von Schabaz nach Serbisch-Mitrowiz führenden Landstrasse, ungefähr eine Viertelstunde ausserhalb der Stadt. Ob in Schabaz für die Unterbringung von Viehfuttervorräthen die nöthigen Räume fehlten, oder ob das Anhäufen von leicht entzündlichen Stoffen in der meist aus Holz und Flechtwerk erbauten Stadt seitens der Behörde untersagt war, weiss ich nicht, aber soviel steht fest, dass für die Aufschichtung der Heuvorräthe ein eigener Platz bestand. Die Eigenthümer liessen die nöthigen Vorräthe durch ihre Dienstboten täglich in die Stadt bringen.

Einige schrille Trompetenstösse weckten in der Festung die Besatzung aus dem Schlafe; auch aus der Stadt her hörte man Hilferufe.

„Wir sind verloren!“ wiederholte meine Braut mit tonloser Stimme und starrte das vernichtende Element an.

Die Feuerwärme hatte in wenigen Augenblicken den um die Brandstätte gelegenen Schnee geschmolzen. Die uns entgegenströmende Hitze hinderte uns an dem Einhalten der eingeschlagenen Richtung. Wir mussten die Strasse verlassen und den Weg in einem ziemlich weiten Umkreise machen. Zu unserm Unglück hatte auch der Wind nachgelassen, so dass sich die Feuersäulen immer gerader emporrichteten und die Umgebung taghell erleuchteten.

Unterdessen kamen die Stimmen der zur Rettung eilenden Städter immer näher; einzelne derselben konnte ich genau erkennen.

„Hast Du ein Messer, mein Geliebter?“ fragte mich Ljubica, während wir den Halbkreis zurücklegten.

„Jawohl, doch warum fragst Du darnach?“

„Wenn Du mich wirklich liebst, so stich mich auf der Stelle nieder, dann aber versuche Deine Rettung in der Flucht. Das Sterben von Deiner Hand muss süß sein! Ich werde im Jenseits für Dich beten und Dich segnen.“

„Aber Kind Gottes, wer wird in einem Augenblicke, in welchem uns die beglückende Aussicht auf die Vereinigung so verlockend entgegenwinkt, an den Tod denken? Nimm alle Deine Kräfte zusammen, damit wir schneller vorwärts kommen, in zehn Minuten sind wir am Ziele.“

„Aber siehst Du denn nicht, dass uns die Verfolger bereits auf den Fersen sind? Noch ist es nicht zu spät! Stosse zu, so wahr Dir Gott helfen möge!“

Bei den letzten Worten war Ljubica niedergekniet und hatte ihre Hände bittend zu mir erhoben. Ich raffte meine letzte Kraft zusammen, hob das Mädchen zu mir empor und bemühte mich, weiter zu kommen. Eitles Beginnen! Die Flamme hatte nicht nur den Schnee geschmolzen, sondern auch die gefrorene Erdoberfläche aufgetaut und in Schlamm verwandelt. Ich kam mit der süßen Bürde trotz aller Anstrengung kaum merklich weiter. Ich war noch nicht wieder auf der Strasse angelangt, als mich eine starke Hand am Mantelkragen packte und am Weitergehen hinderte.

„Stehen geblieben elender Brandleger und Mädchenräuber!“ donnerte mir eine bekannte Stimme zu.

Ich blickte mich um und erkannte in meinem Verfolger den Vormund meiner Braut. Auf der erleuchteten Ebene sah ich in grösserer oder geringerer Entfernung hunderte von Männern, die theils auf die Brandstätte, theils auf uns zueilten.

„Hierher, Brüder und Freunde, hierher!“ rief Milan so laut er konnte. „Hier ist der Brandleger und Mädchenräuber!“

Ljubica schwieg und rührte sich nicht; ein gütiger Engel hatte den Schleier der Ohnmacht über sie ausgebreitet. In wenigen Augenblicken wurde ich von der wütenden Meute umringt; von allen Seiten regnete es Hiebe und Schläge auf mich. Zum Glück für mich kam ein buljuk*) der türkischen Infanterie im Laufschritt herangerückt, sprengte den mich umgebenden Knäuel, jagte die Volksmenge auseinander und nahm mich in seine Mitte. Ich sah dem ganzen Vorgange theilnahmslos zu. Der Schrecken,

*) Compagnie (türk.).

die Aufregung, sowie die vielen Schläge auf den Kopf hatten mein Denkvermögen derart geschwächt, dass ich mich an nichts mehr erinnerte.

Die Rettungsversuche erwiesen sich als ohnmächtig; die Tristen standen zu nahe an einander. Als mein Denkvermögen seine Thätigkeit wieder aufgenommen hatte, bemerkte ich, dass meine Braut fehlte. Auf Befragen erwiderte der buljuk-bascha, die gjaurs hätten sie fortgeschleppt, wohin, konnte er mir nicht sagen. Die aufgeregte Volksmenge versuchte wiederholt, das Carré, in dessen Mitte ich stand, zu sprengen und mich in ihre Gewalt zu bekommen. Erst einige ausgiebige Kolbenstösse erinnerten den Richter Lynch, dass mit türkischen Soldaten nicht gut Kirschen essen sei.

„Sage Du mir ganz aufrichtig, hast Du wirklich das Feuer gelegt?“ fragte mich der buljuk-bascha.

Ich beteuerte meine Unschuld an dem Brände hoch und theuer und es schien, als ob selbst der rohe Türke meinen Worten Glauben geschenkt hätte, was aber nicht hinderte, dass die christlichgläubige Volksmenge zur Sühne des Verbrechens stets von Neuem mein Leben forderte.

Das zerstörende Element hatte sein Werk vollbracht und wir traten den Rückweg an. Mehrere Christen eilten meiner Escorte voran, wahrscheinlich um die Stadt zu allarmiren und die Bewohner von meiner unfreiwilligen Rückkehr in Kenntniß zu setzen. Die guten Leute hatten aber die Rechnung ohne den buljuk-bascha gemacht, denn die Compagnie marschirte nicht gegen die Stadt, sondern lenkte gegen die Festung ab. Ich wurde in die Wachstube abgeführt, wo der Festungscommandant mit einigen Officieren auf die Rückkehr des buljuk wartete. Der Compagniechef erstattete seinem Vorgesetzten über den Brand und über meine Verhaftung einen ausführlichen Rapport.

„Hast Du das Feuer gelegt?“ fragte mich Nuri Pascha, nachdem er mich von dem Scheitel bis zur Sohle gemessen.

„Es gibt nur einen Gott, mächtigster Pascha,“ erwiderte ich, „und so wahr es nur einen Gott gibt, so wahr bin ich an dem Verbrechen, dessen man mich anklagt, unschuldig.“ Ich theilte ihm ferner mit, dass ich einem Mann mit einer Kienholzfackel begegnete und knüpfte daran die Vermuthung, dass der Wind eine Kohle in das Heu vertragen und auf diese Weise den Brand verursacht habe.

„Die Brandstiftung“, so schloss ich meine Vertheidigungsrede, „wäre ganz entschieden gegen mein Interesse gewesen, da ich vor Allem trachten musste, die geplante Flucht unbemerkt auszuführen, das Feuer aber meine Verfolger nothwendiger Weise auf meine Spur führen musste.“

Der Festungscommandant schwieg; ob er meinen Worten glaubte oder nicht, kann ich nicht bestimmt sagen.

„Und die Flucht mit dem Mädchen?“ fragte mich Nuri Pascha nach einer Weile.

Ich erzählte ihm den Grund des Fluchtversuches, sowie meine erste und letzte Unterredung mit Ljubica am Neujahrstage.

„Pezivenki!“ knurrte der General, als ich geendet hatte. „Das Gesindel hat noch den Muth, über die Herzlosigkeit der Mohammedaner seinen Schnabel zu wetzen. La ilahè il-allah!“

Bei den letzten Worten nickte er leicht mit dem Kopfe und verliess, von den Officieren begleitet, das Wachzimmer. Ich und der Officier de jour

blieben allein zurück. Diesen ersuchte ich um frisches Wasser, um mir das Blut aus dem Gesichte zu waschen. Er willfahrte meiner Bitte sofort und liess mir ausserdem auch noch Kaffee und Branntwein vorsetzen, dann aber warf er sich auf den minderluk nieder und schlief ein.

Wie ich die Nacht unter dem türkischen Schutze zubrachte, will ich nicht erzählen, der geehrte Leser wird sich meine Lage ohnehin unschwer ausmalen. Am folgenden Morgen bat ich Nuri Pascha, den Kreisgerichtspräsidenten in die Festung zu bescheiden, da ich demselben eine wichtige Mittheilung zu machen hätte.

„Ich muss Dich ohnehin an das Strafgericht ausliefern“, erwiderte der Festungscommandant, „dort kannst Du ihm Enthüllungen machen, soviel Du willst oder kannst.“

„Aber ich will früher mit ihm sprechen, um den Verdacht, ich sei ein Brandleger, von mir abzuwälzen.“

„Meinetwegen“, sagte der Pascha.

Nach etwa einer Stunde erschien mein Vorgesetzter, von zwei Gerichtsräthen begleitet, in der Wachstube. Er war sichtlich verwirrt und senkte, als er mich erblickte, die Augen zu Boden, während mich seine beiden Begleiter lüstern wie zwei ausgehungerte Hyänen anglotzten.

„Ich habe Dich hierher beschieden, mein guter Vorstand“, begann ich, „um Dir eine Mittheilung zu machen, welche in die Sache Licht bringen dürfte.“

„Wie meinst Du das?“

„Ich meine die gestrige Feuersbrunst.“

„Willst Du vielleicht sogar leugnen, dass nicht Du der Brandstifter bist?“ herrschte mich der Gerichtsrath Vojin Adamović an.

„Vergiss nicht, dass Du in der Festung des Padichah bist!“ knurrte Nuri Pascha den Sprecher an. Das wirkte; der Mann verhielt sich fortan mäuschenstille.

Ich schilderte unsere Begegnung mit dem unbekannten Reiter, rief zur Erhärtung meiner Behauptung Ljubica als Zeugen an und bezeichnete den Fackelträger als den vermutlichen Urheber des Brandunglücks.

„Damit will ich aber durchaus nicht gesagt haben“, fuhr ich in meiner Vertheidigung fort, „dass gedachter Mann das Feuer absichtlich gelegt hat, sondern es hat sich von dem Kienspahn eine Kohle losgelöst, die der Wind an eine von dem Schnee nicht bedeckte Stelle einer Heutriste vertragen hat und das Unglück war geschehen. Du wirst also die Güte haben, diesen Mann auszuforschen und Dich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen. Ist dies geschehen, so wirst Du in der Stadt verkünden lassen, dass nicht ich der Brandstifter bin. Was aber meine beabsichtigte Entführung des Mädchens anbetrifft, so bin ich jederzeit bereit, dem hohen Gerichte Rede und Antwort zu stehen. Sobald meine Unschuld an dem Brände festgestellt ist, kannst Du mich hier abholen lassen, ich werde willig folgen.“

„Du musst gleich mitgehen!“ erdreistete sich der zweite Gerichtsrath anzuordnen.

„Wer hat hier zu befehlen, ich oder Du, alter burik*)?“ fuhr der Pascha darein.

*) Grauthier (türk.).

Der serbische Richter blieb dem Festungscommandanten die Antwort schuldig.

„Dass gestern Abends ein Reiter denselben Weg gemacht hat, weiss ich, kenne ihn auch, da er mir von Serbisch-Mitrowiz über die Ermordung eines Schweinehändlers den Rapport überbrachte“, sagte der Gerichtspräsident nach einer Weile. „Er hält sich meines Wissens auch noch in der Stadt auf. Ich will ihn sofort aufsuchen lassen und es würde mich gewiss freuen, wenn Du Dich wenigstens von dieser Anschuldigung reinwaschen könntest.“

Das Wort: wenigstens hatte er besonders betont, gleichsam als ob er mir damit sagen wollte, dass ich wegen der beabsichtigten Entführung des Mädchens unausbleiblich der heiligen Vehme verfallen sei. Ich begleitete meinen Vorgesetzten unter dem Schutze des wachehabenden Officiers bis zum Hauptthore und bat ihn unterwegs, den Schneider Franz mit einem meiner Anzüge und frischer Wäsche in die Festung zu schicken, dass ich mich umkleiden konnte, denn ich war über und über nass und mit Schlamm und Blut bedeckt.

Vor dem Hauptthore standen acht, wie man zu sagen pflegt, bis auf die Zähne bewaffnete Panduren und eine nach hunderten zählende Volksmenge, die auf meine Auslieferung wartete und nach meinem Blute lechzte. Man kann sich die langen Gesichter der Meute vorstellen, als sich der Gerichtsvorstand von mir beinahe freundlich verabschiedete, worauf das Thor zugerollt wurde.

Ich athmete erleichtert auf. Die Hoffnung, dass meine Schuldlosigkeit an dem Brande recht bald erwiesen werden sollte, verlieh mir frischen Muth. Wegen des Entführungsversuches liess ich mir kein graues Haar wachsen, sondern bedauerte nur, dass derselbe misslungen war, nicht so sehr meinetwegen, als vielmehr wegen der Ljubica, die ich in meiner Lage nicht mehr beschützen konnte.

Gegen Mittag kam Franz mit meinen Kleidern in die Festung. Ich erschrack über sein Aussehen; er glich mehr einer Leiche als einem lebenden Menschen.

„Aber Franz, um alles in der Welt wie sehen Sie aus! Ist Ihnen ein Unglück zugestossen?“ fragte ich den Schneider.

„Mir nicht, aber Ihnen,“ erwiderte der gute Mann mit stotternder Stimme, während er sich vergeblich bemühte, die hervorstürzenden Thränen zurückzuhalten.

„Trösten Sie sich über mein Missgeschick, lieber Freund. Es wäre schön gewesen, aber in den Sternen stand anders geschrieben.“

„Ach wenn Sie wüssten!“

„Was denn?“

„In der Stadt ruht jegliche Arbeit, selbst die Kaufläden sind geschlossen. Die Männer stecken in den Wirthshäusern und gebährden sich wie Wahnsinnige, die Weiber aber stehen in grösseren oder kleineren Gruppen vor den Häusern, schlagen die Hände über ihren Köpfen zusammen und schreien: ‚Das ist noch nicht dagewesen! Das ist noch nicht dagewesen!‘ Die Oesterreicher sitzen entweder beim Klein wie abgebrüht, oder halten sich in ihren Wohnungen versteckt, um von den Insulten der rohen Serben verschont zu bleiben.“

„Und die Doppeltrauung?“

„Doppeltrauung! Ljubica wurde gestern Abends ohnmächtig nach Hause gebracht, ihre Stiefmutter aber ist für alle Besuche unsichtbar. Die alte Angja ist nun das Drum und Dran in dem Hause. An die Trauungen denkt heute Jedermann so wenig, als an den Besuch der Kirchen, obwohl die Serben einen hohen Feiertag haben.“

„Wissen die Leute, dass die Alte an unserm Fluchtversuche Anteil genommen?“

„Es scheint nicht, denn darüber hörte ich kein Wort fallen, obwohl ich mich seit gestern Abends unter die Leute gemischt habe, um zu hören, wie sie sich darüber äusserten. Die Flucht wäre das grösste Uebel nicht, aber —“

„Sie meinen das Brandungslück, nicht wahr?“

„Leider ja! Schliesslich kann man den Leuten die Wuthausbrüche auch nicht verargen, denn heute besitzt in der ganzen Stadt Niemand ein Bündel Heu, um es dem Vieh vorzulegen.“

„Franz, ich bin nicht der Urheber des Brandes,“ erwiderte ich und wiederholte meine einige Stunden vorher dem Gerichtspräsidenten gemachte Erklärung.

„Gott sei Lob und Dank, jetzt ist mir ein Stein vom Herzen gefallen“, sagte Franz als ich geendet. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie es mir zu Muthe war, als ich Sie einstimmig als Brandstifter bezeichnen hörte.“

„Sie werden mir eine Gefälligkeit erweisen.“

„Nicht eine, sondern hundert wenn Sie wollen.“

„Hier haben Sie einen Ducaten, damit Sie nicht von Eigenem zu verausgaben brauchen. Gehen Sie zuerst zum Klein und klären dort die Leute auf; dann aber gehen Sie von Wirthshaus zu Wirthshaus und versuchen die gegen mich gerichtete Anklage des Volkes abzuschwächen und auf die Gemüther beruhigend einzuwirken. Auch die übrigen Landsleute sollen das Gleiche thun. Der Präsident hat mir versprochen, sein Mögliches aufzubieten, um in die Sache Licht zu bringen. Ich habe mich auch auf die Zeugenschaft Ljubicas berufen.“

„Ach jetzt verstehe ich!“

„Was verstehen Sie?“

„Den Grund, warum der Gerichtspräsident in Gesellschaft des Schreibers Vlada der Ljubica einen Besuch machte.“

Franz packte meine abgelegte äussere Hülle zusammen und entfernte sich mit dem Versprechen, zu meinen Gunsten alle seine Kräfte aufzubieten.

Kurz vor Sonnenuntergang liess sich der Gerichtsrath Vojin Adamović bei dem Festungscommandanten anmelden und stellte an denselben das Begehren meiner Auslieferung. Nuri Pascha hatte dagegen nichts einzuwenden, allein ich weigerte mich ganz entschieden, mit ihm zu gehen und erklärte gleichzeitig, dass ich nur in Gesellschaft des Gerichtspräsidenten die Festung verlassen werde. Mir war zwar ganz gleichgültig, ob ich in der Gesellschaft des Gerichtspräsidenten oder seines letzten Panduren in den Kerker wandern musste, allein ich wollte auf diese Weise Zeit gewinnen und meine Escortirung in die Nachtzeit verlegen. Der Pascha stellte sich auf meine Seite und der Mann des Gerichtes musste unverrichteter Dinge

abziehen. Um die Christen zu ärgern, hätte mir der türkische Machthaber noch grössere Concessionen eingeräumt.

Als sich der Gerichtspräsident zu meiner Empfangnahme in der Festung einfand, war es bereits stockfinster. Aber selbst meinem Vorgesetzten wollte ich mich nicht blindlings ergeben, sondern ersuchte den Pascha um Beistellung von acht Mann zu meiner Escorte und zu meinem Schutze.

„Aber der vekil-bascha*) hat sicherlich doch seine Panduren mitgebracht, die Dich auf dem Wege vor Misshandlungen schützen werden“, entgegnete der Pascha auf meine Bitte.

„Sehr wohl, aber vor einem türkischen Soldaten haben die Christen mehr Respect, als vor zehn Panduren“, erwiderte ich.

Meine Lobrede schmeichelte dem General derart, dass er auch diesen meinen Wunsch erfüllte. Ich bedankte mich für sein menschenfreundliches Entgegenkommen und trat an der Seite des Gerichtspräsidenten den Leidensweg an. Ich segnete die türkischen Soldaten, die mir das Leben gerettet hatten. Wäre ich den Serben in die Fäuste gekommen, so hätten sie mich, selbst wenn ich von der mir sonst zugesetzten unmenschlichen Behandlung ganz absehen will, ohne alle Umstände gefesselt und in den Kerker geschleppt, weil ich mich aber unter dem Schutze des Halbmondes befand, so mussten sie um jedes Körnchen ihrer denselben von den Grossmächten gewährleisten Rechte mit mir unterhandeln.

Ich kam viel schneller und besser fort, als ich dachte. Der türkische Piquetcommandant stellte vier Soldaten an die Spitze des Zuges, hinter diese aber drei Gerichtspanduren. Das dritte Glied bildete der Präsident, ich und zwei Panduren, das vierte drei Panduren, den Schluss aber wieder vier türkische Soldaten.

Die Volksmenge, die uns vor dem Festungsthore erwartete, stob bei dem Anblicke der türkischen Soldaten nach allen Richtungen auseinander; einige Männer warfen, um sich unsichtbar zu machen, sogar die Fackeln in den Schnee. Der Officier eilte weiter, als ob er unter den Sohlen glühende Lava gehabt hätte; wir ihm nach. Der Präsident keuchte und bat den Anführer wiederholt, seine Schritte zu mässigen, vergebens, er eilte in stets gleichem Tempo weiter.

An der kapija**) brannte ein mächtiges Feuer, welches die Umgebung weit und breit erleuchtete. Dasselbe umstanden vielleicht eintausend Personen, die weder Nässe noch Kälte scheuend aus der Stadt geeilt waren, um mir die unverdiente Ehre des Geleites zu erweisen. Der Escorte-commandant hiess den Zug stehen, die Hintermänner vortreten und setzte sich mit seiner Mannschaft gegen den Volkshaufen im Laufschritt und mit Kriegsgeschrei in Bewegung. Die Folge davon war, dass sich der riesige Knäuel sofort auflöste und in verschiedenen Richtungen gegen die Stadt verlor. Wir folgten dem Vortrab mit thunlichster Beschleunigung und so geschah es, dass wir, während die Türken die Menschenmenge vor sich einher trieben, unbehelligt das Kreisgerichtsgebäude erreichten. Als ich auf

*) Das Haupt der Räthe, also Gerichtsvorstand (türk.).

**) Thor (türk.). Zu derselben Zeit waren die Stadtthore bereits abgetragen, aber die Benennung blieb aufrecht.

Nummer Sicher war, stellte sich das Piquet vor dem Hofthore auf und benahm auf diese Weise der blutdürstigen Meute die letzte Hoffnung, sich an meinem Anblicke zu erfreuen. In wenigen Minuten herrschte auf der Strasse vollständige Ruhe.

Ich liess mich auf die Pritsche nieder und horchte. Rings herum herrschte tiefe Stille, die nur durch das Auf- und Abschreiten der wache-habenden Panduren beeinträchtigt wurde. Ich erfreute mich nämlich der seltenen Ehre zweier Wachposten und zwar vor der Thür und unter dem Fenster. Trotzdem blickte ich der Zukunft vertrauensvoll entgegen. Wurde der Verdacht der Brandlegung von mir abgewälzt, so hatte ich nichts zu befürchten.

Die Kälte und der Hunger gaben meinen Gedanken eine andere Richtung. Ich tappte zu der Thür und fragte, wer vor derselben Wache hält.

„Ich, Teja“, erwiderte eine bekannte Stimme.

„Ah Du, Teja, bist's! Es freut mich! Sage dem hapsandji-bascha*) er möge mir vom Klein eine Flasche Wein und etwas zum Essen holen lassen, sonst muss ich in diesem Hundeloche noch erfrieren.“

„Soll geschehen!“ erwiderte der Wächter und zog ab. Damals hatte man in Serbien von der Stellung des Wachpostens noch keinen richtigen Begriff. Der Wächter Teja war jener Pandur, der zugleich auch mein Hausdiener war. Er war früher, wie die bei weitem grösste Mehrheit seiner Berufsgenossen, Bandit, hatte aber sonst ein gutes Herz und war so willig wie ein gutes Kind. Als solcher hatte er gegründete Aussicht, früher oder später Bezirksvorstand zu werden, denn letztere recrutierten sich fast ausschliesslich aus den Reihen der Gerichtspanduren. Hieraus wird der geehrte Leser unschwer folgern können, wie es zu derselben Zeit in dem jungen Fürstenthume mit der Rechtspflege und Amtsführung bestellt war.

Nach etwa einer halben Stunde ging die Kerkertür auf und ein weibliches Wesen trat ein. Wegen der dichten Finsterniss konnte ich das Gesicht der Eintretenden nicht unterscheiden.

„Gott helfe Dir, Herr Perga!“ rief mir eine bekannte Stimme zu.

„Ah Du, Angja, bist's!“ sagte ich nach der Erwiderung des Grusses. Ich hatte sie an der Stimme erkannt.

„Jawohl, ich bin's; ich bringe Dir das Nachtessen.“

„Was macht meine Ljubica?“

„Armes Kind! In der Nacht glaubten wir, dass sie jetzt und jetzt sterben werde. Nun hat sie sich theilweise erholt, aber sprechen will sie mit Niemand auch nur ein Wort. Nur mit dem Gerichtspräsidenten hat sie gesprochen, allein den Inhalt der Unterredung kennt Niemand.“

„Grüsse sie von mir und sage ihr, sie möge sich meinetwegen nicht grämen. Sie soll von dem Ausgänge meines Processes das Beste hoffen und sich um das Gerede der Leute gar nicht kümmern. Ich hoffe, dass sie die Sippschaft des rothen Nastas nun in Ruhe lassen werde. Sollte ihr Vormund jedoch bei seinem Entschlusse verharren, so soll sie ihm die paar Tage energischen Widerstand leisten. Die Schlussverhandlung gegen mich muss ohnehin in wenigen Tagen stattfinden und dann werden wir sehen wie die Würfel fallen werden.“

*) Kerkertürmeister (türk.).

„Ich werde ihr Deine Botschaft getreulich ausrichten und morgen Mittag, wenn ich mit dem Essen komme, die Antwort überbringen.“

„Das wirst Du nicht thun.“

„Warum nicht?“

„Weil Dein öfteres Erscheinen in meiner Zelle den Verdacht erregen könnte, dass wir unter einer Decke spielen. Es dauert ohnehin nicht lange, bis dahin aber soll sich Ljubica in Geduld fassen. Heute können wir ungestört mit einander plaudern, weil Teja vor der Thür Wache steht, morgen aber wird sehr wahrscheinlich ein anderer an seiner Stelle den Dienst besorgen.“

„Wie Du glaubst. Ich muss Dir noch sagen, dass ich die Kleider und den Schmuck des Mädchens in dessen Wohnung zurückgeschmuggelt habe, ohne dass es Jemand bemerkt hat.“

„Um so besser. Von nun an soll mir mein Freund Klein das Essen durch seinen Knecht senden.“

„Es wird geschehen“, erwiderte die Alte und wollte meine unheimliche Wohnung verlassen.

„Noch eine Frage, Angja!“

„Ich höre.“

„Auf welche Weise wurde unsere Flucht entdeckt?“

„Durch den bösen Wind, Herr Perga. Du weisst, wie es gestern Abends gestürmt hat. Ein Windstoss warf das Fenster ein und zertrümmerte die Glasscheiben in tausend Splitter. Die Neuerungen bringen selten Segen in das Haus, auch uns sind sie zum Fluche geworden.“

„Wie meinst Du das?“ fragte ich das Weib, da mir der Sinn seiner Worte nicht klar genug war.

„Wäre es im Hause der Wittwe bei dem Alten geblieben, so wäre das Unglück nicht geschehen. Bisher hielten die Papierscheiben wider die Kälte wacker Stand und alles war in Ordnung. Erst vor einer Woche liess die Stiefmutter des Mädchens Glasscheiben einsetzen und ihr Armen müsst die Folgen davon tragen. Stana wurde durch das ungewöhnliche Geräusch aus dem Schlafe geweckt und eilte hinaus, um nach dem Grunde der nächtlichen Störung zu forschen. Du kannst Dir leicht vorstellen, dass sie sofort Lärm schlug und in wenigen Augenblicken die ganze Umgebung aus dem Schlafe brachte. Auch Milan wurde geweckt und machte sich gleich an euere Verfolgung. In der Stadt brach sich der Sturmwind die Hörner ab, konnte also euere Fussspuren nicht so leicht verwischen als auf dem freien Felde; deshalb hatten die Verfolger leichte Arbeit. Kaum waren die ersten an der kapija angelangt, als das Feuer auf dem Heuplatze zu wüthen begann. Was weiter geschah, weisst Du ohnehin.“

Am folgenden Tage erwartete ich den Besuch Seitens einer oder der andern Gerichtsperson, aber Niemand liess sich blicken. An eine Untersuchung meiner vermeintlichen Verbrechen dachte ich nicht einmal, da in Serbien zu jener Zeit nur die Schlussverhandlung üblich war. Der Knecht Klein's brachte mir nicht nur das Mittagessen, sondern auch ein Brieflein, in welchem mir dieser mittheilte, der Estafettenträger hätte zugegeben, dass der Brand auf dem Heuplatze von einer von seiner Kienfackel sich losgelösten Kohle herühren konnte. Er sandte mir gleichzeitig einen Bleistift nebst einigen Bogen Papier behufs allfälliger für ihn bestimmten

schriftlichen Mittheilungen. Dem Diener das Schreibmaterial abzunehmen, wäre wohl Niemand eingefallen.

Ich vertrieb mir die Zeit mit einigen alten Nummern des „Beobachter“ so gut es anging. Nicht unerwähnt darf ich lassen, dass mir der Syrmier-Ausbruch aus dem Klein'schen Keller dabei vorzügliche Dienste leistete. Am dritten Morgen, es war ein Donnerstag, ging gegen neun Uhr die Thür meiner Kerkerzelle auf und vor derselben erschien, von zwei Gerichtsräthen begleitet, ein Gerichtsschreiber. Keiner grüsste mich, deshalb blieb mir die Antwort erspart. Vlada, so hiess der Schreiber, entfaltete einen Papierbogen und las:

„Im Namen Milosch Obrenović's, Gospodar von Serbien, hat das Kreisgericht von Schabaz gegen den gewesenen Kreisgerichtsschreiber Peregrin Gorjanski, unbekannt woher stammend, die Schlussverhandlung wegen Menschenraubes auf Freitag, den 6. Febr. a. St. angeordnet.“

„Sonst nichts?“ fragte ich ironisch.

Niemand gab mir eine Antwort. Die heil. Vehme entfernte sich, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Als ich wieder allein war, verfasste ich ein an Klein gerichtetes Schreiben, in welchem ich ihm für den Fall meiner Verurtheilung die zu meinen Gunsten zu unternehmenden Schritte darlegte. Ich war meiner Sache ziemlich sicher, allein, es konnte dessenungeachtet das Gegentheil eintreten, denn Gewalt geht vor Recht.

Am nächsten Morgen hörte ich im Hofe des Gerichtsgebäudes anfangs ein Summen, welches aus menschlichen Kehlen zu kommen schien. Dieses Summen verwandelte sich alsbald in ein immer stärker werdendes Brummen, was mich zur Annahme veranlasste, dass die Menschenmenge von Minute zu Minute anwuchs. Gegen acht Uhr brachte mir der Schneider meinen Anzug und bald darauf trat auch der Klein'sche Knecht mit einem oppulenten von zwei Bouteillen begleiteten Morgenimbiss ein. Beim Oeffnen der Thür bemerkte ich mehrere Panduren, die ich bis dahin niemals gesehen hatte.

„Gott sei Lob und Dank, dass ich einmal hier bin“, sagte Franz, als sich die Thüre hinter ihm schloss.

„Warum?“

„Draussen sind soviele Leute, dass ich mich nur mit grosser Mühe durcharbeiten konnte. Es scheint, als ob man die Bewohner des ganzen Kreises zusammengetrommelt hätte.“

„Soviel Lärm um nichts“, meinte ich lächelnd.

„Es ist wohl viel Lärm, aber ob um nichts, ist eine andere Frage“, entgegnete der Schneider kleinnüthig.

„Wie meinen Sie das, Franz?“

Der Gerichtspräsident „hat alle knezi des Kreises hieherkommen lassen, also werden Sie vor das sogenannte grosse Gericht gestellt.“

„Und wenn alle knezi des Fürstenthumes gegen mich zu Gericht sitzen, so fürchte ich sie nicht.“

„Sie haben ein grosses Herz, Herr Peregrin.“ „Ganz und gar nicht, sondern ich besitze ein so mächtiges Zaubermittel, dass es sogar die Macht der Richter zu lähmen im Stande ist.“

„Nicht möglich! Ach wenn das wahr wäre!“

„Sie werden sich von der Stichhaltigkeit meiner Behauptung recht bald überzeugen. Unterdessen packen Sie meine Kleider und Bücher in zwei Bündel ein, denn ich werde heute abreisen.“

Franz wollte etwas erwidern, brachte aber kein Wort aus der Kehle heraus; sondern stand mit weitgeöffnetem Munde vor mir und glotzte mich an. Wahrscheinlich glaubte er, dass ich den Verstand verloren habe.

„Es könnte möglicherweise auch anders kommen,“ fuhr ich nach einer Weile fort. „In diesem Falle soll Klein meinen ihm ertheilten Auftrag unverzüglich ausführen.“

Der Schneider fand noch immer kein Wort der Erwiderung. Ich schritt zum Wechsel meiner Hülle und setzte mich sodann zum Frühstück, welches mir, zum gerechten Staunen des Nadelkünstlers, vorzüglich mundete. Kurz vor neun Uhr verliess Franz meine Kerkerzelle. Ich bemerkte, dass ihm das Alleinsein mit mir Gruseln verursachte, desshalb hielt ich ihn nicht zurück. Die Schneider sind schon von der Natur furchtsame Leute, desshalb konnte ich ihm sein Zittern und Zagen in meiner Nähe nicht verübeln. Es ist sicherlich nicht angenehm, in der Nähe eines Irrsinnigen zu weilen, und für einen solchen hielt er mich doch.

Endlich gegen zehn Uhr ging die Thüre meiner Zelle wieder auf; meine Stunde war gekommen. Der Kerkermester hiess mich mit einem Winke den entscheidenden Weg antreten. Ich trat auf den Gang und wurde sogleich von den Panduren umringt. Die den Hof belebende Menschenmenge schien ein Körper mit unzähligen Köpfen zu sein. Ein mehrhundertstimmiges O o o h! begrüsste mein Erscheinen. Ueber die Stiege ging es noch an, allein die weite Vorhalle im ersten Stockwerk war derart mit Menschen vollgepropft, dass die Escorte nicht weiterkommen konnte. Die zwei Vordermänner unterzogen sich nun der keineswegs leichten Aufgabe, durch die Volksmenge eine Gasse zu bahnen. Ich musste mitten unter der mich angaffenden Christenschaar stehen bleiben.

„Gott weiss, wo sie ihn hängen werden“, hörte ich in meiner unmittelbaren Nähe eine Frauenstimme sagen. Es war ein junges Bauernweib oder ein Mädchen, welches obige Worte, jedenfalls an eine an seiner Seite stehende Alte gerichtet hatte.

„An Deinem Herzen“, erwiderte ich so laut, dass mich die ganze Umgebung hören konnte.

„Juh, juh, juh!“ schrie die apostrophirte Bauernschönheit auf, während sie vergebens in dem Menschenknäuel unterzutauchen sich bemühte.

„O der böse Mensch!“ seufzte die Alte und schlug drei Kreuze.

Dieses kurze Intermezzo brachte das Volk in eine bedenkliche Aufregung. Fragen und Fluchworte schwirrten hin und her. Unterdessen hatten die beiden Panduren ihr Ziel erreicht und wir konnten eintreten.

Nach der damals dort herrschenden türkischen Sitte konnte ich die Kopfbedeckung aufbehalten, nahm aber als vorsichtiger Mensch dennoch den Hut in die Hand, damit sich nöthigenfalls die Haare bequemer sträuben konnten. Da sassen sie, wie die Recruten in der Schule, auf langen Bänken: in der ersten Reihe der hohe Gerichtshof, bestehend aus dem Präsidenten und sechs Beiräthen, auf den drei Hinterbänken aber die knezi des Kreises. Rechts von der ersten Bank hockte bei einem Tischchen der Gerichtsschreiber Vlada. Den Saal füllten zum weitaus grössten Theile die Bürger

der Stadt Schabaz aus. Der grüne Tisch glänzte durch seine Abwesenheit. Wozu auch ein Tisch, da weder Acten noch Schreibmaterial vorhanden waren. Ich überflog das hohe Gericht mit einem Blicke. Es waren durchwegs Bauern mit rohem Gesichtsausdruck und blutlüsternen Augen; Leute, die unter türkischer Herrschaft von Raub und Mord lebend, jahrelang mit dem Wolf und dem Bären das Waldquartier theilten; Männer, die mit Yatagan und Steingewehr wohl umzugehen wussten, von der Rechtspflege aber nicht den blassesten Begriff besassen.

„Wie nennst Du Dich?“ fragte mich der Vorsitzende.

„Peregrin Gorjanski!“

„Du bist des Menschenraubes angeklagt, was hast Du darauf zu erwidern?“

„Wer klagt mich dieses Verbrechens an?“

„Ich, das heisst das Gericht.“

„Ich meine für ein so schweres Verbrechen als das meinige in den Augen des hohen Gerichtshofes ist, hätte sich schon der Mühe gelohnt, einen Ankläger zu bestellen“, erwiderte ich mit scheinbarem Ernst. „Dadurch hätte sich das hohe Gericht einen nicht unbedeutenden Theil der Arbeit erspart.“

„Antworte Du ganz einfach auf meine Frage, alles Uebrige geht Dich nichts an!“ knurrte mir der Gerichtspräsident entgegen.

„Wohlan, meine Herren, so belieben Sie auch meine Worte zu hören. Ich bestreite zwar die Competenz dieses Gerichtes, in meiner Sache ein Urtheil zu fällen, will aber dennoch auf die an mich gestellte Frage antworten. Ich —“

Weiter sprechen konnte ich nicht. In dem Gerichtssaale entstand ein so wüster Lärm, dass die Wände zu wanken schienen. Und warum? Weil ich die Competenz des Gerichtes bestritt. Mehrere Richter und Ortsälteste ballten die Fäuste und wollten sich auf mich stürzen. Die mich umstehenden Panduren hatten grosse Mühe, mich vor Thätilichkeiten seitens des Gerichtscollegiums zu schützen. Nun sah ich recht deutlich, was ein ohne genügende geistige Unterlage emporgehobener Bauer ist. Er streift alles Menschliche ab und sinkt zu einem blutdürstigen Raubthiere herab, welches nach jahrelanger Gefangenschaft den Zwinger durchbricht, die Freiheit erlangt und seiner wilden Vernichtungsgier wieder alle Zügel schiessen lässt.

„Hat man schon so etwas gehört!“ keifte Vojin Adamovič. „Anstatt die Milde des Gerichtes anzuflehen, macht sich der freche Mensch über die Männer, die auf Anordnung des Gospodar hier versammelt sind, lustig.“

Ich wollte dem Manne eine herausfordernde Antwort geben, besann mich jedoch eines Bessern. Sollte ich mich mit der rohen Bande noch länger herumschlagen? Es wäre für jedes Wort schade gewesen, deshalb ging ich sogleich zur Hauptsache über und sagte, zu dem Vorsitzenden gewendet:

„Ich halte meine Aussage vollinhaltlich aufrecht und lasse mich von euch weder richten noch verurtheilen.“

„Warum nicht, wenn ich fragen darf?“

„Weil mein Consul hier nicht anwesend ist.“

Tableau! Die Gerichts-„Herren“ öffneten ihre unteren Gesichtshöhlen kieferweit, als ob sie mich verschlingen wollten.

„Was ist das, Consul?“ fragte ein breitknochiger Bauer aus der zweiten Bankreihe.

Bei dieser Frage richteten sich die Blicke der meisten Anwesenden auf den Präsidenten. Es war an ihm, diese hochwichtige Frage zu beantworten. Eitles Hoffen! Er sah eine Weile zu Boden, dann aber wandte er sich mit einem bittenden Blick an den Schreiber. Dieser verstand ihn und erwiederte in seinem Namen.

„Der Consul ist der Vertreter seines Kaisers bei unserem Gospodar.“

Dieser Aeusserung folgte eine ziemliche Stille. Vojin Adamovič, mein verbissener Gegner, war der erste, der sich ermannte.

„Glaubst Du vielleicht“, fragte er mich in sarkastischem Tone, „dass Du, weil Dein Consul nicht anwesend ist, deshalb vielleicht straflos ausgehen wirst?“

„Das habe ich weder gedacht, noch gesagt, sondern nur behauptet, dass ihr mich in seiner Abwesenheit nicht verurtheilen könnt.“

„Ist das auch wahr, pisar Vlada?“ fragte er sodann den Schreiber.

Der gute Mann blieb die Antwort schuldig. Er verstand wohl ziemlich verständlich zu schreiben, alles übrige Wissen dagegen waren ihm spanische Dörfer. Um den Fortgang zu beschleunigen und der peinlichen Situation, in der sich mein gewesener Amtsgenosse befand, ein Ende zu machen, musste ich eingreifen und sagte:

„Der pisar Vlada weiss das vielleicht nicht, weil er noch ein Neuling ist, aber Peter, der längere Zeit in Belgrad diente, muss es wissen.“

„Das kann wohl sein“, meinte der Präsident, „aber er ist krank.“

„Wird nicht so arg sein mit seiner Krankheit, denn ich habe ihn Sonntag auf der Strasse gesehen.“

Der Schreiber Peter war ein sujet perdu; die Flasche war sein Abgott. Aus diesem Grunde wurde er von Belgrad nach Schabaz strafweise versetzt. Wäre er ein Gerichtsrath oder sonst ein hoher Beamter gewesen, so hätte man ihm schon längst den Laufpass gegeben, weil er aber ein Schreiber war, musste man ein Auge zudrücken.

Nach einer geraumen Weile erschien Peter, noch gestrig oder vor gestrig, in dem Verhandlungssaale und bestätigte meine Aussage vollinhaltlich.

„Aber warum hast Du uns darüber nicht früher aufgeklärt?“ kreischte der Vorsitzende.

„Hat mich denn Jemand darum gefragt?“ erwiederte der Schreiber piquirt.

„Weil Du nie im Amt bist!“

„Die Panduren wissen um meine Wohnung recht gut! Dass ich dem Amte fern bleibe, ist leider wahr, allein daran trägt meine Krankheit die Schuld. Uebrigens ist diese mit Oesterreich abgeschlossene Uebereinkunft von so grosser Wichtigkeit, dass sie jeder, auch der beschränkteste Richter, kennen sollte.“

„Aber was sollen wir mit ihm thun?“ fragte der Vorsitzende, der die seitens des Schreibers dem Gerichtshofe entgegengeschleuderte Beleidigung nicht zu beachten schien.

„Was ihr mit ihm thun sollt? Nach Belgrad müsst Ihr ihn schicken, was sonst? Ihr müsset ihn unmittelbar dem Gospodar selbst einliefern, was er dann mit ihm macht, ist seine Sache.“

Sprachs und verliess triumphirend den Saal; ihm folgten mehrere andere Zuhörer. Der Schleier war entzweigerissen, mein Process fiel, für Schabaz wenigstens, in nichts zusammen. Die Richter warfen sich gegenseitig ängstliche Blicke zu. Ein ähnlicher Gerichtsfall war seit dem kurzen Bestande des Fürstenthums noch nicht vorgekommen, oder kannte der betreffende Angeklagte die Rechtswohlthat des Uebereinkommens nicht.

„Also gut“, sagte der Gerichtspräsident nach einer Weile mit tonloser Stimme, „ich werde Dich morgen nach Belgrad escortiren lassen.“

„Warum morgen? Wir haben nicht einmal Mittag, also können wir heute noch ziemlich weit kommen.“

„Meinetwegen, also nach einer Stunde.“

„Je früher, desto besser.“

„Abführen!“ befahl er sodann.

„Ich lasse mich in den Kerker nicht mehr abführen“, protestirte ich mit Nachdruck.

„Warum nicht?“

„Weil ich kein Verbrecher bin und gewiss nicht durchgehen werde! Ich habe beim Klein noch meine Rechnung zu begleichen und nothwendig mit ihm zu sprechen, deshalb wirst Du die Güte haben, mich dorthin von zwei Panduren begleiten zu lassen.“

Ich wusste, dass er meinem Ansuchen willfahrene werde. Ich hatte dem Gerichtshofe das Heft aus der Hand gerissen, also war ich gewissermassen Herr der Situation. Hätte er sich gegen die Erfüllung meiner Bitte gesträubt, so wäre ich mit gröberem Geschütz aufgefahren. Anstatt der Antwort nickte er mit dem Kopfe bejahend, worauf ich, nur von zwei Panduren begleitet, den Gerichtssaal verliess.



Vierzehntes Capitel.

Milosch Obrenović I., Fürst von Serbien.

Unterwegs bildete sich um uns ein so dichter Menschenknäuel, dass wir nur mit Mühe und langsam weiterkommen konnten. Die feindselige Haltung der Volksmassen gegen mich war zwar theilweise gewichen, die Neugierde aber hielt ungeschwächt an. Einige liefen uns voraus, um sich im Klein'schen Gasthause ein Plätzchen zu sichern. Dieses Glück war jedoch nur wenigen Sterblichen zu Theil, denn die beiden ebenerdigen für die Gäste bestimmten Räume konnten höchstens dreihundert Personen

fassen, selbst wenn diese dichtgedrängt nebeneinander standen. Aber auch diese hatten die Rechnung ohne mich gemacht. Auf dem Platze angekommen lenkte ich nach rechts ab, erreichte das Gasthaus durch das Hinterthor und schlüpfte in das erste beste Fremdenzimmer hinein. Das Zimmer war klein, zudem hatte ich zwei Panduren um mich, also konnten nur wenig Personen Einlass erhalten. Unter den ersten, die mich besuchen kamen, war der Schneider Franz.

„Habe ich heute morgen recht gehabt oder nicht, als ich von der Abreise sprach?“ fragte ich den Nadelführer bei seinem Eintritt.

„Ei freilich haben Sie recht gehabt“, erwiderte Franz mit vor Freude zitternder Stimme. „Gottlob, dass es so gekommen ist!“

„Haben Sie meine Siebensachen zusammengepackt?“

„Noch nicht, ich werde es aber gleich thun. Ich konnte an die Möglichkeit Ihrer Freilassung nicht glauben, deshalb beeilte ich mich nicht.“

„Sie irren, wenn Sie glauben, dass ich frei bin. Mit meiner Escortirung nach Belgrad tritt der Process erst in das richtige Stadium.“

„Aber dort ist unser Consul, der Sie schützen wird, also haben Sie nicht viel zu befürchten.“

„Das glaube ich auch.“

Während dieses kurzen Zwiegespräches sah ich die alte Angja an der Thür vorbeihuschen. Niemand beachtete sie. Ich wusste, dass sie mit mir sprechen will und sandte, da ich mich ohne Bewachung aus dem Zimmer nicht entfernen konnte, Franz hinaus, um mich von ihm vertreten zu lassen.

„Das bewusste Mädchen lässt Sie grüssen und fragen, wie Sie über die Angelegenheit denken“, sagte der Schneider in deutscher Sprache zu mir, als er nach wenigen Minuten zurückgekehrt war. Meine Wächter hatten von dem Inhalte unseres Zwiegespräches keine Ahnung.

„Sagen Sie der Alten, dass ich an meinem Entschlusse unverrückbar festhalte und mein dem Mädchen verpfändetes Manneswort nach der Beendigung meines Processes sogleich einlösen werde. Bis zur Lösung des Knotens soll sie auf Gott vertrauen und entschlossen ausharren.“

Franz verliess das Zimmer, um sich seines Auftrages zu entledigen, dann eilte er aber in meine Wohnung, um meine Habseligkeiten abzuholen.

Kaum war der Schneider fort, als der Oberpandur mit einem um den Hals geschlungenen Strick eintrat und mir aufzustehen befahl.

„Weshalb soll ich aufstehen?“ fragte ich ihn.

„Damit ich Dir am Rücken die Hände zusammenbinde.“

„Du willst mir die Hände am Rücken zusammenbinden? Auf wessen Befehl?“

„Des Kreisgerichtspräsidenten.“

„Sage Du demjenigen, der Dich mit diesem Auftrage hierher geschickt hat, dass ich mich nicht binden lasse, sondern als freier Mann den Weg antreten werde. Steht er von seinem unsinnigen Verlangen nicht ab, so werde ich einen Reitboten an meinen Consul und an den Gospodar schicken, bis zu seiner Rückkehr aber wieder in die Kerkerzelle zurückkehren. Aber dann soll es ihn gar nicht wundern, wenn er auf Urlaub geschickt wird. Ich bin kein Verbrecher, also lasse ich mich auch nicht

binden. Trachte für mich ein starkes Pferd auszusuchen, denn dasselbe muss nicht nur mich, sondern auch mein Gepäck tragen.“

„Ein Pferd?“ fragte der Pandur mit tonloser Stimme.

„Gewiss! Oder glaubst Du vielleicht gar, ich werde den Weg von zwanzig Marschstunden durch das Kothmeer zu Fuss zurücklegen?“

Der Diener stand unschlüssig vor mir und glotzte mich an. Mein Verlangen hatte sein Denkvermögen bedenklich aus dem Gleichgewicht gebracht. Er kannte sich in seiner Lage nicht mehr aus.

„Was stehst Du wie ein Meilenzeiger da?“ sagte Klein, welcher der Scene angewohnt hatte. „Gehe fort und richte dem Kreisvorstande die Botschaft aus. Das Weitere ist dann seine Sache.“

Der Oberpandur befolgte den Rath des Gastwirthes und entfernte sich.

In Serbien werden den unter dem Strafprocesse stehenden Personen vor der Escortirung die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, aber nicht an den Gelenken, sondern ober den Ellbogen, wodurch das Marschieren wesentlich erschwert wird. Hier hätte ich noch zu erklären, was auf Urlaub schicken bedeutet, werde jedoch im Verlaufe dieses Capitels an einer passenderen Stelle darauf zurückkommen.

Nach etwa einer halben Stunde erschien der Oberpandur mit vier Gehilfen neuerdings in meinem Zimmer und erklärte, dass nun alles meinem Wunsche gemäss bereit sei. Ich hatte keinen Grund mehr, die Reise zu verschieben, deshalb nahm ich von meinen Freunden und Bekannten Abschied und wir bestiegen die im Hofe auf uns wartenden Pferde.

„Bruder Marjan, ich zahle heute Abends fünf oka Wein, wenn wir durch die Stadt im Galopp reiten“, sagte ich zum Oberpandur, während wir uns in die Sättel schwangen.

„Meinetwegen“, erwiderte er und sprengte aus dem Hofe, wir ihm nach. Die vor dem Gasthause versammelte, nach Hunderten zählende Volksmenge stob unter Lärm und Geschrei nach allen Richtungen auseinander. Wir sprengten im gestreckten Galopp davon und ritten, ehe sich die Zuschauer recht versahen, durch das Belgrader Thor hinaus. Es war aber auch die höchste Zeit, dass wir uns auf den Weg machten, denn die Sonne hatte sich bereits tief gegen Westen geneigt.

Als wir die Stadt im Rücken hatten, setzten wir den Marsch im Schritttempo fort. Der Wég war sehr schlecht, daher schwer passirbar. Knietiefe Wasserlacken wechselten hartgefrorenen Erderhöhungen ab. Wir hatten kaum das zweite Dorf erreicht, als uns die Nacht überraschte und dort zu übernachten nöthigte. Ich hielt mein Wort und bezahlte meinen Wächtern die versprochenen fünf oka Wein, welchen noch andere fünf folgten.

Die Strasse zwischen Schabaz und Belgrad schlängelt sich ihrer ganzen Länge nach längs dem Saveufer dahin. Bei meinen Wächtern hatte der starke Rebensaft gut gewirkt. Sie schliefen der Reihe nach ein und überliessen die Wache über mich wahrscheinlich meinem Schutzengel. Ich hätte leicht entfliehen können, allein meine Flucht hätte mir, da ich in jener Gegend unbekannt war, keinen Vortheil gebracht. Zudem verliess ich mich auf meinen guten Leitstern, der mich bis dahin stets noch rechtzeitig der Gefahr entriss und wieder auf den rechten Weg brachte. Der folgende Tag verlief ohne irgend welches nennenswerthes Ereigniss. Gegen Abend

errichteten wir das Städtchen Palež*), wo mich der pflichteifrige kapetan mit der Einrichtung der dortigen Gefängnisse bekannt machen wollte. Es bedurfte eine gehörige Menge Widersprüche meinerseits, um seinen Gehirnkasten wieder in die normale Lage zu bringen.

Am dritten Tage erreichten wir gegen Mittag die Hauptstadt des jungen Fürstenthumes. Der konak des Fürsten**) Milosch, welcher sich äusserlich von einem Bürgerhause der österreichischen Kleinstädte in nichts unterscheidet, steht auf dem Domplatze. Dorthin lenkten wir unsere Reithiere. Zu meinem grossen Unmuth war Fürst Milosch nicht zu Hause, sondern in Kragujevac, seiner ersten Residenz.

„Warum hast Du ihn nicht gefesselt?“ fragte den Oberpandur eine edle Seele, die den Majordomus vorzustellen schien.

„Ich habe nicht dürfen“, erwiderte der Gefragte.

„Warum nicht?“

„Weil er es nicht duldet.“

„Armes Serbien!“ seufzte das ochsenäugige Hausmöbel des ersten Fürsten von Serbien. „Nun will ich es probiren.“

Bei diesen Worten näherte er sich mir mit einem fingerdicken Lasso in der Hand, jedenfalls in der Absicht, mir denselben um den Hals und mich dann zu Boden zu werfen. Ich liess ihm jedoch keine Zeit dazu, sondern versetzte ihm, bevor mich der Oberpandur daran hindern konnte, einen so gewaltigen Stoss auf die Brust, dass er mit einem lauten Aufschrei auf den Rücken fiel und sich weiter nicht mehr rührte. Ich erschrak über meine That heftig, allein daran war nichts mehr zu ändern.

Die Verwirrung, die in Folge dessen in der Vorhalle des konak entstand, benützte ich zur Flucht und erreichte mit wenigen Sätzen den Domplatz. Wohin? In die Stadt durfte ich nicht, denn dort hätte man mich zweifelsohne eingefangen. Der Domplatz mündete im Westen gegen Kalimegdan, wo ich bei meiner Escortirung ein türkisches Bataillon exerciren sah, aus. Dieser Exercirplatz stand mit der von einer starken türkischen Garnison belegten oberen Festung in Verbindung. Wollte ich meine Haut retten, so musste ich mich unter türkischen Schutz stellen. Es gelang mir mit knapper Noth, meine Absicht zu erreichen. Wäre mir ein türkischer Officier, der meine Noth sah, nicht entgegengelaufen gekommen, so wäre ich verloren gewesen, denn meine Verfolger waren mir bereits auf den Fersen.

Vor den Commandanten gestellt, erzählte ich, was man in der Hofburg mit mir vorhatte und bat ihn, den österreichischen Consul von dem Falle zu verständigen. Der General ging auf mein Ansuchen um so lieber ein, da es galt, nicht nur der einstigen türkischen rajah, den Serben, sondern auch dem stolzen und rechthaberischen Fürsten Milosch selbst ein Schnippchen zu schlagen. Die Türken konnten nämlich den Sieg der Christen über den Halbmond nicht verwinden, deshalb suchten sie die Serben auf alle erdenkliche Art und Weise zu ärgern.

Nach ungefähr einer Stunde erschien auch der Dragoman des österreichischen Consulates, von zwei kawasi begleitet, in der Festung und

*) Gegenwärtig Obrenovac.

**) Jetzt Kassationshof.

brachte mich in Sicherheit. Der Consul, Graf B., ein noch junger Mann, lachte über meine in Bosnien und Serbien erlebten Abenteuer aus vollem Halse und versprach mir, zu meinem Fortkommen sein Mögliches beizutragen.

„Sie haben von dem Fürsten gar nichts oder im schlimmsten Falle sehr wenig zu fürchten“, sagte er zu mir, „aber ich muss Sie ihm dennoch ausliefern. Sobald er zurückkommt, werde ich zu ihm gehen und den Weg für Sie vorbereiten.“

Um die Zeit todzuschlagen, ersuchte ich ihn am folgenden Morgen um irgend eine Beschäftigung und wurde während der ganzen Zeit in der Consulatskanzlei als Schreiber verwendet. Nach fünf langen Tagen kehrte Milosch aus Kragujevac zurück, allein der Consul stellte sich so, als ob er um dessen Rückkehr gar nicht gewusst hätte. Am sechsten Tage wagte ich ihn darauf aufmerksam zu machen.

„Lassen Sie nur gut sein“, erwiderte er, „mein Zögern hat seinen Grund. Milosch ist ein aufbrausender Mensch, der sich in der ersten Aufwallung nicht bemeistern kann und in diesem Zustande oft Handlungen begeht, die er später bereut, aber nicht mehr ungeschehen machen kann. Schliesslich kann man auch nicht wissen, in welchem Kleide ihm Ihr Benehmen dargestellt wurde. Wir müssen daher abwarten, bis sein Groll verraucht.“

Gegen Mittag des folgenden Tages verfügte sich Graf B. in den konak und kehrte erst nach zwei Stunden zurück.

„Sie werden gehenkt, ich kann Ihnen nicht helfen“, sagte der Consul, als er zurückkam, konnte sich dabei aber nicht des Lachens erwehren.

„Aber hoffentlich nicht gleich“, erwiderte ich ebenfalls mit lächelnder Miene.

„Das hoffe ich auch, allein ohne Blitz und Donner wird es doch nicht abgehen.“

„Das beunruhigt mich nicht, sobald ich die Gewissheit habe, dass es nicht einschlagen wird.“

Der Consul erzählte mir sodann, wie der Fürst anfangs beleidigt that, schliesslich zu der Geschichte aber selbst lachte. —

Endlich rückte der grosse Tag, an dem ich vor Serbiens höchsten Richter gestellt werden sollte, heran. Ich muss gestehen, dass ich, obwohl ich mich seitens des Consuls des vollsten Schutzes erfreute, den konak des Fürsten mit Bangen betrat.

„Nur Muth, mein Lieber“, hatte der Consul im Vorsaale zu mir gesagt. „Antworten Sie auf seine an Sie gestellten Fragen, ohne Furcht, aber stets der Wahrheit entsprechend. Es ist sogar möglich, dass er Ihnen eine Anstellung im konak anträgt.“

„Und was soll ich in diesem Falle thun?“

„Den Antrag bedingungslos annehmen. Dadurch erweisen sie auch mir einen grossen Dienst, denn ich habe in der Umgebung des Fürsten keinen Menschen, auf den ich mich verlassen könnte, eine Vertrauensperson im konak ist mir aber gerade jetzt um so nothwendiger, da es dort zu gähren und zu brodeln angefangen hat und die Suppe demnächst überschäumen könnte.“

Bei den letzten Worten des Consuls erschien ein Diener oder Beamter in der Thür und winkte uns einzutreten. Fünf Schritte und ich stand vor

dem Allgewaltigen des jüngsten Fürstenthumes von Europa. Ein leiser Schrecken durchzuckte mich. Fürst Milosch war hoch von Statur, breitschultrig, hatte buschige Augenbrauen, unter denen ein durchdringend stechendes Augenpaar ruhte. Den breiten Mund überschattete ein struppiger Schnurrbart. Der Gesammtgesichtsausdruck war der Widerspiegel seiner Seele: Willkür, Hochmuth und Verschlagenheit. Er mass mich eine Weile mit seinem durchbohrenden Blicke, dann aber donnerte er mich an:

„Bist Du der mädchenraubende Schreiber von Schabaz?“

„Erlauchter Fürst, ich war wohl Schreiber in Schabaz, allein von einem Mädchenraub ist mir nichts bekannt,“ erwiderte ich.

„So, nichts bekannt? Und wem hat man eine gewisse Ljubica Stojanovič, bei deren Stiefmutter ein Kreisgerichtsschreiber, namens Peregrin Gorjanski, wohnte, in der unmittelbaren Nähe der Save abgejagt?“

„Mir, Gospodar, allein jenes Mädchen habe ich weder rauben noch in unehrlicher Absicht entführen, sondern als mein Weib heimführen wollen, um es vor der Gewalt gewissenloser Menschen schützen zu können. Wenn ich die Wahrheit bekennen soll, so darf ich nicht verschweigen, dass ich durch meine beabsichtigte Verehlichung mit Ljubica, ein Opfer brachte, da ich gerade jetzt weniger ans Heirathen dachte, als jemals in meinem Leben.“

„Also erzähle mir die Geschichte von allem Anfange an, aber kurz und aufrichtig.“

Ich kam dem Befehle des Gospodar nach und erzählte ihm den ganzen Hergang, ohne in demselben irgend etwas zu verblassen. Zu meiner grossen Freude bemerkte ich, dass sich das Gesicht des Despoten immer mehr erhelle. Zum Schlusse spielte ich die bedeutendste Karte aus.

„Abgesehen von der Unredlichkeit, von welcher sich die in jene Handlung verwickelten Persönlichkeiten leiten liessen“, so schloss ich meine Vertheidigungsrede, „würde dem Mädchen auch hinsichtlich der Lebensaufgabe ein grosses Unrecht geschehen . . .“

„Wieso?“ fiel mir Milosch in die Rede.

„Das Mädchen ist gut entwickelt und kerngesund, der demselben aufgedrängte Bräutigam dagegen krank an Leib und Knochen. Glaubst Du, erlauchter Gospodar, dass ein solches Ehepaar eine von Dir gewünschte gesunde und kräftige Nachkommenschaft erzeugen kann? Der Schwerpunkt liegt diesbezüglich, wie Du selbst weisst, in dem Manne.“

„Darin hast Du wohl recht“, erwiderte Milosch mit lächelnder Miene. „Ich weiss nun genug und kann Dir nicht unrecht geben. Nun aber eine andere Frage. Möchtest Du nicht bei mir bleiben? Solche Leute kann ich sehr gut brauchen.“

„Erlauchter Fürst, ich habe keine Heimath; wenn Du Dich meiner anzunehmen die Gewogenheit haben willst, so werde ich alle meine Kräfte anspannen, um mich Deiner hohen Gnade würdig zu zeigen. Bevor ich jedoch meine schwache Schaffenskraft zu Deiner Verfügung stelle, erlaube ich mir eine zweifache Bitte an Dich zu richten.“

„Lass hören!“

„Ich möchte das Mädchen unter allen Umständen aus den Krallen jener lieblosen Menschen befreit wissen.“

„Das wird ohnehin geschehen, denn ich will vor Allem mit dem Milan die Vormundschaftsrechnung durchsehen. Bei dieser Gelegenheit werde ich auch das Mädchen hierherkommen lassen. Was liegt Dir noch am Herzen?“

„Die menschenunwürdige Behandlung Seitens eines Deiner Diener während Deiner Abwesenheit. Man wollte mir in Deinem konak, wo der letzte und verworfenste Zigeuner des Fürstenthumes Schutz und Zuflucht zu suchen berechtigt ist, wie einem widerspäntigen wilden Thiere den Lasso um den Hals werfen, ohne dass dazu der geringste Grund vorhanden war. Ist es nicht traurig, dass sich ein Christ aus dem konak des Fürsten von Serbien zu den Türken flüchten muss, um sein Leben zu retten? Ich — —“

„Genug davon!“ unterbrach mich Milosch mit zorniger Stimme. „Der Herr Consul hat mir von dem Schurkenstreiche erzählt und ich habe nicht gesäumt, das zu thun, was ich als Fürst und Mensch thun musste. Das wäre also in Ordnung; hast Du noch ein Anliegen?“

Ich verbeugte mich vor dem gewaltigen Manne zum Zeichen, dass ich ihn um nichts mehr zu bitten habe.

„Ich gebe Dir zwei Tage Urlaub, damit Du Dich in unserer ärmlichen Residenzstadt ein wenig umsehen kannst. Brauchst Du einen Führer, so wähle Dir nach Belieben einen meiner Gardisten aus, die Kerle haben ohnehin nichts zu thun.“

Die Audienz war zu Ende und wir wandten uns zum Gehen. Milosch presste meine Rechte mit seiner grossen sehnigen Hand zusammen, dass ich nur mit Mühe einen Aufschrei unterdrücken konnte.

„Ich werde für Sie in der Nähe des Consulates eine Wohnung finden lassen, damit wir um so leichter miteinander verkehren können“, sagte auf dem Heimwege der Consul zu mir.

Am folgenden Tage besuchte ich die Stadt, beziehungsweise die Ruinen derselben. Belgrad hatte als Orientschlüssel im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert durch die fast ununterbrochenen Kämpfe um den Besitz desselben mehr gelitten, als irgend eine andere Stadt. Zu derselben Zeit herrschten darin schon ziemlich geordnete Verhältnisse, allein dessen ungeachtet hielt man, solange in der Festung eine starke türkische Garnison lag, die Lage als unsicher. Aus diesem Grunde wohnten die Belgrader ausschliesslich in Nothbauten, mitunter auch in den Ruinen und unterirdischen Räumen. Man wusste am Morgen nie, wie der Tag enden, Abends nie, was die Nacht bringen werde. Unter den Ruinen fand ich nur eine von einiger Bedeutung und zwar die piringjana oder das Prinzenhaus*). Dieses Gebäude wurde von dem Prinzen Eugen erbaut und von 1717—39 bewohnt. Die Ruine, deren Vorderfront vollkommen erhalten ist, steht in der Donauvorstadt oder auf dem sogenannten Dertjol. Eine Rückerinnerung bildet auch die Laudonschanze, so genannt nach dem berühmten österreichischen Feldherren Grafen Laudon, der im Jahre 1789 die Türken aus Belgrad vertrieb. —

Nach Ablauf meines Urlaubes meldete ich mich im konak zum Dienstesantritt und wurde der Hofkanzlei zugetheilt. Bald darauf erschien

*) An dieser Stelle wurde im Jahre 1889 von dem Könige Alexander der Grundstein zum Vereinshause: Der Heil. Sawa gelegt.

auch Milosch mit einem Pack Briefe, setzte sich zu meinem Tische und hiess mich, ihm den Inhalt der Correspondenzen vorlesen. Er selbst war sein Leben lang analphabet. In fremden Sprachen verfasste Briefe mussten entgegen übersetzt werden, wozu eine gewisse Fertigkeit in der betreffenden Sprache gehörte. War ein Brief durchgemacht, so dictirte er gleich die Antwort, welche zuerst auf der Rückseite des betreffenden Schreibens skizzirt wurde, um später in der Reinschrift copirt zu werden. Für seine Unterschrift bediente man sich der Stamziple, die seinen Namen trug.

Während wir in der besten Arbeit waren, erschien in der Hofkanzlei ein Gardeofficier, stellte sich in Positur und sagte:

„Erlauchter Gospodar, wir konnten nur einen Theil Deiner Anordnung ausführen.“

„Warum?“ fragte Milosch mit ernster Miene, während er die buschigen Augenbrauen zusammenzog.

„Das Mädchen ist vorigen Sonntag unmittelbar vor der Trauung in der Kirche an Herzschlag gestorben, ihre Stiefmutter ist aber in Folge dessen erkrankt und ist derart leidend, dass sie der Arzt als untransportabel erklärte. Das Mädchen wurde gestern begraben.“

Mir versetzten die Worte des Officiers einen Stich in's Herz. Es waren unzweifelhaft meine Braut und ihre Stiefmutter, von denen er sprach.

„Und die beiden Halunken?“ fragt Milosch weiter.

„Stehen im Vorsaale. Soll ich sie hereinführen?“

„Natürlich!“

Der Officier verschwand in der Thür, erschien aber schon in dem nächsten Augenblicke mit zwei Jammergestalten in der Hofkanzlei wieder.

„Sind es die richtigen?“ fragte er mich, auf die gefesselten Männer weisend.

Ich betrachtete die beiden Gefangenen. Der Schrecken hatte ihre Gesichter derart entstellt, dass ich sie kaum zu erkennen vermochte.

„Vor Allem einem Jeden fünfzig ‚Heisse‘*), dann aber in's Loch mit ihnen: jetzt habe ich keine Zeit, mich mit solchem Pack zu beschäftigen“, befahl Fürst Milosch, nachdem ich seine an mich gestellte Frage bejaht hatte.

„Es wird geschehen, Gospodar“, erwiderte der Officier und verliess mit den beiden Gefangenen die Hofkanzlei.

Mir presste der Schmerz die Brust zusammen; ich konnte, so sehr ich mich auch bemühte, die Thränen nicht zurückhalten.

„Mache Dir nicht soviel daraus, in Belgrad gibt es schöne und gesunde Mädchen in reicher Auswahl“, tröstete mich der Fürst. „Als Hofbeamter kannst Du in den angesehensten Häusern als Bräutigam auftreten, Niemand wird Dir einen Korb geben.“

„Ich danke Dir, erlauchter Gospodar, für Deine väterlichen Trostworte“, erwiderte ich, „aber nicht ein jedes Mädchen ist so gut als Ljubica war.“

„Hierin hast Du wieder recht. Lass Du Deine Arbeit für heute. Laza“, sagte er dann zu einem jungen Beamten gewendet, „lass einspannen und fahre mit Deinem neuen Collegen nach Toptschider, nach Rakowiza**) oder wohin Du willst und trachte ihn nach Möglichkeit zu zerstreuen. Ihr könnt den ganzen Tag ausbleiben.“

* Stockprügel.

**) Lustschlösser des Fürsten Milosch in der Umgebung von Belgrad.

Ich verbeugte mich vor dem Fürsten und verliess mit meinem Amtsgenossen den konak.

Ljubica hatte Wort gehalten, Sie war, bevor sich der räudige Nastas ihres Besitzes rühmen konnte, gestorben. Armes Kind! Mich packte ein wilder Schmerz. Warum war das Schicksal so grausam mit mir? Meine erste Braut entriss mir die mit der Gewinnsucht verbundene menschliche Herzlosigkeit, Danica musste der Eifersucht der dilber-Zoraïda geopfert werden, ohne dass letztere dadurch einen Vortheil gewann und Ljubica theilte das Schicksal mit Aglaë, aber mit dem Unterschiede, dass erstere sterben musste, während Aglaë am Leben blieb und noch immer hoffen konnte. Ich sollte mich nach den Worten des Fürsten nach einer anderen Braut umsehen! Um nichts in der Welt! Dreimal war meine Hoffnung zerstört, es war genug des grausamen Spieles. Ich nahm mir fest vor, kein weibliches Wesen, gleichviel ob jung oder alt, ob schön oder nicht schön, mehr anzuschauen und hielt an meinem Entschlusse fest, wenigstens in Serbien.

Meine Thätigkeit in der fürstlichen Hofkanzlei hatte zwar schlecht begonnen, aber die Urlaubertheilung an demselben Tage that mir dessen ungeachtet sehr wohl. Unter dem frischen Eindrucke eines unverhofft hereinbrechenden Schmerzes irrt der Gedankengang von dem richtigen Wege ab, auch der Schaffensgeist erlahmt.

Von dem Ausfluge heimgekehrt suchte ich den Officier, der das zur Verhaftung des gewesenen Vormundes meiner verstorbenen Braut, sowie deren Stiefmutter und des Vaters des räudigen Nastas nach Schabaz gesandte Piquet befehligte, auf und ersuchte ihn um nähere Auskunft über den Tod des Mädchens.

„Die Geschichte ist kurz aber traurig“, begann der Officier. „Kaum waren die Panduren nach Schabaz zurückgekehrt, als sich auch schon das Gerücht von Deiner angeblichen in dem fürstlichen konak begangenen Gewaltthätigkeit und der damit im Zusammenhange stehenden Flucht unter türkischen Schutz mit Windeseile durch die Stadt verbreitete. Deine Gegner benützten diese günstige Gelegenheit und liessen am folgenden Tage durch einen unbekannten Mann, den sie wahrscheinlich auf der Landstrasse gekentert hatten, die Nachricht verbreiten, die Türken hätten Dich in kleine Stücke zerhauen, Deinen Kopf aber aufgespiesst und auf der Festungsmauer zur Schau ausgestellt. Hierauf wurden die Angriffe auf das Mädchen von neuem aufgenommen; Ljubica, von allen Menschen verlassen, konnte nicht länger widerstehen und ergab sich willenlos; aber Gott hat es nicht haben wollen . . .“

* * *

Nun sollte ich in der Schilderung meiner Erlebnisse in Serbien fortfahren, sehe mich aber genöthiget, eine Pause eintreten zu lassen. Das Leben des ersten Fürsten von Serbien ist in vielfacher Beziehung so interessant, dass ich nicht umhin kann, den geehrten Leser in gedrängter Kürze mit demselben bekannt zu machen. Dies erachte ich als um so nothwendiger, da über den Begründer der neuserbischen Herrscher-Dynastie im Westen sehr wenig bekannt ist und selbst dieses wenige meist auf Unwahrheit, oder doch auf Unvollständigkeit beruht.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte in der nahië*) von Požega im südöstlichen Theile des Vezirates von Belgrad und zwar in der Ortschaft Mittel-Dobrinja ein armer rajah, namens Theodor Mihajlovič. Er gehörte keiner Familiengemeinschaft an, sondern war ganz allein, ein Umstand der vermuten lässt, dass genannter Theodor von auswärts zugereist kam und sich in jenem Dorfe niederliess. Für seine Armuth spricht die Thatsache, dass seine Braut, namens Višnja, Wittwe eines gewissen Obren aus Brusnica, zwei Knaben, Milan und Jakob, in der Familiengemeinschaft ihres ersten Gatten zurücklassen musste, und nur ihr ältestes Kind, die Tochter Stana, in die zweite Ehe mitnehmen konnte, da ihr Bräutigam alle Kinder nicht erhalten zu können erklärte. Der Ehe Theodors mit Višnja entstammten drei Kinder und zwar: Milosch (1780), der nachherige Fürst von Serbien, ferner Jowan (1787) und Jewrem (1790). Unterdessen war Stana zum Mädchen herangereift und wurde an einen gewissen Sawa Nikolič in Brusnica verheirathet. In Folge dessen kamen die beiden Söhne der Višnja in das Haus ihres Stiefvaters in der Hoffnung, in demselben ein neues Heim zu finden und bei ihrer Mutter leben zu können. Die Armuth in dem Hause Theodors war jedoch so gross, dass er sie fortschicken musste, worauf sie sich bei ihrem Schwager Nikolič als Schweine- und Rinderhirten verdangen.

Bald darauf starb Theodor in Folge Ueberanstrengung seiner Körperkräfte. Konnte das Ehepaar mit vereinten Kräften das tägliche Brod für ihre drei Kinder kaum erwerben, so erwies sich die Schaffenskraft der Wittwe ganz und gar als unzulänglich. Aus diesem Grunde musste Milosch Theodorovič, als der älteste Sohn, ebenfalls das väterliche Haus verlassen, um als Schweinehirt, später aber als Knecht seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Grösser geworden verliessen auch Milan und Jakob Obrenovič das Haus ihres Schwagers Sawa Nikolič und kehrten in die Familiengemeinschaft ihres verstorbenen Vaters zurück. Milan war ein aufgeweckter junger Mann, der höher hinauf strebte. Er begann mit Hilfe einiger Gönner den Schweinehandel, Anfangs natürlich im bescheidenen Umfange. Der junge Mann hatte eine glückliche Hand und gelangte alsbald zu Ansehen und Vermögen.

Während sich Milan Obrenovič von Tag zu Tag mehr in die Höhe schwang, kugelte dessen Stiefbruder Milosch Theodorovič von einem Brodherrn zum andern, bis er schliesslich in dem Hause des Gatten seiner Stiefschwester Aufnahme fand. Es war aber auch dort nicht seines Bleibens. Er überwarf sich mit seinem Brodherrn und siedelte zu seinem Stiefbruder Milan Obrenovič ebenfalls als Knecht über. Um sein Gesinde zu vermehren, verheirathete ihn letzterer mit einem Mädchen aus der Familiengemeinschaft der Vukomanovič aus Srezojevič in der Rudniker nahië, Namens Ljubica.

Um dem Geschäfte einen noch grösseren Aufschwung zu geben, verband sich Milan Obrenovič mit einem reichen Türken Namens Pjorzuk zu gemeinschaftlicher Thätigkeit. Derartige Geschäftsverbindungen sind in der Türkei nichts seltenes. Der arbeitsscheue und denkfaule Mohammedaner

*) Kreis (türk.).

stellt dem schaffenswilligen Christen das nöthige Geld zur Verfügung, der Gewinn wird zu gleichen Theilen eingestrichen und beide fahren gut dabei. Solche Verbindungen bieten den Gesellschaftern aber noch einen andern wesentlichen Vortheil: die Träger einer solchen Geschäftsfirma finden aus leicht erklärlichen Gründen sowohl bei den Mohammedanern als auch bei den Christen Schutz und freundliches Entgegenkommen.

Als Georg Petrovič, später gemeinhin Kara-Gjeorgje*) genannt, ebenfalls ein reicher Schweinehändler im Jahre 1804 im Jassenicaer Thale den Aufstand gegen die Türken organisirte, zählte Milan Obrenovič bereits zu den angesehensten Männern seines Heimatkreises. Er schloss sich sogleich dem Aufstande an und wurde von seinen Landsleuten zum vojvoda**) des Kreises von Rudnik gewählt. Bald darauf stellten sich auch die Kreise Užica und Požega unter sein Commando. Zu seinem Gehilfen ernannte er seinen Stiefbruder Milosch Theodorovič.

Dem vojvoda des Rudniker Kreises gebührt auch das Verdienst, dass der von Georg Petrovič organisirte Aufstand nicht in allen Anfängen in nichts zerfloss, wie so viele andere frühere Versuche, welche die Wuth der Türken gegen die Christen nur noch steigerte. Als Kara-Gjeorgje nach der Säuberung des Jasenicathales von den Türken die feindliche Citadelle am Rudnik belagerte, erwiesen sich seine Streitkräfte als unzulänglich. Eine Katastrophe war unvermeidlich. Da, in der Stunde der höchsten Noth, erschien Milan Obrenovič mit achtzig Freiheitskämpfern und verhalf auf diese Weise den Christen zum Siege. Milan Obrenovič blieb jedoch dabei nicht stehen, sondern hielt auch fernerhin mit den Aufständischen tapfer mit. So kämpfte er in demselben Jahre bei Jagodina, 1805 bei Užica, 1806 bei Bratačić gegen die Türken. Im Jahre 1807 übertrug er das Commando über die Aufständischen seines Kreises seinem Stiefbruder Milosch, er selbst aber reiste in die Walachei, in das russische Lager, wo es ihm gelang den General Issajeff für die serbische Sache zu gewinnen. Seit derselben Zeit blieb er ununterbrochen im russischen Lager als serbischer Geschäftsträger, bis er im Jahre 1810 auf Anstiften Kara-Gjeorgjes von seinem eigenen Schreiber in Bucarest vergiftet wurde.

Während der Abwesenheit Milans befehligte Milosch Theodorovič als provisorischer vojvoda die Heeresabtheilung des Kreises von Rudnik. Nach dem Tode Milans wurde er von dem Senate definitiv zum vojvoda ernannt. In diese Zeit fällt auch der Wechsel seines Familiennamens. Milosch hatte seine ansehnliche Stellung in erster Linie seinem Stiefbruder Milan zu verdanken. Aus Dankbarkeit dafür legte er seinen Familiennamen Theodorovič ab, nahm jenen seines Stiefbruders an und hiess fortan Obrenovič. Das Gleiche befahl er seinen Brüdern Jowan und Jewrem zu

*) Kara-Gjeorgje wird allgemein mit Schwarzer Georg übersetzt, was ganz entschieden unrichtig ist, denn er war blond. Kara heisst in der türkischen Sprache wohl schwarz, aber auch verflucht und diese letzte Bedeutung ist hier am Platze. Als im Jahre 1813 die Macht der Serben gebrochen wurde, suchten die christlichen Anführer, unter ihnen auch das Haupt derselben, Georg Petrovič, in der Flucht ihr Heil. Petrovič's greiser Vater weigerte sich entschieden, nach Oesterreich überzusetzen und hielt sich an einem Baumstamm fest. Sein wegen seines wilden Naturells bärächtiger und gefürchterter Sohn geriet darob in Wuth und durchbohrte mit dem Yatagan das Herz seines Erzeugers. Seine Mutter soll, als sie die Unthat erfuhr, ausgerufen haben: „Peter, du sollst verflucht sein auf dieser Welt und im Jenseits!“ Seit derselben Zeit hiess Georg Petrovič Kara-Gjeorgje d. h. der verfluchte Georg.

**) Heerführer (slav.).

thun und ordnete gleichzeitig an, dass dieser Familienname auch von den Nachkommen unverändert fortzuführen sei. Milosch ehrte das Andenken seines Wohlthäters und Stiefbruders noch in anderer Weise. Als er später Serbien in seine Gewalt bekam, liess er den Sitz der Behörden des Rudniker Kreises nach der Ortschaft Despotovica unweit Brusnica, die wegen ihrer ungünstigen Lage dazu nicht geeignet war, verlegen, erhob das Dorf zur Stadt und gab ihr den Namen Milanovac, d. h. Milansstadt. Hier liess er auch eine schöne Kirche auf eigene Kosten erbauen.

Nach siebenjährigem Kampfe hatten die Serben, von Russland moralisch und materiell unterstützt, ihr Ziel erreicht. Das achtzehn Kreise umfassende Land war von den Türken gesäubert und selbst die Festungen waren im Besitze der Christen. Letztere mussten wohl an die Türkei den jährlichen Tribut bezahlen, waren aber sonst Herren in ihrem Lande. Man sollte glauben, dass man die mit Gut und Blut erkaufte Freiheit weise ausnützen und das Land in jeder Beziehung zu kräftigen bestrebt sein werde. Doch nein! Kaum war der Erbfeind der Christenheit hinter die Landesgrenzen zurückgedrängt, als auf dem heimathlichen Herd die Uneinigkeit und der Bruderzwist zu heller Flamme aufloderten. Jeder wollte befehlen, Niemand mochte gehorchen. Kara-Gjeorgje wollte von den Anordnungen des Senates nichts wissen, dieser dagegen trat mit jedem Tage anmassender auf und, um dem Werke die Krone aufzusetzen, fielen sich noch die vojevoden, Unteranführer, und die nicht minder herrschiüchtigen Kreis- und Ortsältesten gegenseitig in die Haare.

Dieser Zustand gab der Pforte die sehnlichst erwartete Veranlassung zum Einschreiten. Sie konnte dies gleich thun, blieb aber eine geraume Zeit müssige Zuschauerin des brudermörderischen Dramas und wartete die Zeit ab, in welcher Serbien durch innere Zerklüftung derart geschwächt wurde, dass an eine wirksame Gegenwehr nicht mehr gedacht werden konnte. Im Jahre 1813 war der Apfel reif und die Türkei säumte nicht, denselben von dem Baume zu pflücken. Vier feindliche Heersäulen setzten sich von Bosnien, Novi-Bazar, Alt-Serbien und Donau-Bulgarien gegen Serbien in Bewegung. An einen Widerstand war nicht zu denken. Wer sich nicht flüchten konnte, wurde niedergemacht oder in die Gefangenschaft abgeführt. In der Flucht gingen die Heerführer den Vaterlandsvertheidigern mit gutem Beispiele voran; alle suchten in der Flucht ihr Heil, nur Milosch Obrenović blieb im Lande. So hatten die Serben alles, was sie in einem Zeitraum von sieben Jahren mit unendlichen Opfern an Gut und Blut errungen hatten, in wenigen Tagen verloren und waren wieder das geworden, was sie durch mehr als vier Jahrhunderte waren — türkische rajah. Das neuerdings geknechtete serbische Volk schrieb diese Niederlage einzig und allein auf das Kerbholz der Uneinigkeit und Herschsucht seiner Anführer und fluchte ihnen, wohl nicht mit Unrecht, aus dem Grunde seiner Seele.

Milosch Obrenović kam nach der Niederlage bei Ravanj nach Schabaz, von wo er als Bauer verkleidet den Heimweg antrat. Unterdessen richteten sich die Türken in den meist ohne Schwertstreich eingenommenen Ufer-Festungen Schabaz, Belgrad und Semendria wieder heimisch ein. Auch die unter Kara-Gjeorgje aus Serbien vertriebenen mohammedanischen Grundbesitzer, ferner Kauf- und Gewerbsleute u. dgl. kamen nach und nach zurück und nahmen ihre Thätigkeit wieder auf. Der vezir von Belgrad

sandte in jeden Kreis einen musselim — kaiserlichen Commissär —, welcher gleichzeitig auch der Richter des betreffenden Kreises war. Den Christen blieb somit nichts anderes übrig, als zu zahlen, die türkischen Garnisonen, sowie etwa durchziehende Truppen des Padischah zu verpflegen und sonst in allem zu gehorchen. —

Milosch Obrenovič gelangte unbehelligt nach Brusnica. Seine erste Sorge ging dahin, seine Familie in Sicherheit zu bringen, deshalb schickte er sein Weib und die Kinder in das in der Waldeinsamkeit gelegene Kloster Nikolja, dessen Vorstand, hadji-Athanasius, sein persönlicher Freund war. Als er die Seinigen in Sicherheit wusste, ergab er sich mit seinem Schreiber Demeter dem in jenem Kreise behufs Pacificatinn mit 2000 Mann anwesenden Ali-aga Serčesma auf Treu und Glauben und streckte vor ihm die Waffen. Dieser war über den unerwarteten Fang derart erfreut, dass er ihm nicht nur die Freiheit schenkte, sondern ihn auch auf der Stelle zum obor-knez*) ernannte. Als solcher hatte er die Aufgabe, für die türkische Regierung die Abgaben einzutreiben, für den Militärproviant zu sorgen, sowie auch alle anderen behördlichen Anordnungen in Ausführung zu bringen. Diese Anstellung war ihm um so erwünschter, da er auf diese Weise mit seinen Glaubensgenossen in steter Fühlung blieb und ohne Verdacht zu erregen, mit denselben verkehren konnte.

Anfangs behandelten die Türken die christliche rajah gegen alles Erwarten glimpflich. Solches Vorgehen lag in erster Linie in ihrem eigenen Interesse, denn wenn die rajah abermals die Ackerschollen verliess und in den Bergen Schutz suchte, so blieb für den Betrieb der Landwirthschaft und für die Abnahme der von den Türken erzeugten oder zum Verkauf feilgehaltenen Waaren Niemand zurück. Die Türken hatten für die schlechte Behandlung der Christen auch keinen Grund, weil sich den behördlichen Anordnungen Jedermann willenlos fügte.

Der Grund zu einem verhängnissvollen Umschwung machte sich leider in kurzer Zeit bemerkbar. In den Bergen hausten zahlreiche grössere oder kleinere Banditenbanden, die, den Toleranzversicherungen der Türken misstrauend, das Waldleben der steten Lebensgefahr in der Ebene vorzogen und die Niederlage ihrer Glaubensbrüder aus gedeckten Stellungen und Hinterhalten mit Messer und Blei an den Türken rächten. Anfangs gelang es Milosch und anderen Kreisältesten, den Türken einzureden, dass derartige Ueberfälle mit dem Gedanken neuer Auflehnungsversuche nichts gemein haben und von den Christen ebenso entschieden verurtheilt werden, als von den Türken. Als aber im Herbst des Jahres 1814 ein gewisser hadji-Prodan im Trnaver Bezirke ein regelrechtes Aufständchen organisirte, brach über die Christen, die kaum wieder aufgeathmet hatten, ein neuer Sturm los. Auf Befehl des vezir Ali Skopljak - Pascha — sogenannt von seinem Geburtsorte Skoplje im sandjak Kossowo (Amselfeld) — ergossen sich 12 000 Mann über das noch nach Menschenblut riechende Land, angeblich um nach versteckt gehaltenen Waffen und Munitionsvorräthen zu fahnden und durch die Wegnahme derselben den Christen die Möglichkeit eines neuen Aufstandes zu bemeihen, hauptsächlich aber, um an den Christen ihr Müthchen zu kühlen. Die Leiden, welche die Christen von diesen Un-

*) Kreisältesten.

menschen zu erdulden hatten, sind unbeschreiblich. Viele wurden lebendig gebraten, andere auf die grausamste Art und Weise gemartert und gefoltert, um sie über den Ort der Waffen- und Munitionsdepots zum Geständniss zu bringen. In Folge dessen trat ein, was nothwendiger Weise eintreten musste. In wenigen Tagen standen die meisten Christendörfer in der Ebene leer und verödet da. Der materielle Schaden traf in erster Linie die mohammedanischen Grundherren und Gewerbsleute, aber auch die Besetzungen in den Festungen litten darunter recht empfindlich. Wenn keine rajah da ist, wer soll dann das Militär mit Proviant versehen? Dazu kam noch der Winter, der die Türken von den Verfolgungen der Christen zurückhielt. Hier muss ich noch einen andern Umstand erwähnen, der schwer in die Waagschale fällt. Skopljak-Pascha liess auf die angesehensten Männer im Lande Jagd machen. Wer von diesen in die Gewalt der Türken fiel, wurde in Ketten geschlagen und angeblich für das friedliche Verhalten der Landbevölkerung nach Belgrad als Geissel abgeführt. Auf diese Weise wollte der türkische Machthaber dem Volke seine Anführer entreissen und ihm dadurch den Stachel des Hasses der Wiedervergeltungsgelüste bemechnen. Diese bedauernswerthen Opfer ihrer Vaterlandsliebe waren ausnahmslos und unrettbar verloren. Am 24. December 1814 liess sie der unmenschliche Pascha vor der Festung aufmarschieren und die Mehrzahl derselben in Stücke zerhauen, deren Köpfe aber aufspiessen und die Festungsmauern mit denselben schmücken. Dem Klostervorstande Paissius und sechsunddreissig Genossen wurde ein noch schrecklicherer Tod beschieden als den übrigen. Diese Letzteren wurden auf kurze Pfähle lebendig aufgespiesst und mussten tagelang unter unsäglichen Schmerzen mit dem Tode kämpfen, während sich an den unteren Extremitäten derselben die Hunde gütlich thaten.

Der Pascha trachtete auch seinem Adoptivsohn Milosch — der Türke hatte den jungen Volksführer aus materiellen Beweggründen adoptirt — nach dem Leben, deshalb hütete sich letzterer, in die Nähe seines Adoptivvaters zu kommen. Er fühlte sich auch in Brusnica nicht mehr sicher und übersiedelte nach Črnuča im Rudnikgebirge. Es gelang ihm auch nach Semlin*) überzusetzen, wo sich seit der Wiederunterwerfung Serbiens mehrere Heerführer und Waffengefährten Milosch's aufhielten. Hier wurde der neue Insurrectionsplan entworfen und durchberathen. Heimgekehrt liess er die angesehensten Gesinnungsgenossen des Landes zusammenkommen und theilte denselben den in Semlin gefassten Entschluss mit. Der Plan wurde mit Einstimmigkeit gutgeheissen, worauf zur Vorbereitung des Aufstandes geschritten wurde. Vor Allem war für die Anschaffung von Waffen und Munition Geld nothwendig, deshalb sandte Milosch die erprobtesten Männer in das Land, um Beiträge zu sammeln. Die ihm für diesen Zweck zur Verfügung gestellten Ochsen liess er durch seinen Bruder Jewrem nach Ostružnica an der Sawe bringen, um sie von dort nach Semlin zu überführen und zu verkaufen. Skopljak - Pascha hievon in Kenntniss gesetzt, liess die Rindviehherde confisciren, den Verkäufer aber in Ketten schlagen und in einen in der unteren Festung am Donauufer gelegenen Thurm**) werfen. —

*) Donaustadt in der Militärgrenze, gerade Belgrad gegenüber.

**) Dieser Thurm heisst noch heute Jewremova kula, d. h. Jewrems-Veste.

Am Palmsonntage wird in Takowa, einem unansehnlichen Dorfe des Rudniker Kreises, das Kirchfest gefeiert. Dorthin liess Milosch im Jahre 1815 seine Getreuen kommen, um sich über die zu beginnende Action endgültig zu entscheiden. Hier wurde Milosch Obrenović von der von allen Seiten herbeigeströmten Volksmenge einstimmig zum Oberanführer gewählt und nahm die Wahl auch an. Zu Hause angekommen pflanzte er, um den Sammelpunkt zu bezeichnen, die Landestricolore auf und erklärte auf diese Weise der Türkei den Krieg.

Die Brandfackel des Aufstandes loderte, obwohl sich das Gros der Freiheitskämpfer um die Fahne des neuwählten Oberfeldherrn sammelte, an mehreren anderen Orten zu gleicher Zeit auf. Dadurch erreichten die Christen nicht unbedeutende Vortheile, weil sie die Türken zur Zersplitterung ihrer Streitkräfte nöthigten. Die Christen des Belgrader Kreises machten mit den Mohammedanern gemeinsame Sache.

Als Suleiman-Skopljak-Pascha von dem Aufstande in Kenntniss gesetzt wurde, entsandte er seinen Untercommandanten Gjaja-Pascha mit 12 000 Mann in den Rudniker Kreis, welcher in wenigen Tagen in eine Wüste umgewandelt wurde. Die Aufständischen, etwa 3000 an der Zahl, konnten sich mit dem vierfach überlegenen, gut bewaffneten Feinde in einen offenen Kampf nicht einlassen, deshalb zogen sie sich gegen Čačak zurück und verschanzten sich auf den Höhen des Ljubičberges. Am folgenden Morgen griff der türkische General die Christen an, der Angriff wurde aber abgewiesen. Mehrere feindliche Abtheilungen, die durch die Seitenthäler behufs Plünderung vorzudringen versuchten, wurden ebenfalls zurückgeworfen. Diese günstigen Erfolge der Christen veranlassten den türkischen General zu der Annahme, dass die Streitkräfte der Aufständischen bedeutend höher seien als sie in Wirklichkeit waren. Aus diesem Grunde stellte Gjaja-Pascha die Feindseligkeiten ein, zog seine Streitkräfte in Čačak zusammen und wartete auf Verstärkung.

Diese Gelegenheit benützte Milosch Obrenović einerseits, um den Aufstand noch mehr anzufachen, andererseits aber zur Anschaffung von Waffen und Munition. Er übertrug das Commando seinem Bruder Jowan und noch zwei anderen Unteranführern, er selbst aber reiste gegen die österreichische Grenze ab. Als er an die Save kam, hatten die Aufständischen unter Paul Cukić und Kapitän Jovica Miljutinović bereits die Stadt Palež erobert und in derselben ausser bedeutendem Proviant, ferner Waffen- und Munitionsvorräthen auch eine kleine Konone erbeutet. Das Freicorps des Paul Cukić bestand zum grossen Theile aus Militärgrenzern, die ihren Glaubens- und Stammesbrüdern zu Hilfe geeilt waren. Eine zweite Kanone, die noch von dem ersten Aufstande in der Nähe von Palež in einer Waldgrotte versteckt war, wurde ebenfalls hervorgeholt, also verfügten die Christen bereits über zwei kleinkalibrige Geschütze. Wenige Tage darauf fiel auch die Kreisstadt Valjevo in die Hände der Serben.

Die Christen waren auch anderorts von Glück begünstigt. Im Herzen von Serbien eroberten die Aufständischen zuerst die Kreisstadt Jagodina. Wenige Tage später verliessen die Türken die strategisch wichtige Stadt Kragujevac; auch der an das Territorium von Belgrad grenzende Bezirk Gročka riss sich von der türkischen Botmässigkeit los.

Nach ungefähr einem Monat kehrte Milosch mit bedeutenden Waffen- und Munitionsvorräthen und ungefähr eintausend Mann in das Hauptquartier am Ljubič zurück. Noch an demselben Tage wurden die Türken von den Christen mit einigen Kanonenschüssen begrüßt. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Die von Gjaja-Pascha erwartete Verstärkung kam nicht, was bei absolutem Mangel an Communicationsmitteln der damaligen Zeit nicht befremden durfte, also musste er mit den vorhandenen Streitkräften die Schlacht wagen. Diesmal wandte das Glück den Aufständischen den Rücken. Die Christen wurden geschlagen, aus den Verschanzungen geworfen und nach allen Richtungen versprengt. In der obern Schanze blieb nur der vójvoda Rajić, der die beiden Geschütze bediente und sich von denselben nicht trennen wollte, zurück, bis er von den feindlichen Kugeln niedergestreckt den Helden tod starb. Auch Milosch Obrenovič wurde, ehe er sich versah, von seinen Getreuen verlassen und suchte in dem Walde sein Heil.

Die Sache der Christen war abermals verloren. Am folgenden Morgen trat aber ein Umstand ein, der dem Laufe der Ereignisse eine andere, für die Christen günstige Richtung gab. Unter dem Schutze der Nacht waren einige Christen in die untere Schanze zurückgekehrt. Um unnützes Blutvergiessen zu vermeiden, ritt Gjaja-Pascha an das rechte Moravaufer und rief den Insurgenten zu: „Ergebet euch, rajah! Was soll das unsinnige Blutvergiessen? Ergebet euch und ich versichere euch auf mein Wort, dass Niemandem auch nur ein Haar gekrümmmt wird.“ Ein gewisser Wasa Tomič erkannte in dem Parlamentär den Pascha, verliess mit noch zwei anderen Kampfgenossen die Schanze und stieg zum linken Moravaufer hinab, um sich besser verständlich zu machen.

„Wir wollen uns ergeben, Gospodar,“ erwiderte Tomič auf die Aufrichterung, „aber nur Dir. Komm herüber, wir sind bereit, die Waffen zu strecken.“

Gjaja-Pascha ging auf die Einladung ein und sprengte in den Fluss. Als er die Mitte des Wasserbettes erreichte, zielte Tomič auf ihn. Der Schuss fiel und der General verschwand in den Wellen, sein Pferd aber kehrte um und schwamm in das türkische Lager zurück. Der Tod des Generals versetze die Besieger in die höchste Bestürzung. Das Herr lösste sich in wilder Flucht auf und suchte in den umliegenden Wäldern Schutz und Rettung. Nun erst krochen die Christen aus ihren Verstecken hervor und setzten den fliehenden Türken nach, von denen die Mehrzahl theils unter den Hieben der Yatagane der Christen, theils in den Schläuden und Abgründen den Tod fanden. Die Christen siegten durch Verrath.

Diese unerwartete günstige Wendung der Christensache rief im Lande unendlichen Jubel hervor. Nun griffen selbst die Verzagtesten zu den Waffen. Den nächsten Angriffspunkt bildete die Kreisstadt Požarevac, wo die Türken bedeutende Streitkräfte zusammengezogen hatten und das Christenheer in verschanzten Stellungen erwarteten. Auch hier kämpften die Aufständischen gleich anfangs entschieden zu ihrem Nachtheil. Dass die Christen vor einer gänzlichen Niederlage verschont blieben, hatten sie nur dem persönlichem Muth ihres Oberanführers und seiner Gemahlin zu verdanken. Schliesslich kam es zu einem Uebereinkommen, auf Grund dessen

die Türken in voller Kriegsrüstung Požarevac verlassen und nach Čuprija abmarschieren durften.

Von Požarevac eilte Milosch an die Drina, wo Ali-Pascha auf Befehl Ruschid-Paschas, der zu derselben Zeit vezir von Bosnien war, in der fruchtbaren Mačva eingefallen war. Bei der Ortschaft Dublje, wo sich der Feind verschanzt hatte, kam es zwischen den aus Oesterreich stammenden Freiwilligencorps und den Türken zu einem blutigen Zusammenstoss, wobei die Türken den kürzeren zogen und zum grossen Theile niedergemacht wurden. Auch Ali-Pascha wurde gefangen, von Milosch bewirthet und beschenkt, dann aber wieder freigelassen und an die bosnische Grenze geleitet. Hiemit endete das Blutvergiessen zwischen den Türken und Christen. Die Serben mussten sich behufs Anerkennung ihrer neuen Stellung und Gewinnung allfälliger weiterer Vortheile auf den Weg der Diplomatie verlegen. Das von den Türken gesäuberte Territorium war zwar nur ein Drittel kleiner als nach der ersten Insurrection, aber die zwölf wiedereroberten Kreise waren immerhin gross genug, um für weitere Eroberungen als Grundlage zu dienen.

Während Milosch in der Mačva kämpfte, erschien Maraschli Ali-Pascha mit 40 000 Mann vor Čuprija und liess sich mit den Christen in Unterhandlungen ein. Letztere zogen dieselben bis zur Ankunft ihres Oberkommandanten absichtlich in die Länge. Zwischen Milosch Obrenovič und dem türkischen General wurde schliesslich der Waffenstillstand abgeschlossen, welcher nachstehende Punkte enthielt: Maraschli-Pascha zieht mit 8000 Mann nach Belgrad und schlägt am Wratschar*) sein Lager auf, der Rest seiner Armee aber bleibt bis auf weiteres in Čuprija zurück; die nach Belgrad entsandte Truppe wird von den Christen erhalten; die Christen wenden sich durch eine Deputation an den Sultan, um von demselben Verzeihung zu erlangen; Maraschli hat dafür Sorge zu tragen, dass die Türken von Bosnien aus in Serbien keine Einfälle machen; das christliche Heer bleibt bis zur Rückkehr der nach Constantinopel zu entsendenden Deputation in ihren Positionen.

Nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes zog Maraschli-Pascha gegen Belgrad, die Deputation machte sich nach Constantinopel auf den Weg, Milosch aber machte durch das von den Christen eroberte Gebiet eine Rundreise, um seine Stammgenossen zur Niederlegung der Waffen zu veranlassen und sie wieder auf den Weg der Arbeit und des redlichen Erwerbes zurückzuführen. Zu Beginn des Winters wurde der Friede geschlossen, laut welchem sich die Christen verpflichteten, die Staats- und andere Abgaben ohne Intervention der Türken einzubringen und dem vezir von Belgrad zur Verfügung zu stellen. Auf dem flachen Lande konnte ein Christ ohne Anwesenheit eines christlichen 'Beirathes von dem musselin**) auch nicht zu der geringsten Strafe verurtheilt werden. Für grössere Verbrechen wurde ein aus zwölf Kreisältesten — aus jedem Kreise einer — das sogenannte Obergericht gebildet und an dessen Spitze der vojvoda Peter Nikolajević, auch Maler genannt, gestellt. Auf Verlangen der Christen musste Skopljak-Pascha alsgleich Serbien verlassen.

*) Eine Vorstadt von Belgrad.

**) Richter (türk.).

Durch diesen Frieden hatten die Christen zwar nicht viel gewonnen, aber der Anfang war immerhin gemacht. Milosch Obrenović hatte als oberster Volksältester einen sehr schweren Stand. Viele seiner Stammgenossen waren mit der neuen Lage nicht zufrieden, andere wollten sogar den Kampf fortsetzen. Aber selbst die Anführer wollten sich seinen Anordnungen nicht fügen, weil ein jeder ihm gleichgestellt sein wollte. Der erste der ihm den Gehorsam verweigerte, war der Gerichtspräsident, Peter Maler. Dies geschah im Jahre 1816. Milosch wollte in Folge dessen zurücktreten. Um ihn zu besänftigen, wurde Maler unter dem Vorsitze des Metropoliten Melentije Nikšić einstimmig zum Tode verurtheilt und dem Pascha ausgeliefert. Die Christen durften ihre Glaubensgenossen wohl zum Tode verurtheilen, allein das Recht des Vollzuges der Todesstrafe stand ausschliesslich dem Pascha zu. Kaum ein Jahr später wurde der Metropolit Melentije auf demselben Wege in's Jenseits befördert. Ihm folgte Kara-Gjeorgje, der aus dem Bruderzwiste einen Vortheil ziehen wollte, um im Trüben zu fischen und die Macht wieder an sich zu reissen. Kaum gelandet wurde er verhaftet und einstimmig zum Tode verurtheilt. Der Pascha liess ihn erdrosseln, von seinem Kopfe die Haut abziehen, mit Baumwolle anfüllen und dem Sultan als ein werthvolles Geschenk überbringen.

Die Uneinigkeit unter den Grossen benützten auch die Türken, um ihre an die Christen verlorenen Rechte wieder zurückzugewinnen. Gleichzeitig liess aber auch Milosch, der die Stadt Kragujevac zu seiner Residenz gewählt hatte, alle Gegenminen sprengen und machte sich von Tag zu Tag von den Türken unabhängiger. Im Jahre 1817 berief er die erste Nationalversammlung nach Kragujevac ein und liess sich von derselben zum Fürsten von Serbien mit dem Nachfolgerecht proklamiren. Hievon wurde der Sultan durch eine besondere Deputation in Kenntniss gesetzt, fand es aber nicht der Mühe werth, auf die Motification eine Antwort zu geben; er legte derselben keinen Werth bei.

Im Jahre 1820 entsandte Milosch abermals eine Deputation an den Sultan mit der Bitte um Bestätigung der Friedensbedingungen und Gutheissung der von der Nationalversammlung gefassten Beschlüsse. In Folge der Bemühungen des russischen Botschafters stellte der Padischah den Serben einen ferman aus, der die Rechte und die Pflichten der Christen enthielt. Die Staatsabgaben wurden auf Grund der Durchschnittsziffern der letzten fünf Jahre für die Zukunft unverrückbar festgestellt und in Geld entrichtet; die musselims wurden abgeschafft und schliesslich Milosch Obrenović als Statthalter über die Christen anerkannt und bestätigt.

Die Regierung am Goldenen Horn hatte dem Helden von Rudnik den kleinen Finger entgegengestreckt, er war damit aber nicht zufrieden, sondern griff nach der ganzen Hand. Er schaffte das sogenannte Directorium, eine sehr weit entfernte Art Ministerrath und regirte unbekümmert um den vezir unabhängig weiter. Gegen das Ende des obgedachten Jahres liess er wieder die Nationalversammlung in Kragujevac zusammenkommen, welche an die Pforte nachstehende Forderungen stellte: Jene sechs Kreise, welche unter Kara-Gjeorgje zu Serbien gehörten, sind dem Fürstenthume wieder einzuverleiben; vollständige innere Autonomie, Unstatthaftigkeit allfälliger neuer mohammedanischer Niederlassungen, weder gruppen- noch

familienweise in Serbien und die Anerkennung der Erbfolge in der Fürstenwürde in der Familie Obrenović.

Diesmal war die Pforte sofort mit der Antwort bereit. Sie liess nämlich die Deputationsmitglieder in den Kerker werfen. Alle Reclamationen des christlichen Statthalters von Serbien blieben unbeantwortet. Zur Abwechslung machten die Christen gegen ihre eigenen Brüder wiederholt Aufstandsversuche. Der Impuls hiezu ging ohne Zweifel von Maraschli-Pascha selbst aus, da er mit der neuen von ihm selbst geschaffenen Lage nicht zufrieden war. Im Jahre 1824 starb der vezir, an seine Stelle aber kam Abdul-Rhamam-Pascha, der bis dahin Festungscommandant von Ada-Kaleh war.

Im Jahre 1825 starb der Kaiser von Russland, Alexander I.; ihm folgte Nicolaus I. Dieser verlangte von der Pforte die sofortige Ausführung aller Punkte des Bucarester Friedens. In dem folgenden Jahre kam es zwischen den beiden Mächten in Akerman zu einem die Rechte der Serben regelnden Einverständnisse, allein es blieb auch diesmal beim Versprechen. Im Jahre 1829 überzog Russland die Türkei abermals mit dem Kriege. Beim Friedensschlusse zu Adrianopel war abermals Serbiens gedacht. Die Pforte musste sich verpflichten, alle in der zu Bucarest ausgestellten Friedensurkunde angeführten, das Fürstenthum Serbien betreffenden Punkte binnen Monatsfrist in Ausführung zu bringen. Diesmal hielt der Sultan sein Wort.

Ein Jahr später (1830) unterfertigte der Padischah die hatischerif genannte Staatsurkunde, welche alle jene Rechte enthielt, welche die Christen seit fünfzehn Jahren von der Türkei gefordert hatten. Milosch Obrenović war nun anerkannter Vasallfürst des Sultans mit dem Rechte der Erbfolge. Er hatte sich schon früher um die Pforte sehr wenig bekümmert, nach Erhalt des hatischerif aber stellte er sich gänzlich auf eigene Füsse. Er liess die Nationalversammlung zusammenreten und sowohl dem Sultan, als auch dem Kaiser von Russland den Dank des serbischen Volkes votiren. Der Wirkungskreis der serbischen Gesandtenversammlung war sehr eng begrenzt. Die Deputirten hatten nichts anderes zu thun, als die denselben vorgelegten Anträge zu genehmigen; eine Discussion derselben war nicht zulässig.

Fürst Milosch war sich seiner Pflicht vollkommen bewusst und ging sofort an's Werk. Um in seinem Lande Ruhe und Ordnung herzustellen, erliess er draconische Verordnungen. Vor Allem rückte er dem Diebstahl, der in Serbien in der schönsten Blüthe stand, an den Leib. Die geringste widerrechtliche Aneignung fremden Eigenthumes wurde mit dem Tode bestraft. Nicht einmal auf der Strasse liegende fremde Gegenstände durften angerührt werden. Auch das Kartenspiel wurde mit schweren Strafen geahndet. Er legte auch den Keim zu der stehenden Armee, indem er zweihundert Söhne aus den angesehensten Familien in den Soldatenrock stecken liess und sie russischen Offizieren zur Ausbildung übergab. An die Spitze seiner Armee stellte er eine Musikkapelle, welche von dem Kapellmeister Possinger geleitet wurde. Die Serben glaubten, dass Possinger gleichbedeutend mit Kapellmeister sei, deshalb heisst der Musikdirigent in ihrer Sprache noch heute Possinger.

Milosch Obrenović errichtete auch Schulen und liess aus der österreichischen Militärgrenze Lehrer nach Serbien kommen. Auch die in den

verschiedenen Aemtern nothwendigen Schreibkräfte wurden ausschliesslich aus dem Auslande verschrieben. Ein Ministerium hatte Milosch nicht; er selbst war Fürst, Minister, Diplomat, Polizeipräsident, Oberrichter, mit einem Worte Alles. Es gab auch keine Staatskassen; alle Einnahmen des Fürstenthumes flossen in seine Privatkasse ein, aus welcher sämmtliche Staatsausgaben bestritten wurden. Den grössten Gewinn trug das Salzmonopol ein. Er blieb auch nach seiner Bestätigung als Fürst von Serbien in Kragujevac und siedelte erst im Jahre 1836 nach Belgrad über.

Im Vorzimmer der Hofkanzlei standen zwei lange Bänke, auf welchen die Strafe a posteriori applicirt wurden. Als Vollstrecker fungirten seine Gardisten, die stärksten Männer des Fürstenthumes. Eigenthümlich war der Galgen, auf welchem ungezählte Verbrecher, aber vielleicht noch mehr Opfer des wildaufbrausenden Temperamentes des Fürsten Milosch ihren Geist aushauchten. In seinem Hofe stand ein mächtiger Birnbaum. Unter demselben richtete und urtheilte Fürst Milosch. Das Todesurtheil bestand aus dem einzigen Worte: hinauf! d. h. aufhängen. Kaum war das Wort ausgesprochen, so baumelte der Schuldige schon, häufig auch der Nichtschuldige. Um mit jenem Birnbaum in nähere Berühring zu kommen, genügte oft — je nach der Laune des Fürsten — ein unbedeutendes Vergehen.

Milosch Obrenović war für das Wohl seines Vaterlandes sehr ein- genommen und that sein Mögliches, um dasselbe materiell und geistig zu heben, aber auch er war nicht ohne Fehler und Mängel. Vor allem fehlte ihm jene geistige Grundlage, die selbst bei weit geringeren Unternehmungen und Ausführungen nothwendig ist. Er hatte die besten Absichten, bediente sich aber zur Erreichung seines Ziels unrechter Mittel. Das Meiste verdarb aber seine Willkür und seine ungezügelte aufbrausende Natur. Ein zweiter Fehler war das unbegrenzte Vertrauen, welches Milosch in einige seiner Diener setzte. Dieses Vertrauen wurde zum Nachtheile des Landes in unverantwortlicher Weise missbraucht und rief unter dem Volke Missstimmung und Unzufriedenheit hervor. Ganz eigenartig war die Entlassung der Beamten aus Staatsdiensten. Machte sich Jemand eines Vergehens schuldig oder stand er dem Fürsten nicht zu Gesichte, so wurde er ganz einfach auf unbestimmten Urlaub geschickt. Der gegen seinen Willen Beurlaubte bezog kein Gehalt mehr, die Einberufung kam auch nicht; mit anderen Worten, er wurde entlassen.

Fürst Milosch war auch ein eifriger Verfechter der Moral, glaubte aber für seine Person weitgehende Ausnahmen eintreten lassen zu dürfen. Wie in Allem, so konnte Milosch auch in dieser Beziehung mit vollstem Rechte von sich selbst sagen: *L'etat c'est moi!*

Ein solches Vorgehen rief, wie bereits erwähnt, im Lande Unzufriedenheit hervor und drängte die Nothwendigkeit feststehender und geschriebener Gesetze immer mehr in den Vordergrund. Milosch selbst fand dieses Verlangen gerechtfertigt, konnte sich dazu jedoch nicht verstehen, da die geschriebenen Gesetze nothwendigerweise seiner Willkür den Zaum anlegen mussten. Die Zahl der Unzufriedenen, mit dem vojvoda Vučić an der Spitze, wuchs von Tag zu Tag. Die Opposition wurde sowohl von Russland als auch von der Türkei kräftig unterstützt. Diese beiden Staaten hatten sich in Milosch empfindlich getäuscht, denn beide glaubten in demselben ein willenloses Werkzeug zur Ausführung ihrer Pläne zu

finden, während sich Milosch, als er sein Ziel erreichte, weder um den Czar an der Newa, noch um den Sultan am goldenen Horn kümmerte. Auch der mächtige österreichische Staatslenker Metternich gab sich alle Mühe, den Fürsten auf seine Seite zu bekommen, konnte sich aber keines nennenswerthen Erfolges rühmen. Bezeichnend ist die Aussage, welche Milosch eines Tages diesbezüglich in dem grossen Rathe machte. „Metternich belügt mich, ich belüge den Metternich und wir sind quitt“, sagte er.

Um dem Volke zu seinem Rechte zu verhelfen, wurden mehrere gegen den Fürsten gerichtete Aufstände organisirt, die jedoch im Sande verliefen, bis im Jahre 1834 ein aufgeweckter Bauer von Katun, namens Miletä, 2000 Unzufriedene um sich sammelte und dann gegen Kragujewac aufbrach, um den Fürsten zur Decretirung geschriebener Gesetze zu zwingen. Milosch fügte sich und leistete in der Kirche den Eid auf das Evangelium, dass er sogleich zur Verfassung feststehender Gesetze schreiten werde, worauf die Bauern wieder abzogen und sich zerstreuten. Er liess wirklich einen österreichischen Rechtsgelehrten, namens Demeter Davidovič, kommen und betraute denselben mit der Zusammenstellung einer Verfassung, die den übrigen Gesetzen als Grundlage dienen sollte. Davidovič entledigte sich seiner Aufgabe, die Verfassung wurde am Mariä-Lichtmessstage 1835 von der Nationalversammlung bestätigt und sollte am Georgitage (5. Mai) desselben Jahres in Kraft treten, allein mit dem Inhalte derselben war weder Russland, als Schutzmacht, noch die Türkei einverstanden. Beide erhoben gegen das Inkrafttreten derselben Protest und es blieb wieder beim Alten. In demselben Jahre folgte Milosch einer seitens des Sultans Mahmut an ihn ergangenen Einladung und machte die Reise nach Constantinopel, wo er mit allen einem Fürsten gebührenden Ehren empfangen wurde. Vor seiner Abreise schenkte ihm der Grossherr sechs grün angestrichene Kanonen nebst Bespannung.

Nach Kragujevac zurückgekehrt erfuhr er, dass während seiner Abwesenheit, besonders in den höheren Gesellschaftskreisen, um hohe Beträge gespielt wurde. Manche Ehemänner hatten sogar den Schmuck ihrer Gattinnen im Spiele verloren. Milosch liess sowohl die Gewinner, als auch die Verlierer in seine Burg kommen, nahm den ersten ihre Gewinne ab und stellte solche den Verlierern zurück, dann aber mussten alle auf die Prügelbank und erhielten, ohne Unterschied des Ranges und des Standes, je nach der Höhe des Gewinnes oder Verlustes, 25 bis 70 Heisse aufgezählt und zwar auf diese Weise: Zuerst wurden die Verlierer von den Gewinnern, dann aber letztere von den ersten am Sitztheile bearbeitet. Eine solche Procedur dürfte auch ausserhalb Serbiens nicht schaden.

Im folgenden Jahre übersiedelte Milosch mit allen seinen Behörden von Kragujevac nach Belgrad und begann sofort mit der Aufführung von für die verschiedenen Aemter nothwendigen Gebäuden. Diese Bauten fallen durch ihre solide Construction besonders auf. Kein Wunder auch, denn der Fürst liess, sobald der Grundstein zu einem Gebäude gelegt wurde, in der Nähe desselben einen Galgen errichten, der für den Bauunternehmer hadji-Zirkovič bestimmt war, wenn er sich nicht streng an den Vertrag gehalten hätte.

Unterdessen wuchs die Unzufriedenheit unter dem Volke von Tag zu Tag. Um der ihm drohenden Gefahr auszuweichen, berief Milosch zwei

andere Oesterreicher, und zwar den Rechtgelehrten Johann Hadjič und den Major Lazarevič und übertrug ihnen die Verfassung des Landesstatutes. Die Sache zog sich, jedenfalls auf Veranlassung des Fürsten selbst, durch volle zwei Jahre in die Länge. Schliesslich rafften sich die beiden Schutzmächte zu einem entscheidenden Schritte auf und verlangten die sofortige Absendung von drei Vertrauensmännern nach Constantinopel, mit deren Hilfe die serbische Verfassung zusammengestellt werden sollte. Das Statut wurde aus leichtbegreiflichen Gründen im Sinne der Gegner des Fürsten verfasst und seiner Herrschergewalt sehr enge Grenzen gezogen. Milosch musste sich in das Unvermeidliche fügen und berief am 24. Dezember die Nationalversammlung ein, welche dem von zwei despotischen Mächten verfassene Statut die Sanction ertheilte. Nun hatten die Gegner des Fürsten unter der Führung seiner besten Freunde von einst, Vučić und Petronijević, leichte Arbeit und liessen kein Mittel unversucht, um dem Landesherrn je früher, je besser, den Boden unter seinen Füssen wanken zu machen. —

So standen die Dinge, als ich zum serbischen Hofkanzleibeamten ernannt wurde. Milosch fand die Fesseln, die ihm die Verfassung anlegte, unerträglich und goss die daraus entspringende Galle meistentheils über seine nächste Umgebung aus. Wir alle hatten darunter viel zu leiden und selbst sein zweitgeborener Sohn Michael — der ältere von Beiden, Namens Milan, litt schon seit geraumer Zeit an Schwindsucht und konnte sein Zimmer nicht verlassen —, der damals sechzehn Jahre zählte und dem Vater mit Rath und That zur Seite stand, musste nicht selten in unserer Gegenwart kaum glaubliche Insulte über sich ergehen lassen. Fürst Milosch glich einem in der freien Natur aufgewachsenen, dann aber gefangenen und in einem engen Käfig gefangen gehaltenen Löwen, der obwohl seiner Ohnmacht sich bewusst, seine Natur nicht änderte, sondern mit grollendem Sinn seine Mähne schüttelte.

Ich hatte mich in seine Launen bald gefunden und war mit meiner Lage zufrieden. Zu meiner grossen Ueberraschung theilte er mir einige Tage vor Ostern mit, dass ich nach den Feiertagen in den konak übersiedeln müsse, angeblich um ihm zu jeder Zeit bei der Hand zu sein. Ob er zu diesem Entschlusse nicht auch noch aus einem andern Grunde veranlasst wurde, konnte ich niemals erfahren, glaube jedoch annehmen zu können, dass er dadurch meine Verbindung mit der Aussenwelt enger begrenzen wollte. Da jedoch mit meiner Uebersiedlung gleichzeitig mein Gehalt bedeutend erhöht wurde, so hatte ich allen Grund, mit derselben zufrieden zu sein.

Am ersten Juni theilte mir Michael-beg — seine beiden Söhne nannte das Volk nie anders als beg's — mit, dass sein Vater mich und einen andern meiner Amtsgenossen zu Cassenrevisoren bestimmt habe und dass wir schon am folgenden Morgen abreisen werden. Meine Amtsreise ging längst der Donau bis Negotin; dann aber am Timok hinauf gegen Alexinac und von dort über Paračin, Čuprija, Jagodina nach Belgrad zurück, während der zweite Revisor zu gleicher Zeit die entgegengesetzte Richtung, d. h. längs der Save und Drina nehmen und über Užica, Čačak, Gornji Milanovac und Kragujevac heimkehren sollte. Wir hatten die Aufgabe, die Aufzeichnungen über die Eingänge und Abführungen der Staatsgelder genau zu

prüfen und allfällig vorzufindende Baarbeträge mit thunlichster Beschleunigung nach Belgrad zu senden.

Ich fand diese Massregel in vollster Ordnung und dachte nicht weiter daran, sondern bereitete mich für die Abreise vor. Am folgenden Tage verliess ich, von vier Gardisten begleitet, die Residenzstadt Serbiens. Als ich bei dem Fürsten eintrat, um mich von demselben zu beurlauben, fand ich ihn in einer gedrückten Stimmung, wie niemals zuvor. Es kam mir vor, als habe er kurz vorher geweint. Er entliess mich mit wenigen Worten, aber nicht unfreundlich. Ich verkannte die kritische Lage, in der sich Milosch damals befand, nicht, allein hätte mir beim Verlassen des konak Jemand gesagt, dass ich den Begründer Neu-Serbiens niemals mehr sehen werde, so hätte ich darüber, wie über einen schlechten Witz, höchstens gelacht.

„Willst Du ein Volk kennen lernen, so greife in dessen volles Leben hinein“, sagt ein bekannter Ethnograph. Von der Richtigkeit dieses Ausspruches hatte ich mich schon in den ersten Tagen meiner Amtsreise überzeugt. Unter den Volksmassen gährte es gar bedenklich. Jung und Alt trug die Verfassung im Gürtel oder in Ermanglung eines solchen unter dem fez und verlangte auf der Grundlage derselben sein Recht. Wer nicht die ganze Verfassung sein Eigen nannte, begnügte sich auch mit einem Papierstreifen, worauf wenn nicht mehr, so doch einige Worte derselben gedruckt waren, aber man hätte leichter einen Serben gefunden, der an seinem Körper nicht die schwere Cavallerie beherbergt hätte, als ohne einen solchen Talisman. Welchen Begriff die Unterthanen des ersten Obrenović von der Verfassung hatten, will ich durch folgendes Beispiel beleuchten: Als die Verfassung publicirt wurde, that man dem Volke kund zu wissen, dass dieselbe unverletzlich sei und dass die Dawiderhandelnden strenge bestraft werden. Unweit von Grocka*) liegt eine dem Staatsärar gehörige Donauinsel, welche wegen ihrer Fruchtbarkeit die Bewohner des obgedachten Marktes in die Augen stach. Dieselbe sich widerrechtlich anzueignen, ging wegen der bekannten Strenge des Landesfürsten nicht an. Nun kam die Verfassung und diese sollte den Abgrund überbrücken. Die guten Leute versahen sich mit je einem Exemplar derselben und schritten wohlgemuth an die Vertheilung des Eilandes. Zur grösseren Sicherheit befestigten sie je einen zweiten Abdruck den Ochsen an die Hörner und ackerten wacker darauf los. Nach ihrer Meinung war Alles, was mit der Verfassung in Berührung stand, unantastbar. Die Geschichte klingt lateinisch, nicht wahr, lieber Leser, sie ist aber dennoch buchstäblich wahr.

Auf meiner Reise musste ich manche bittere Pille, die an die Adresse des Fürsten gerichtet war, hinunterschlucken. Je unwissender ein Individuum war, desto toller geberdete es sich. Das war aber noch nicht alles; selbst manche Beamte, die des Fürsten Brod assen, standen ihm feindselig gegenüber. Zudem kam noch das Missgeschick, dass die Rechnungen in der letzten Periode nirgends klappten. Was sollte ich mit den unredlichen Beamten anfangen? Liess ich dieselben verhaften, so jagte ich mir selbst das Volk auf den Kopf und konnte dabei mein Leben in die Schanze

*) Marktflecken, ungefähr auf dem halben Wege zwischen Belgrad und Semendria.

schlagen. Zum Glück hatte ich in dieser Beziehung einen Ausweg. Der Fürst hatte mir, wahrscheinlich in dem Glauben, dass überall die beste Ordnung herrscht, für diesen Fall keine Verhaltungsmassregeln auf den Weg mitgegeben. Ich begnügte mich daher damit, über die vorgefundenen Veruntreuungen Befundprotocolle zusammenzustellen und solche mit den vorhandenen Geldern an die fürstliche Cabinetskanzlei zur weiteren Amtshandlung einzusenden.

Auf dem Wege zwischen Požarevac und Negotin holte mich ein tatarin mit einem eigenhändigen Schreiben Michael-beg's ein. Der Inhalt desselben traf mich wie der Blitz aus dem heitern Himmel. Dasselbe war kurz und lautete:

„Lieber Peregrin! Mein Vater wird in wenigen Tagen abdanken. Beeilen Sie sich, damit Sie noch vor dem Umsturze soviel als möglich ein-cassiren. Das Geld senden Sie durch eine Person, die Ihnen G B in Negotin namhaft machen wird. Gedachter B. ist meinem Vater blind ergeben und wird Ihnen auch andere Anhänger unseres Hauses nennen, bei welchen Sie auf der Weiterreise jede nothwendige Auskunft erhalten werden.

Ihr

wohlgeneigter

Michael mp.

Ich stand längere Zeit sprachlos da; die Ueberraschung war zu gross. Milosch, der alle Intrigen der Türken zu Schanden mache; jener Milosch, der wie er sich auszudrücken pflegte, seinen Kopf jahrelang im Hängesack trug und von dem Wunsche beseelt, seine Stammesbrüder von der türkischen Knechtschaft zu befreien, vor keiner Gefahr zurückschreckte und keine Opfer zu gross fand, musste gehen und einem andern Platz machen. Dass er nicht freiwillig abdankte, stand ausser allem Zweifel. Jenes Volk, welches seiner Zeit wie zu seinem Erlöser zu ihm emporblickte, schrie nun aus vollem Halse: „Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“

Ich beantwortete das Schreiben des Fürstensohnes, übergab dasselbe dem tatarin und eilte weiter. In Negotin herrschte Ruhe. Die Krajna, das Land des Heiduk Veljko*) war dem Hause Obrenović treu ergeben; zudem grenzte der Negotinaer Kreis an das vilajet Donau-Bulgarien, also war er von Belgrad, dem Herde der Sonderbestrebungen, zu weit entfernt, um von demselben angesteckt zu werden. Auch die Cassa stimmte leidlich. Ich bereitete mich für alle Fälle vor und schickte nur das Silber-, Kupfer- und Stahlgeld ab, das Gold aber verwahrte ich in meinem weiten Leibgürtel, wo ich es sicherer glaubte, als in den Händen eines Dritten.

Am zweiten Abend nach meiner Ankunft sass ich mit den Beamten in der glavna mehana. Wir plauderten in der grössten Gemüthlichkeit mit einander, als ein tatarin eintrat und dem Kreisältesten ein umfangreiches Packet übergab. Dasselbe enthielt zwei gedruckte Kundmachungen in ungefähr je fünfzig Exemplaren: Die Abdankung des Fürsten Milosch und die Proclamation der Regentschaft mit Vučić an der Spitze. Auf den Fürstenthron wurde Milosch's ältester Sohn Milan**) erhoben.

*) Bekannter Anführer der Freiheitskämpfer in der ersten Periode (1804—9).

**) Er starb jedoch schon 26 Tage nach der Abdankung seines Vaters. Ihm folgte sein einziger Bruder Michael, der aber schon im Jahre 1842 auf den Thron verzichten und sich ins Ausland flüchten musste.

Den Eindruck, den dieses Ereigniss auf die Anwesenden mächte, kann ich nicht beschreiben. Alte Männer, Kampfgenossen des Helden von Rudnik, weinten wie kleine Kinder. In wenigen Minuten war die Gaststube leer. Jedermann eilte seiner Behausung zu, um seinem Schmerze ungesehen freien Lauf zu lassen. Auch ich suchte meine Schlafstelle auf, um ungestört meinen Gedanken anhängen zu können. Wie gestaltete sich meine Zukunft? Wurde durch die Abdankung des Fürsten nicht auch meine Stelle erschüttert? Oder lief ich als vermeintlicher Anhänger des abgedankten Herrschers nicht Gefahr, von der nun zur Herrschaft gelangten Gegenpartei gemassregelt und verfolgt zu werden? Sollte ich noch weiterreisen oder umkehren?

Ich entschloss mich für das Erstere, schrieb aber, um sicher zu fahren, unverweilt an Michael-beg. Ich weckte einen Gardisten, übergab ihm das Schreiben und liess ihn sogleich abreisen. In der nächsten Kreisstadt Knjaževac wollte ich die Antwort abwarten.

Am folgenden Tage feierte alle Arbeit, zur hellen Freude der Wirthen. Die Politik trat an die Oberfläche und beherrschte Jung und Alt. Es fehlte auch nicht an Individuen, die nun ganz offen gegen ihren gewesenen Landesherrn auftraten und ihrem Unmuth in keineswegs schmeichelhaften Worten Ausdruck verliehen. Dies hatte keinen Zweck mehr. Milosch hatte seinen Dienst gethan und wurde gegangen. —

* * *

Mit der Abdankung des Begründers Neu-Serbiens könnte ich das Capitel ganz gut schliessen, allein es drängt sich mir noch eine Persönlichkeit, ohne welcher das Befreiungswerk wahrscheinlich in dem Sande verlaufen wäre, in den Vordergrund — Ljubica Obrenovič, die Gemahlin des Fürsten Milosch.

Aus dem Bauernstande hervorgegangen, blieb sie nach ihrer Vermählung mit Milosch Theodorovič, später Obrenovič, als Magd in dem Hause des Stiefbruders ihres Gatten und übertraf an Fleiss und Ausdauer alle Hausgenossinnen. Ihr Sohn Michael, nachheriger Fürst von Serbien, erzählte mir oft, dass sie bis zum Tagesgrauen für zwanzig Personen das Morgenessen bereitete, dann mit den anderen Familienmitgliedern an die Arbeit ging und dabei mehr richtete als irgend jemand. Abends, wenn das übrige Hausgesinde ihre Lagerstätten aufsuchte, um von der harten Tagesarbeit auszuruhen, brachte sie erst das Haus in Ordnung. Niemand wusste wenn sie zur Ruhe ging oder wann sie sich zu neuer Arbeit erhob.

Als Milosch Obrenovič den zweiten Aufstand organisierte, begleitete ihn Ljubica auf allen seinen Wegen und theilte die grössten Gefahren mit ihm. Sie war sein bester Rathgeber. In dem Kampfe stand sie stets an der Seite ihres Gemahls. Als am Ljubičberge die christlichen Kämpfer den Muth verloren und nach allen Windrichtungen zu flüchten begannen, rief sie denselben aus vollem Halse zu: „Hierher, hierher unter meine Schürze, ihr feigen Memmen; hier ist euer Platz! Auch in der entscheidenden Schlacht bei Požarevac griff sie wacker ein und hinderte mit vorgehaltenen Pistolen ihre Landsleute an der Flucht.

Ljubica war unter den Kämpfern der besten einer, hatte dafür aber nur schnöden Undank geerntet. Solange Milosch*) Knecht war und in gedrückten Verhältnissen lebte, war ihm seine Gattin gut genug, als er aber emporkletterte und zu Ehren und Vermögen gelangte, passte sie ihm nicht mehr. Er machte es seinem Souverän, dem Sultan, nach und kümmerte sich um seine rechtmässige Gemahlin nicht weiter. Alle Versuche derselben, ihren Gemahl wieder auf den rechten Weg zurückzubringen, erwiesen sich als ohnmächtig.

Eines Tages griff Ljubica zum Aeussersten. Der österreichische, in Belgrad residierende Consul war nach Kragujevac unterwegs; er hatte dem Serbenfürsten eine ihm von dem Kaiser von Oesterreich verliehene Ordens-decoratiion zu überbringen. Der Fürst ritt demselben mit einem glänzenden Gefolge entgegen. An seiner Seite ritt seine Lieblingsfavoritin, während Ljubica sozusagen im Nachtrab beinahe unbeachtet an dem Auszuge theilnahm. Als die letzten Reiter die Stadt im Rücken hatten, sprengte Milosch's Gemahlin vor und rief ihrer Rivalin zu: „Zurück, hier ist mein Platz!“ Die Bedrohte schwieg und warf ihrem Beschützer einen bittenden Blick zu. „Zurück!“ rief die beleidigte Gemahlin noch einmal. Gleich darauf krachte ein Schuss und Ljubica Obrenović hatte eine Nebenbuhlerin weniger, für denselben Tag wenigstens. Sie hatte die Anmasserin ihrer Rechte durch das Herz geschossen.

Diese öffentliche Zurechtweisung machte auf den Fürsten nicht die geringste Einwirkung. Er schritt auf dem eingeschlagenen Wege weiter, seine Gemahlin aber versetzte ihr Domicil nach Požarevac und gab sich mit vollem Herzen der Kindererziehung hin.

Ljubica blieb auch nach ihrer Abreise ihrem Gemahl gewogen und zugethan. Sie that ihr Möglichstes, um seinen Fall zu verhindern und liess auch nach seiner Abdankung kein Mittel unversucht, um seine Rückberufung zu erwirken. Als ihr zweitgeborener Sohn Michael auf den Fürstenthron von Serbien erhoben wurde, zog sie mit ihm nach Belgrad und war sozusagen seine rechte Hand. Michael musste im Jahre 1842 nach Oesterreich flüchten, seine Mutter folgte ihm und theilte dessen Verbannung. Im Jahre 1843 starb sie in Neusatz in Ungarn an gebrochenem Herzen und wurde in dem in der fruška gora gelegenen orthodoxen Kloster Krušedol beigesetzt, wo ihre Gebeine noch heute ruhen.

Ljubica Obrenović verrichtete bis zu ihrem Tode alle häuslichen Arbeiten, kleidete sich so einfach als die schlichteste Handwerkersfrau und trug nie einen Schmuck an sich, dagegen aber unterstützte sie die Dürftigen und die Armen mit vollen Händen. Die unpartheiische Geschichte wird der ersten Fürstin Neu-Serbiens einen Ehrenplatz anweisen, auf den sie als Ehegattin, Mutter, Helden, Landesfürstin und Märtyrin vollen Anspruch hat.

*) Milosch Obrenović war nicht nur der Begründer Neu-Serbiens, sondern auch des häuslichen Zwistes in seiner Familie. Sein Sohn Michael liess sich ebenfalls von der schönen Julie Gräfin von Hunyady scheiden und Milan's scandalöse Ehescheidung ist noch in so frischer Erinnerung, dass ich darüber kein Wort verlieren zu müssen glaube. Auf die Seite der Männer hat sich auch die Mutter Milan's, die Rumänin Katargi, welche trotz ihres Alters ein derart scandalöses Leben führte, dass sie im Jahre 1880 Knall und Fall aus der Hofburg von Belgrad verwiesen werden musste und nach Serbien nicht mehr zurückkehren darf, geschlagen.



48

James

Ha

NARODNA IN UNIVERZITETNA
KNJIŽNICA



00000510542

*Obelix '93.
5.1.96.*

27.1.1997

